

HOTEL MIT TAUSEND STERNEN

LOUIS HENDERIKS

TEIL I

PROLOG

WARUM DER MENSCH AUF DER ERDE ZUR HÖCHSTEN BESTIMMUNG BERUFEN IST

Die Bitte

Auf einem fernen Planeten im tiefen Revier des Löwen rief ein Vater seinen Sohn zu sich, um eine ernste Bitte zu erörtern. Der Sohn trug den Wunsch in sich, die Heimat zu verlassen und auf der Erde Fleisch und Blut anzunehmen. Für die Bewohner seines Planeten - wie für zahllose andere Wesen - galt die Erde als geistiger Mittelpunkt des Alls: Dort lebten jene Kinder, die Gott am innigsten liebte, und gerade deshalb am härtesten geprüft wurden. Ihr Leid kannte er nicht aus Erfahrung, doch er spürte es - wie einen Ton, der nicht verklingt. Er fühlte sich gerufen, ihnen beizustehen.

Vor der Behausung des Vaters harrend, sah er die erste der drei Sonnen des Tages langsam hinter den Hügeln versinken. Weit und breit nur Sand. Kein Baum, kein Halm, kein Laut. Die Stille war vollkommen. Nach und nach stiegen zwei Monde am Horizont empor, flimmernd wie Fata Morganen. Zuerst der kleine, dann ein stummer, gewaltiger Riese. Der große blähte sich auf, glitt lautlos an den kleinen heran und würde ihn in der Nacht weit hinter sich

lassen. Fünf weitere Monde, jeder auf eigener Bahn, kündigten bereits ihre Spur an.

Es war, wie fast immer hier, eine brennende Hitze gewesen. Drei Sonnen gaben täglich Feuer. Eine gewaltige Zentralsonne, ein halbes Lichtjahr entfernt, und zwei Begleiter strömten Licht in solcher Fülle, dass alles - bis in kleinste Strukturen - offenlag. Den Bewohnern erschien die Materie selbst wie durchsichtig.

Die Härte der Hitze kümmerte sie nicht. Sie vermochten der Natur ihren Willen aufzulegen, selbst ihre Körperwärme zu lenken, als wäre sie ein Gedanke. Nichts in der Natur barg Geheimnis vor ihnen; alles unterstand den Kräften des Geistes. Wirkliche Nacht kannten sie nicht. Die Dunkelheit war nur ein anderes Licht: Farben wechselten, Konturen schnitten schärfer.

Während er ihrer träge-noblen Himmelsreise zusah, wanderten seine Gedanken zur Erde. Das tiefe Leid ihrer Bewohner - unvertraut und doch überdeutlich - vibrierte in ihm wie ein Ruf, der seine Seele nicht freigab.

Anfangs hatte der Vater ihm davon abgeraten.

„Du musst sie in Ruhe lassen“, hatte er gesagt. „Geduld üben - das ist unsere Natur.“

Vater hatte ihn darauf hingewiesen, dass es manchmal klüger sei, der Tragik ihr Werk tun zu lassen. Ihr Verlangen nach Liebe würde dadurch nur wachsen, und mit diesem Verlangen auch Einsicht und Weisheit.

Vater hatte natürlich recht. Dennoch konnte er sich damit nicht abfinden. Zweifelte der Vater an der Kraft seines Willens? Was er wollte, war doch auch der Wille des Großen Meisters - Vater und Schöpfer des Lebens. Wer sollte ihn dann noch aufhalten? Die Situation war, so fand er, zu ernst. Er wollte helfen. Wie auch immer. Einen Beitrag leisten zum großen Ziel, von dem diese Welt durchdrungen war.

Hier gab es keinen Krieg, keine Gewalt, keinen Hass - nichts, was die Harmonie stören konnte.

Sie hatten gelernt, dass Handeln gegen die heilige Ordnung den Tod bedeutete. Und dennoch war jeder vollkommen frei. Gesetze existierten nicht mehr; sie waren längst abgeschafft worden, weil sie überflüssig geworden waren. Nur ein einziger Grundsatz war geblieben: das Prinzip, aus dem alle hervorgegangen waren und zu dem sie zurückkehren würden - die demütige Liebe.

Die Menschen der Erde sehnten sich brennend nach dieser Liebe, doch es gelang ihnen nicht, sie Wirklichkeit werden zu lassen. Sie waren in Not. Er glaubte, etwas für sie tun zu können - mit all dem Wissen und der Erfahrung, die er in seinen vielen Sonnenjahren gesammelt hatte.

Er verschränkte die Hände; der Ruf blieb unverändert klar.

Die Begegnung mit dem Vater

Versunken in Gedanken, sah er den Vater auf sich zukommen, die Arme geöffnet. Sie fielen einander um den Hals, küssten sich - reine Freude des Wiedersehens. Mit einem Lächeln hakte der Vater seinen Arm ein und führte ihn hinein: eine Behausung wie eine Iglu-Kuppel aus verdichtetem Sand, ein einziger, weiter Raum.

Keine Möbel. Nur Wände und der Boden - derselbe weiche, warme Sand wie draußen, der Ruhe und Bequemlichkeit ganz selbstverständlich gewährte. Im Osten gähnte eine runde Öffnung bis zum Scheitel der Kuppel; Licht fiel ungehindert herein. Von dort sahen sie die fünf Monde, die zurückgeblieben waren und nun höher stiegen, als hätten sie ein stilles Ballspiel am Himmel begonnen.

Das Gesicht des Vaters, hellbraun, mit jener Wärme, die

beruhigt und ordnet. Er wirkte nicht älter als beim letzten Mal - fünfzig Sonnenjahre her. Nicht, dass es keine Nähe gegeben hätte: Vater und Sohn tauschten Gedanken und Empfindungen, wenn immer sie wollten. Sie erschienen einander in Träumen, wenn der andere es zuließ. Auch die Mutter, längst heimgegangen, war ihnen nahe. Der Tod hatte die Bande nicht gelöst. Eher vertieft - so war ihm, seit sie gestorben war.

Der Tod - keine Schranke, sondern ein Mehr an Seligkeit, in einer Welt voller Vorausgegangener. Diesmal aber hatte der Vater ihn leibhaftig gerufen, wider die Gewohnheit. Eine Regung in ihm, als könnte es das letzte Mal sein. Eine Entscheidung stand an, eine, deren Notwendigkeit er lange hatte nahen sehen. Er wollte den Entschluss begleiten, Einsicht geben - ohne die Freiheit des Sohnes zu schmälern. Sie war heilig. Der Sohn lächelte. Er wusste, weshalb er da war.

Gebet und Beginn des Gesprächs

„Setzen wir uns und stellen dieses Gespräch unter den Segen“, sagte der Vater.

Sie beteten gemeinsam zum Großen Meister, Er möge ihnen Weisheit schenken für die rechte Entscheidung.

„Ich habe lange gerungen“, begann er und blickte den Sohn an.

„Für mich bleibt es ein Wagnis. Ich bin nicht sicher, ob das Risiko im Verhältnis steht zu dem Heil, das du den Menschen bringen könntest. Zunächst will ich dir schildern, in welchem geistigen Zustand sie leben - die Menschen, die du so liebst. Dann wirst du begreifen, was dich dort erwartet.“

Seine Stimme wurde leiser; das Haus hielt die Stille fest.

Der Tod auf Erden

Der Vater hob an:

„Das Leid der Menschen auf der Erde hat eine Wurzel: Der Tod herrscht. Ihre Welt ist von seinen Grenzen umstellt, und es scheint keinen Ausweg zu geben. Für sie bedeutet der Tod das endgültige Ende - das macht sie ängstlich. In der kurzen Spanne, die sie haben, klammern sie sich daran; sie flehen und verehren, sie hassen, verspotten und lieben - den Tod. Sie stehen ganz unter seinem Bann.

Um zu entkommen, erhöhen sie sich selbst. So versuchen sie, ihrem materiellen Dasein Bedeutung zu geben. Doch damit verstärken sie nur den Griff des Todes. Sie ahnen es. Aus Angst und Zorn über ihre Gefangenschaft wenden sie sich gegeneinander - und gegen sich selbst - und zerstören so am Ende, was ihnen am teuersten ist.“

Er fuhr fort:

„Für uns verliert der Tod jede Schärfe, weil wir wissen: Das Leben kennt keinen Tod. Es ist unendlich. Die Lösung scheint naheliegend: Nimm ihnen die Furcht vor dem Tod - und sie sind frei. Diese Furcht macht blind und stumm und abhängig. In ihrer Unwissenheit verwechseln sie Tod und Leben, weil sie sich an nichts anderes halten. Sie kennen weder das Leben noch den Tod; kurz: sie kennen sich selbst nicht.

Sie glauben dem Sichtbaren und Greifbaren - und das ist vergänglich. Sie hängen am Körper und an allem, was dazu gehört. Ihr Dasein kreist um Sinnengenuss. Das ist ihr Kerker.

Dass der Körper nur die vorübergehende Herberge des wahren Lebens ist - das wissen sie nicht oder wollen es nicht wissen. So jagt jeder seiner eigenen Begierde nach, ohne den anderen zu sehen. Du ahnst, wie viel Streit,

Widerstand und Angst daraus wächst. Und vieles gilt als erlaubt - bis hin zum Töten des Mitmenschen.“

Er schwieg. Draußen glitt ein Schatten durch den Himmel, als der große Mond die Zentralsonne kreuzte; das Licht wechselte von Weiß zu Magenta, dann zu einem sanften Rosa.

Der Sohn sah den Vater an, erschüttert. Der Gedanke an dieses Leiden - ein Leben, das keins war, sondern ein Kampf ohne Aussicht - rührte ihn tief. Tränen des Mitleids liefen über sein Gesicht.

Der Vater nahm seine Hand und strich beruhigend darüber.

Als der Sohn wieder Worte fand, flüsterte er: „Es muss die Hölle sein, Vater - ein Ort, wo die verirrtten Geister freie Hand haben.“

„In gewisser Weise“, sagte der Vater, „denn den Menschen ist die Macht über die Natur entzogen, weil sie den Willen des Gottes, den wir den Großen Meister nennen, nicht annehmen. Sie kennen Ihn nicht, glauben, sie müssten alles allein tun, und fallen so von Not in Not.“

„Wie konnte es so weit kommen? Wo ist die Liebe des Großen Meisters, der sie doch in einem Augenblick erlösen könnte?“ fragte der Sohn.

„Das fragen sie selbst - und schließen: Es gibt keinen Gott. Ein liebender Gott ließe solches Elend nicht zu. Sie täuschen sich. Nicht Gottes Wille, sondern ihr eigener hat sie dahin geführt. Und dieser Wille ist frei. Immer. Ich will dir zeigen, warum.“

Ursprung von Leben und Liebe

Der Vater wandte den Blick zur runden Öffnung, als lausche er auf ein stilles Zeichen zum Weiterreden.

„Gott war, ist und wird sein - durch alle Ewigkeiten. Er allein ist Macht und Kraft; außerhalb seiner ist nichts. Wir alle sind von dieser Urkraft durchdrungen. Doch nicht Macht noch Kraft allein brachten die Schöpfung hervor, sondern die Liebe. Sie ist das demütige Herz Gottes - Er selbst nennt sie den Sohn.

In der Liebe erfuhr Gott Glück, das in Ihm aufstieg; Er gab Sich dem Sohn ganz hin. Ein heiliger Bund wuchs zwischen ihnen, der alle Urkräfte in die Unendlichkeit bündelte. Aus dieser Vereinigung strömte Wärme - wie Liebe immer Wärme gebiert.

Um die Schöpfung nicht in der Glut vergehen zu lassen, sprach Gott in Weisheit die rettenden Worte: *„Es werde Licht.“* Und es wurde Licht.

So wurde das geistige Leben aus Gott erhellt - und ins Dasein gerufen. Darum heißt Gott auch das *Wort*: Sein Wort ließ das Leben aus Ihm entstehen. Dieses Wort ist die Liebe selbst. Im Sohn wurde Gott eins mit der Liebe, und so ist jede seiner Taten eine Tat der Liebe.

Daraus folgt: Aus der Wärme der Liebe wird Licht - Gottes Weisheit; daher ist die Liebe der Weg zur göttlichen Einsicht. Uns ist das selbstverständlich. Den Menschen auf Erden bleibt es ein Geheimnis.“

Der Sohn atmete aus; er erkannte den Ursprung des Lebens.

Freier Wille und das Gesetz der Liebe

Der Vater sprach weiter:

„Gott freute sich an der Liebe und leuchtete vor Glück. Um Sein Werk zu vollenden, wollte Er, dass andere an derselben Freude Anteil hätten. So schuf Er drei Engel: zwei kleinere und einen großen.

Der große - Luzifer - strahlte fast wie Gott selbst. Doch die Engel kannten weder sich noch die Liebe ihres Schöpfers; ihr Bewusstsein glich dem eines Embryos im Mutterschoß.

Damit sie sich selbst und ihren Schöpfer erkennen konnten, gab Er ihnen, nach Seinem Bild, die Selbstbestimmung: den freien Willen. Und Er legte das *Wort* in ihre Herzen - unauslöschlich.

So wurde das Wort zum *Gesetz*, und das *Gesetz ist Liebe*.

Ihnen wurde aufgetragen, diesem Gesetz zu folgen. So würden sie ihres wahren Wesens gewahr - das nichts als Liebe ist -, teilten Gottes Herrlichkeit und würden eins mit Seiner Macht. Das ist die Verheißung für alles Lebendige.“

„Vater, erlaube mir eine Frage“, sagte der Sohn. Der Vater nickte.

„*Wenn die Liebe Gesetz ist - sind wir dann wirklich frei?* Ist Liebe noch Liebe, wenn sie auferlegt wird - mit der Drohung des Todes? Hat unsere Freiheit dann Gewicht? Sind die Ängste der Menschen nicht verständlich? Ist es nicht naheliegend, dass sie den Tod suchen - als Befreiung?“

Der Vater lächelte; er wusste, die Antwort lag bereits in der Seele des Sohnes. Doch der Sohn erwartete eine Antwort - aus Liebe.

„Jede Regung der Liebe findet den, der sie empfangen will. Sie vergeht nicht, sondern wächst wie ein Zweig am Baum des Lebens, genährt von reiner Liebe, bis sie das Sichtbare und Unsichtbare umfasst.“ Er blickte den Sohn an und gab ihm, was er suchte.

„Schöpfung ist nicht notwendig; sie ist Ausdruck von Gottes unendlicher Liebe und Seligkeit. Niemand zwingt Gott.

Für Gott ist das Gesetz keine Einschränkung, sondern die höchste Form der Freiheit. Er kennt keine Grenze in

seinem Handeln und keine Beschränkung Seines Willens. Das Gesetz ist der vollkommene Ausdruck dessen, was Er ist: Liebe.

Das Gesetz wurde den Engeln daher nicht auferlegt, um sie zu beschränken, sondern um sie sich dessen bewusst zu machen, wer sie wirklich sind. Der innere Widerstreit - gehorchen oder überschreiten - ließ die Engel, den Größten ausgenommen, reifen.

Diese Gegensätze trafen einander immer neu, wie auf einem Kreis. Immer wieder rang man dort - und stets siegte die Liebe. So wurden die Engel zu freien, selbstgewissen Wesen, fähig zu schaffen wie Gott.

Das Gesetz ist der Weg; die Liebe das Ziel. Am Ende sind beide eins.“

Der Sohn neigte sich vor den Worten des Vaters und küsste seine Hand.

Luzifer und der Sturz aus dem Licht

Der Vater sah ihn warm an und sprach weiter:

„Der Größte - Luzifer - verließ den Kreis der Liebe. Als Gott ihm eine kleine Flamme Seiner ewigen Liebe zeigte und gebot, sie zu verehren, wollte Luzifer sich nicht vor etwas so Kleinem beugen. Er fühlte sich erhaben über dieses unscheinbare Flämmchen.

Er weigerte sich - und in seinem *Zorn* suchte er, Gott und die Liebe zu zerstören. Da loderte Gottes Zorn auf über den Ungehorsam; Er stürzte Luzifer mit allem, was an ihn gebunden war, in den tiefsten Abgrund der Finsternis.

Die Menschen auf der Erde verstehen Gottes Zorn oft falsch. Sie glauben, Gott wolle damit jemandem schaden, dass Er straft. Das ist nicht so. Gottes Zorn entspringt nicht dem Willen zu bestrafen, sondern der Tatsache, dass Seine

Liebe - das Leben selbst - angegriffen wird. Denn das Leben geht aus der Liebe hervor und ist Liebe. Wer versucht, die Liebe zu zerstören, zerstört das Leben und damit sich selbst.

Gottes Zorn ist daher kein Handeln gegen den Menschen, sondern der unvermeidliche Widerstand der Liebe gegen ihre eigene Zerstörung. So schützt Gott das Leben: nicht durch Strafe, sondern dadurch, dass die Liebe sich nicht zerstören lässt.“

Eine Sonne stand im Lichtloch; zwei Monde sanken, schattenhaft, unter den Horizont.

Die Träne Gottes und die Entstehung der Erde

„Unendlich wie Seine Liebe ist auch Seine Barmherzigkeit. Ewigkeiten vergingen, bis Luzifer Reue spürte. Er fürchtete, das Leben zu verlieren, und sehnte sich - in der äußersten Verlassenheit - danach, von Gott ausgelöscht zu werden.

Da wandte sich die Liebe - der Sohn - an Gott und bat um Erbarmen. Gott wich dem Zorn nicht aus, doch Er bot der Liebe an:

„Wenn du Lucifers Schuld auf dich nimmst, will Ich ihn verschonen.“

Die Liebe - grenzenlos und rein - nahm es freudig an und dankte Gott aus ganzem Sein.

Dann trat Gott zu Luzifer und zeigte ihm noch einmal die matte Flamme. „Beugst du dich vor der demütigen Liebe?“, fragte Er. Luzifer begriff: Wenn Gott ihn in dieser Finsternis suchte, reichte Seine Liebe weiter als Sein Zorn. Er beugte sich, bat um Gnade - und um einen Ort der Ruhe.

Da löste sich aus Gottes Liebe eine Träne des Mitleids. Sie wurde zu einem großen Meer der Barmherzigkeit, und die Liebe hauchte über die Wasser. Das Wasser teilte sich in

unzählige Tropfen, und die kleine Flamme wuchs, loderte in jedem Tropfen auf.

So entstanden zahllose Sonnen; aus ihnen Planeten; aus ihnen Monde. Aus dem Zentrum der Träne Gottes trieb die Erde auf Luzifer zu, und die Liebe segnete sie. Die Erde - die Ruhestätte, die Gott für ihn bereitet hatte; von dort sollte der Weg zurückführen in Seinen heiligen Schoß.

In greifbarer Hinsicht bedeutete dies Folgendes. Alle Kräfte, Ideen und Geschöpfe Lucifers wurden derart miteinander verbunden und verdichtet, dass sie nicht länger in ein freies, selbständiges Dasein entkommen konnten. Von diesem Zeitpunkt an waren sie an die materiellen Gesetze des Universums gebunden. Innerhalb dieser Begrenzung blieb die Liebe wirksam, verborgen, aber gegenwärtig. So begann ein Weg der Läuterung, bis sie ihre Bestimmung erneut erkennen und zu einer freien, geistigen Form zurückkehren konnten."

Draußen erhob sich der Wind. Ein Sandsturm kam auf. Der Sohn sah durch die Öffnung einen Wirbel vorbeiziehen. Sie hätten den Sturm beruhigen können - doch es gab keinen Grund. Es würde schnell vorübergehen. Die Natur brauchte es. Auch sie musste sich reinigen.

Adam und Eva

Der Vater nahm den Faden wieder auf.

„Die nächste Phase in Gottes Schöpfung war der *Mensch*.

Gott schuf Adam. Der geläuterte, gemilderte Geist Lucifers verdichtete sich im ersten Menschen: Adam. Der Mensch ist das Zielpunkt der Schöpfung, die letzte Station der geistigen Wanderschaft durch die Materie.

Gott übertrug Adam Vollmacht über das All, damit er es nach eigenem Verständnis lenke. Für Adam war das geistige

Leben - innerhalb der Materie wie jenseits ihrer - so gegenwärtig wie die Materie selbst in all ihren Gestalten.

Er durchschaute die Geheimnisse der Natur, denn er sprach mit Gott - und damit mit allem, was aus Gott hervorgegangen ist. Dennoch bedurfte es dreier Prüfungen, damit seine Liebe zu Gott gefestigt würde. Adam wusste darum, doch in der Menschengestalt erlebte er sich anders als einst in der Gestalt Luzifers. In Luzifer waren die Gegensätze vereint; in Adam nicht.

Er fühlte Einsamkeit.

Gott erbarmte sich und ließ Adam die Gegensätze überwinden, indem Er aus ihm Eva, seine Frau, hervorbrachte. Den Keim des Bösen, der in Luzifer lag, nahm Er aus Adam und legte ihn in Eva. So konnte Adam durch die Liebe zu Eva auch das eigene Böse überwinden. Adam freute sich an seiner Frau und liebte sie aus tiefster Seele; in dieser Liebe waren sie eins.

Bald kam die erste Probe. Im Paradies liebten sie Gott und einander. Dort hätten sie ewig bleiben können, wenn sie Gott gehorchten. Zum Zeichen stellte Er zwei Bäume: den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse und den Baum des ewigen Lebens.

Gott untersagte, von den Früchten zu essen, denn sie bedeuteten gewiss den Tod. Die Schlange - das in Eva abgelegte Böse - verführte sie, von der Frucht des Erkenntnisbaumes zu nehmen. Sie versprach, Eva werde Gott gleich.

Wie Luzifer wähnte auch Eva, sie könne Macht und Kraft Gottes erreichen und am Ende übertreffen. Adam, der seine Frau mehr liebte als Gott, ließ sich von ihr bewegen, ebenso zu handeln.

Hätten sie in diesem Zustand auch vom Baum des Lebens gegessen, wäre das Unheil grenzenlos geworden. Darum wies Gott sie in einen anderen Bereich des Paradies-

ses. Zugleich nahm Er ihnen manches: Die Einsicht in die verborgenen Zusammenhänge der Schöpfung schwand; sie mussten arbeiten, um ihr tägliches Brot zu gewinnen.“

Das Licht, das durch die Öffnung fiel, zeichnete einen Kreis um sie.

Kain und Abel und das Schwinden von Gottes Nähe

„Im abgetrennten Bereich des Paradieses setzten Adam und Eva ihr Leben fort und bekamen zwei Söhne: Kain und Abel.

Eines Tages pflückte Adam von einem Strauch, dessen Früchte ihm schmeckten, obwohl er wusste, dass diese Pflanze keinen Segen Gottes trug. Adam fand die Früchte des Strauchs sehr lecker und geriet in einen Rausch. Er beschloss, auch einige der Früchte zu seiner Familie mitzunehmen; und als sie davon aßen - außer Abel, der auf dem Feld arbeitete - gerieten auch sie in einen Rausch. Dieser Rausch führte dazu, dass sie sich, von Wollust getrieben, aneinander vergriffen.

Als Abel heimkam, sah er sie schlafend und verstand, was geschehen war. Er weinte. Gott duldet es nicht: Er wies die ganze Familie aus dem Paradies und nahm ihnen - außer Abel - die besonderen Gaben. Nachdem Kain seinen Bruder ermordet hatte, lernte der Mensch das wahre Gewicht der Existenz kennen - ohne die unmittelbare Nähe von Gottes Liebe.“

Der Sohn ließ den Blick sinken.

Das Kommen des Sohnes

„Doch Gottes Geduld war groß, und Er erbarmte sich des Menschengeschicks. Die größte Tat - die endgültige Erlösung - stand noch bevor. Als Gott sah, dass die Menschen, selbst mit sanftem Zwang der Gesetze, weiter von Ihm fortliefen, sandte Er den Sohn - die Liebe - als Mensch auf die Erde.

Er nahm Adams Fehler auf sich. Auch Er wurde von Luzifer versucht, blieb aber unbeirrt. So vollendete Er, was Adam nicht vollenden konnte, und löste ihn aus der Schuld.

Damit auch die Menschheit vom Joch Adams erlöst werde, verkündete der Sohn:

"Ich bin das Licht, der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wer an Mich glaubt und nach Meiner Lehre lebt, trägt das ewige Leben bereits in sich und wird den Tod weder sehen noch fühlen."

Der Sohn machte deutlich, dass die Liebe der einzige Weg zur Erlösung ist. Er kam nicht, um das Gesetz zu ersetzen - Gesetz und Liebe bleiben eins - sondern um es als das zu erkennen, was es ist: Liebe.

Als Leitfaden gab Er der Menschheit zwei einfache Gebote, in denen alles zusammengefasst war:

"Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst."

So begann ein neues Zeitalter.

Doch die Menschen glaubten Ihm nicht. Die Welt war ihnen lieber als ihr Schöpfer. Sie lieferten Ihn dem Tod aus und nagelten Ihn ans Kreuz der Materie. Sein Leiden und Sterben wurden zum äußersten Prüfstein der Liebe. In der Auferstehung aber zeigte Er: Der Tod ist nicht. Wir sind zum ewigen Leben berufen.“

Es wurde still. Der Vater stellte zwei Gläser Wasser hin. Es gab weder Hahn noch Brunnen. Wasser - oder was immer gewünscht wurde - entstand aus einem einzigen

gerichteten Willen. Materie zu wandeln, wie immer man wollte, war auf diesem Planeten selbstverständlich.

Alles Nötige war allgegenwärtig. Auch Ortswechsel kostete keine Mühe. Sie konnten Gestalt wechseln und zugleich an mehreren Orten sein.

Weshalb die Erde Gott am liebsten ist

Der Vater fuhr ruhig fort: „Am Ende - und vielleicht am wichtigsten -: Die Erde ist Gott die liebste. Die Menschen dort sind Ihm am nächsten. Sie sind Seine wahren Kinder. Denn Luzifer, der größte und liebste unter den Engeln, wurde auf die Erde verwiesen. Die Erde kennt die schwersten Prüfungen, weil der Geist Lucifers dort in voller Kraft im Menschen wirksam ist. Er übt seinen Einfluss aus und tut, was er immer getan hat: das Leben an sich zu binden.

Doch seine Macht ist begrenzt. Auf fernen Welten, wie der unseren, ist sein Einfluss weitgehend erloschen - wenn er überhaupt noch zu spüren ist. Dass auch wir noch in Körpern leben, zeigt seine ferne Spur, doch sein Geist ist so schwach, dass er uns kaum berührt.

Unsere Läuterung verläuft deshalb langsam: Wir spüren wenig Widerstand. Der Drang, Gottes Gesetz zu brechen, ist uns fremd. Dass wir Gottes Gebote halten, ist daher keine große Leistung; unsere Freiheit hat Grenzen. Die Menschen auf der Erde aber müssen das Böse - Luzifer - in sich überwinden. Dieser Sieg verleiht ihnen das *Kindsein Gottes*. Das heißt: höchste Seligkeit in den

Himmeln und innigste Gemeinschaft mit Seiner Liebe - Einssein mit Gott.

Aus Sehnsucht nach dem wahren Selbst und nach der demütigen Liebe Gottes wählen viele Wesen anderer

Welten die Inkarnation auf Erden. Inmitten der Prüfungen hoffen sie dort, eins mit Gott werden.“

Die grauen Haare des Vaters glänzten wie Silber im sanften Licht.

Was es heißt, Mensch zu werden

„Willst du den Menschen helfen, musst du wissen, was dich erwartet. Es führt nur ein Weg hinein: Du musst Mensch werden. Das heißt, du legst Erfahrung und Wissen dieser Welt ab. Du vergisst alles: Wer du bist. Woher du kommst. Warum du kommst.

Andernfalls wärest du dort nicht frei. Du beginnst neu. Ohne uns. Ohne die fühlbare Nähe Gottes. Ohne die Gewissheit der Liebe. Was hier selbstverständlich in dir fließt, kann dort zum Stolperstein werden. Dein Wesen wird geprüft, der Versuchung ausgesetzt - so stark, dass niemand dir garantieren kann, standzuhalten.

Damit stellt sich die Frage, ob du je zurückkehrst. Wenn nicht, liegt ein Weg von Ewigkeiten vor dir, bis du wieder hierher gelangst. Wir werden dich begleiten - doch nicht lenken. Der freie Wille ist heilig; sogar Gott rührt ihn nicht an. Du wirst allein wählen.“

Der Sohn aber wollte in eine Welt, in der Liebe nicht selbstverständlich ist. Dort herrscht Unwissen - so tief, dass sie und vielleicht auch er daran zerbrechen könnten.

„Ich weiß, was du fürchtest“, sagte der Sohn leise, „du fürchtest, mich zu verlieren.“

„Furcht bewegt mich nicht“, antwortete der Vater ruhig. „Ich vertraue, dass du heimfinden wirst. Es geht mir um das Motiv. Du willst helfen - aus Liebe. Das ist edel. Doch kannst du wirklich helfen? Jeder hat seinen Weg, jeder seine

Zeit, reif zu werden. Ein Eingriff von außen - so gut gemeint - ist nicht immer gewollt.“

„Und doch“, rief der Sohn, „aus der Ferne können wir bestenfalls deuten und Eingebungen schenken. Wenn ich unter ihnen bin, bin ich einer von ihnen. Ich kann auf das verweisen, was ich hier lernte - Einsicht kann schneller wachsen.“

„Vergiss nicht“, erwiderte der Vater, „dass dein Wissen und deine Weisheit dort nichts gelten. Vielleicht kommst du gar nicht dazu, anderen zu dienen; vielleicht beanspruchen dich deine eigenen Mühen. Gab es nicht genug Tapfere, die schon wiesen und mahnten? Was willst du hinzufügen?“

Er schwieg. Der Vater hatte recht. Was konnte er tun, da doch so vieles versucht worden war? War nicht Geduld das Gebot - und Vertrauen auf die Verheißung des Großen Meisters?

Zwiespalt, Beweggründe und der Ruf von innen

Die Darstellung des Vaters zwang ihn zur Entscheidung. Zweifel drang ein. Unsicherheit legte sich auf ihn - ein längst vergessenes Gefühl.

„Sollte es wirklich sinnlos sein?“ fragte er in sich.

Unvorstellbar - dann müsste er den größten Traum fahren lassen. Doch der Zweifel setzte an, ihn zu sprengen. Er senkte den Blick und suchte einen anderen Blickwinkel. Was bildete er sich ein? Eine Welt allein retten? Das wusste er besser. Nur die Liebe zu den Menschen trieb ihn. Reicht Liebe nicht? Ist sie nicht Grund genug?

Das Verlangen, unter ihnen zu sein, wuchs trotz der Worte des Vaters. Zugleich sah er klar: Objektiv war seine Sendung nicht nötig; alles würde sich erfüllen, wie es

verheißen war. Warum also alles riskieren, um neu zu beginnen?

Da begriff er nach und nach: Es gab nur einen Grund - dem Ruf zu folgen, der inzwischen wie ein heller Ton sein Innerstes erfüllte: das Kindsein Gottes. Dann würde alles sich fügen. Ein Kind Gottes sein - indem er Gott und die Menschen liebt. Weg und Ziel würden eins.

Die Stille vertiefte sich.

Im Schneidersitz, ihre langen Gewänder bis über die Knie drapiert, saßen Vater und Sohn lange Zeit einander gegenüber.

Der weiße Schatten: letzte Prüfung

„Ich glaube, ich weiß es“, sagte der Sohn.

„Ich glaube es auch“, antwortete der Vater sanft.

„Jetzt, da du gewiss zu sein scheinst, kommt die letzte Probe: der ‚weiße Schatten‘. Bestehst du ihn, löst sich der letzte Widerstand in dir. Du wirst deines verborgenen Ichs gewahr - des Schattens.

Wie bei den Engeln formt sich Bewusstsein auf einem Kreis, auf dem Gegensätze einander wieder und wieder begegnen. Der Schatten ist die Gegenkraft, die mit deiner Liebe ringt. Das Licht muss auch dorthin dringen - erst dann kann dein Wille in vollem Bewusstsein wählen.“

Er lächelte dem Vater zu. War er bereit? Im Herzen wusste er es

Sie schlossen die Augen.

Die Hände des Vaters legten sich auf seine Schultern. Eine tiefe Vibration fuhr durch ihn, als bebte die Welt. Bilder und Gefühle brachen über ihn herein - als spiegele sich das andere Leben schon in ihm.

Durch die starke Imagination des Vaters wurden die

Spannungen der Erde unmittelbar fühlbar. Gefühle trafen ihn, die seine Welt nicht kennt, nicht einmal, wenn er sich ganz auf die Erde ausrichtete. Er hatte ihnen in Gedanken unablässig Liebe zugesandt, um ihr Leid zu lindern; was er dabei spürte, ließ ihn etwas von ihrem Kampf verstehen.

Immer wieder hatte er geschlossen: Sie wissen nicht, was wirklich geschieht. Das wollte er ergänzen - um jeden Preis - damit ihr Leid ein Ende findet.

Doch jetzt waren die Bilder anderer Art. Ein Sturm riss ihn fort, Gefühle rasten durch ihn, zerrten an ihm. Nichts bot Halt.

Fetzen schossen wie Halluzinationen durch ihn hindurch, Laute prallten als Echos in einem berstenden Kopf. Er hörte seine eigene Stimme - und erkannte sie nicht. Ausgeliefert fremden Kräften, wehrte er sich gegen Mächte, die ihn überwältigen wollten. Es war, als werde er zerrissen. Der Halt wich, Dunkel drang in die Seele. Etwas wie Wahnsinn stieg auf - er wusste nicht mehr zu trennen, was er war und was nicht. Als zerfiele er zwischen Traum und Nachtmahr, zwischen Prüfung des Geistes und Verlust seiner selbst.

Für einen Augenblick war er nicht - nur ein Strom von Impulsen, ohne Kern, ohne Richtung, ohne Ich. Fallen - oder loslassen.

Da fiel Stille in ihn. Kälte. Eine weite Leere. Der Boden gab nach; ein bodenloser Schacht tat sich auf. Kein Entkommen. Er wurde verschlungen und sank, endlos, ins Nichts. Die Wege zurück waren verriegelt. Es verging eine Ewigkeit. Verzweiflung. Liebe und Wärme - fort.

Da klang eine tiefe, höhnische Stimme: „Wirklich - du gegen mich, Kind? Komm erst einmal aus dem Loch.“

Ein kaltes Lachen füllte die Leere - und riss die Hoffnung mit sich fort.

Wieder eine Ewigkeit, bis er sich eines Rufes erinnerte, ein klarer Klang, der ihn einst durchdrungen hatte: „*Das Kindsein Gottes.*“

Er schrie, so laut er konnte: „*Gott, hilf mir!*“

Das Wort stürzte wie Feuer in die Tiefe.

Der Entschluss

In diesem Augenblick war er zurück. Die Hände des Vaters lösten sich, Wärme durchströmte ihn. Heiliges Feuer - Liebe zu den Menschen, Sehnsucht nach der Einheit mit Gott - füllte ihn ganz. Das war der Weg. Der einzige, Luzifer zu begegnen. Er wandte sich dem Vater zu und sprach: „*Ich gehe.*“

Der Vater nickte; es musste nichts mehr gesagt werden.

Abschied und Übergang

„Rufen wir den Großen Meister an und bitten um Beistand“, sagte der Vater.

Sie nahmen einander bei den Händen und sanken in tiefe Stille. Die Liebe des Vaters wärmte ihn bis in die letzte Faser. Dann kam die Kälte, leise.

„Dein Geist ist auf dem Weg“, flüsterte der Vater. „Bald lässt er den Leib zurück.“

Er schloss ihn in die Arme und sagte: „*Ich liebe dich - bis in die Ewigkeit.*“

ERINNERUNGEN

FANTASIE, VERBUNDENHEIT
UND VERLUST DER UNSCHULD

Geburt

Sechzehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs kam ich zur Welt - in einem Dorf in der südöstlichen Ecke Drenthes in den Niederlanden, dicht an der deutschen Grenze. Ich war das erste Kind unserer Familie und das erste Enkelkind auf der Seite meiner Mutter. Zwei und drei Jahre danach folgten meine beiden Schwestern.

Wenn ich meine Kindheit aufrufe, steigen ein paar Bilder immer wieder an die Oberfläche.

Fantasie und paradiesische Erfahrung

Meine Fantasie war überschäumend. Stundenlang lag ich abends wach und malte mir aus, wie die Welt sein sollte - eine kindliche Utopie, in der vor allem eines galt: alle sind glücklich. In meinen Gedanken lebte ich in einem riesigen Freizeitpark, mit Attraktionen, die ich mir selbst ersann und in denen ich mich restlos verlieren konnte. Der Stoff dafür

kam aus Slagharen: dem Ponypark, in dem wir die Sommer verbrachten.

Dort war es so herrlich, dass mich Wochen vorher die Aufregung wachhielt. Wir mieteten ein kleines Häuschen und bekamen einen Pony samt Wagen. Den Wagen brauchten wir kaum - es ging mir um das Pony. Man brauchte etwas Glück, denn es gab auch träge, störrische Tiere. Wenn man Pech hatte, durfte man tauschen und hoffte auf ein lebhafteres Pferdchen.

Reiten konnte ich, das hatte ich beim Bauern gegenüber gelernt. Mit den Kindern aus dem Park zog ich los; wir durchstreiften das ganze Gelände. Wir spielten Cowboys - und es fühlte sich echt an. Neben dem Ferienpark lag der Vergnügungspark, für uns schlicht: die Kirmes. Während des gesamten Urlaubs hatten wir freien Eintritt; es fühlte sich wie ein besonderes Privileg an.

Für mich war das der nächste denkbare Ort zum Paradies meiner Kindheit. Ich war sicher, dass es eine Welt geben müsse, in der alle glücklich sein könnten. Im Bett spann ich diese Welt weiter und fühlte einen stillen, seligen Glanz - die Freude, dass es noch schöner werden konnte.

Gedankenlesen und moralische Reinheit

Neben der Glücksfantasie trug ich noch eine zweite, eigentümliche Gewissheit in mir.

Als Kind war ich überzeugt, andere könnten meine Gedanken lesen. Lügen kam nicht in Frage - nicht einmal im Kopf. Ich bewachte meine innere Rede, als hinge Ärger davon ab.

Es fühlte sich an, als seien wir füreinander durchsichtig; Gefühle und Gedanken wie gemeinsam gehalten. Allmählich merkte ich, dass ich mit diesem Empfinden allein war.

Niemand schien sich lange mit der Wahrheit seiner Worte oder Gedanken aufzuhalten.

Wenn jemand nicht die Wahrheit sagte, staunte ich. Würden die anderen das nicht merken? Meistens nicht.

Mit der Zeit löste sich die Vorstellung, innerlich makellos sein zu müssen. Ich musste mich nicht mehr rechtfertigen. Aber zufrieden machte es mich nicht. Mit der Reinheit schwand auch das Gefühl der Verbundenheit. Es war, als verlöre ich ein kleines inneres Licht - unsichtbar für die Welt, unübersehbar für mich.

Die Freiheit, die ich gewann, hatte nicht die Geborgenheit des inneren Miteinanders. Schließlich suchte ich wieder die Nähe vom Anfang, die ich als Kind so stark gespürt hatte. Doch die Helligkeit der Gefühle war verfliegen. Der Verstand hatte mich auf eine falsche Fährte gesetzt.

Zu viele Zweifel hatten sich eingenistet. Dieser Pfad war zu. Was blieb, war Erinnerung - als hätte ich vom Baum der Erkenntnis gegessen und müsste erst „sterben“, um je zur Einheit zurückzufinden.

Spirituelle Erinnerung und planetare Herkunft

Schon früh hatte ich das Gefühl, von einem anderen Planeten zu kommen. Ich besaß keine klaren Erinnerungen; vielleicht war das Gefühl der Nähe, das ich anfangs kannte, ein Echo von dort.

Es war kein fester Befund. Oft habe ich die Vorstellung eines Vorlebens verworfen, sie als Fantasie abgetan. Und doch blieb sie - obenauf und im Untergrund. In Zeiten von Zweifel und Unsicherheit trug sie mich: Dann konnte ich glauben, dass mein Dasein hier durchreisend ist. Dass ich als Wanderer durch dieses Leben gehe, um die Erfahrungen

zu sammeln, die mir entsprechen. Es gab einen Plan - oder wenigstens eine Richtung -, und solange ich das spürte, hatte ich Halt.

Saat der Sehnsucht

Diese Erinnerungen - an Nähe, an innere Helligkeit, an einen anderen Ursprung - trugen eine Saat in sich, ein Verlangen, das geblieben ist. Eine Sehnsucht nach dem Licht des Anfangs.

DER VERLORENE SOHN

GETRIEBEN DURCH EINE PARISER NACHT

Von zu Hause weggelaufen

Ich kam zwei Wochen nach meinem sechzehnten Geburtstag in einer Samstagnacht vom Café nach Hause. Unten saß mein Vater - was er sonst nie tat. Für ihn war ich viel zu spät. Ich hatte keine Geduld für Vorhaltungen, fuhr zurück, Worte schlugen Funken, und in wenigen Minuten entbrannte der Streit, als hätte er nur auf einen Funken gewartet.

Seit langem ging es zwischen uns bergab; wir redeten kaum. Wenn, dann in schneidendem Ton, und die Vorwürfe lagen blank zwischen uns. Dass ich „zu spät“ war, traf mich nicht mehr; ich machte ohnehin, was ich wollte.

Dann sagte er: „Wenn du nicht hören willst, dann geh.“

Das Gefühl, nicht dazuzugehören, wohnte schon länger in mir: in Pausen, Blicken, ungesagten Sätzen. Es fraß an mir, machte mich trotzig und traurig zugleich. Jetzt sprach er aus, was ich längst spürte, und die Bestätigung traf mich härter, als ich zugeben wollte.

Zwischen uns war nichts geblieben: kein Gefühl, kein Verstehen, keine Achtung - nur Leere.

Ich dachte: „Wenn du willst, dass ich gehe, dann gehe ich.“

Ich sagte: „Gut.“

Oben riss ich die Schublade auf. Jetzt geschah es, und es gab kein Zurück. Der Pass - in die Jackentasche. Das letzte Geld - etwa fünfundzwanzig Gulden - in die Hand, dann in die Tasche. Ich ging die Treppe hinunter, sagte nichts mehr, öffnete die Tür und trat hinaus, als schnitte ich einen Faden durch.

Die erste Nacht

Es war weit nach Mitternacht. Ich ging Richtung Schoonebeek, hielt den Daumen in die kalte Luft; die Straße blieb leer. Hinter dem Dorf, Richtung Coevorden, hielt doch ein Wagen. Als ich einstieg, war es, als überschritte ich eine unsichtbare Grenze. Die Welt, aus der ich kam, rückte abrupt in die Ferne, als hätte sie keine Schwerkraft mehr.

Er ließ mich bei der Jugendszene „Parallaxis“ raus, wo noch Licht brannte. Drinnen saßen drei Männer an der Bar und rauchten Joints. Süßer Haschduft stand im Raum, und aus den Lautsprechern zog „Station to Station“ von David Bowie eine lange Linie durch die Nacht.

„Wie lange noch offen?“, fragte ich.

„Letzte Runde“, sagten sie.

Ich ging weiter. Der Adrenalinschub aus dem Streit war verpufft; Müdigkeit fiel über mich, schwer und warm, aber Schlaf war weit.

Unter der Brücke über die N34 suchte ich Schutz und rollte mich zusammen. Mitte März, keine Decke, kein Schlafsack - die Kälte kroch in alle Nähte. Doch die Nacht

kippte, der Himmel graute, und ein Sonntag legte den ersten Schimmer auf die Straße.

Die Fahrt nach Süden

Ich kletterte auf das Viadukt und ging in Richtung Hardenberg. Kein Auto war weit und breit. Die weißen Striche im Asphalt gaben den Takt vor, Schritt für Schritt, als folgte ich einer stillen Partitur.

Unbestimmt und unerwartet hatte ich einen Schritt in die weite Welt getan.

Meine Gedanken schweiften zurück zum Abend zuvor. Ich war noch immer wütend. Diesmal würde er es spüren: Ich kam nicht zurück. Es fühlte sich an wie ein geistiges Armdrücken auf Distanz: Ich würde nicht nachgeben. Aber mit meiner Entschlossenheit kam auch Zweifel - eine Stimme, die flüsterte, dass ich vielleicht zu weit ging. Ich konnte auch nach Hause gehen. Aber wozu?

Es würde sich nichts ändern. Nur ein ewiges Wiederholen derselben Züge, bei dem ich meine Gefühle stets aufs Hackbrett legte. Ich hatte genug. Es musste einmal enden.

Vielleicht bereute er es, wenn ich fort war. Vielleicht war das die einzige Hebelwirkung, die mir blieb: Abwesenheit als Gewicht. Dann würden wir sehen, ob ich ihm etwas bedeutete - ob da hinter dem harten Ton eine Hand war, die ich nicht gesehen hatte.

Die Wiesen lagen links und rechts unter einer weißen, atmenden Decke. Nebel floss über die Straße, leise wie Milch. Hier und da tauchte ein Bauernhof auf, zwischen kahlen Wipfeln, die einsam aus der verschleierten Welt ragten. Es war feucht und kalt. Die Kleidung, die ich trug, bot wenig Schutz in dieser frühen Stunde. Wohin ich wollte, wusste ich nicht genau - Richtung Süden, das war alles.

Der Verkehr kam langsam in Gang. Ab und zu fuhr ein Auto vorbei. Meist aus der Gegenrichtung. Ich sah Fahrer und Beifahrer die Köpfe drehen und mir nachschauen, bis ich außer Sicht war. Ihre Gedanken, ihre unbeantworteten Fragen über den Sonderling am Straßenrand hafteten kurz in der Luft und wickelten mich in eine melancholische Stimmung. Auch ich fragte mich, was ich hier tat. Warum konnte ich nicht einfach im Nebel verschwinden und nie mehr auftauchen? Einfach - mich auflösen. Als hätte es mich nie gegeben.

Alle hundert Meter stand ein Pfahl; so maß ich die Strecke, als wäre sie ein Beat. Ein Auto bremste. Ein grüner Opel Kadett.

Der Mann öffnete die Beifahrertür und sagte: „Du bist auch früh unterwegs. Wohin musst du?“

„Nach Hardenberg“, sagte ich.

„Passt gut, da muss ich auch hin.“

Er trug einen grauen Overall und eine Mütze auf dem kahlen Kopf.

„Am Sonntag am Arbeiten“, dachte ich, „sicher ein Bauer.“

In Hardenberg ließ er mich an der Auffahrt zur N34 raus. Dort konnte ich weiter trampeln.

Ich kannte die Niederlande gut. Von klein auf blätterte ich gern im „Grote Bosatlas“ und war fasziniert von Ländern, Flüssen und Städten. Stundenlang konnte ich mich in Karten verlieren, träumend und fantasierend, wie es anderswo in der Welt wäre. Ich kannte die Hauptstadt fast jedes Landes. Im Frankreich-Urlaub durfte ich vorne sitzen - ich war der Einzige, der Karten lesen konnte.

Die Fahrt des Tages lief. Die Sonne räumte die letzten Dunstreue weg, der Himmel öffnete sich in ein Blau, das fast nach Sommer schmeckte. Über Almelo und Hengelo

trieb es mich in die Achterhoek, und Lochem fiel mir ein: Himmelfahrt, Popfestival, Onkel Henk am Steuer, der älteste Bus der Welt. Für die Bande Lausbuben reichte das. Um neun Uhr fielen wir schon in angetrunkenem Zustand aus dem Bus und mussten oft erst unseren Rausch ausschlafen, bevor wir etwas von den Konzerten mitbekamen.

„Das müsste hier irgendwo in der Nähe sein“, dachte ich.

Am Nachmittag waren es etwa 20 Grad; sehr warm für die Jahreszeit. Ich bekam eine Mitfahrt von einem jungen Mann im Anzug. Auf der Rückbank stand ein großer Kranz mit Blumen. Der Geruch erinnerte mich an eine Beerdigung. Er musste nach Deutschland, über Arnhem. Das kam mir recht. Ich fühlte mich besser. Sonne und Wärme taten mir gut. Ich dachte nicht mehr an zu Hause. Ich war unterwegs und wollte nur weiter und weiter.

An der Grenze gab es einen langen Stau. Im Radio hörten wir, ein Verbrecher sei aus dem Gefängnis geflohen, daher werde jedes Auto kontrolliert. Sowohl auf deutscher als auch auf niederländischer Seite. Es war ein riesiger Grenzübergang mit direktem Anschluss an niederländische und deutsche Autobahnen. Auch sonntags viel Verkehr.

Am Straßenrand sahen wir eine Vielzahl von Polizeiwagen mit blauen Rundumlichtern. Das konnte dauern. Der Fahrer sagte, er müsse nur bis Emmerich, ein paar Kilometer in Deutschland.

„Du könntest auch hier aussteigen, dann trampst du hinter der Grenze weiter.“

Auch eine Idee. Wollte ich überhaupt nach Deutschland? Warum nicht, es war jetzt so nah. Bei der Kontrolle gab es zum Glück keine Probleme. Mit dem Pass durfte ich durchgehen.

Kichern auf dem Rücksitz

Ich stand eine Weile mit dem Daumen draußen, aber die Leute hatten offenbar keine Lust, jemanden mitzunehmen. Es war, als seien sie selbst befreit, nun da sie die Grenze hinter sich gelassen hatten. Die Anspannung wich allmählich einer dumpfen, trägen Müdigkeit. Die Nachmittags-sonne wärmte sacht meine Jacke. Ich fragte mich, ob ich hier richtig stand oder besser ein Stück laufen sollte.

Gerade als ich aufgeben wollte, hielt ein alter, dunkel-roter Kombi. Die rechte Hintertür ging auf.

Ein deutscher Junge und drei Mädchen sahen mich an. Ich durfte einsteigen.

Er und seine Freundin saßen vorne, die anderen beiden hinten. Im Auto hing eine Mischung aus Patchouli und Süßigkeiten.

Als wir richtig unterwegs waren, sah ich erstaunt, wie die rechte Hand des Fahrers während der Fahrt zwischen die Brüste des Mädchens neben ihm glitt. Es schien sie nicht zu stören. Ohne BH, nur eine dünne Bluse, bis knapp über dem Bauch geknotet - der Fantasie blieb wenig überlassen.

Während er so zugange war, begann das Mädchen neben mir zu kichern. Ich wusste ehrlich nicht, wie ich damit umgehen sollte.

„Forderten sie mich heraus? Erwartete man etwas von mir?“

Ich versuchte wegzuschauen und brachte kein Wort heraus. Plötzlich sagte das Mädchen neben mir: „Er ist wohl schüchtern, oder?“

Ich wurde rot.

„Mist“, dachte ich. „Auch das noch. Sollte ich das denn normal finden?“

Ich war erleichtert, als sie mich irgendwo absetzten. Frische Luft, raus. Aber den Inhalt dieser dünnen Bluse bekam ich nicht so schnell aus dem Kopf.

Nacht in Düsseldorf

Ich bekam Hunger; den ganzen Tag hatte ich nichts Richtiges gegessen. Hin und wieder gab es etwas im Auto - Bonbons oder Schokolade. Aber davon wurde man nicht satt. Ich riss mich zusammen und dachte: Das wird sich schon ergeben. Nach ein paar kurzen Fahrten nahm mich gegen Abend ein Lkw-Fahrer mit, mit einem kleinen 7,5-Tonner.

Er hieß Rudolf, ein Mann um die vierzig. Ein kräftiger Kerl mit lockigem blondem Haar, rötlichem Gesicht und hellblauen Augen. Er schien sich ein wenig um mich zu sorgen. Durch den väterlichen Ton und seine warme Ausstrahlung fühlte ich mich sofort wohl. Er sah, dass ich ohne Gepäck reiste, und fragte, ob alles in Ordnung sei. Ich gab mich gefasst und sagte, ohne ihn anzusehen, dass es keine Probleme gebe. Er schien nicht ganz überzeugt, respektierte aber meine Antwort.

Ich hatte mich auf solche Situationen vorbereitet. Ich wollte nicht sprachlos sein, aus Angst, man könnte misstrauisch werden und die Behörden einschalten. Um heikle Fragen zu vermeiden, hatte ich mir eine Geschichte zurechtgelegt. Wenn Leute wissen wollten, wohin ich wollte, sagte ich: „In die Schweiz, zu meinem Vater, der in einer Uhrenfabrik arbeitet.“

Und um dem Ganzen mehr Gewicht zu geben, fügte ich oft hinzu: „Er entwirft Uhren.“

Es spielte keine Rolle, wo ich war - ich konnte immer sagen, dass ich dorthin wollte. Also sagte ich, als Rudolf

fragte, wohin die Reise gehe: „In die Schweiz, zu meinem Vater.“

„Dann hast du noch einen langen Weg vor dir.“

Ich nickte. Es folgte eine lange Stille.

Es wurde Abend, und Rudolf bot an, dass ich bei ihm übernachten könne. Insgeheim hatte ich darauf gehofft. Er nahm mich mit in seine Wohnung in einem Vorort von Düsseldorf. Rudolf Chefte für uns beide, und ich stürzte mich auf das Essen. Er lachte über meinen Appetit.

„Du hast lange nicht gegessen, hm?“ sagte er.

„Stimmt“, lächelte ich.

Nach dem Essen wurde ich plötzlich sehr schläfrig. Ich fühlte mich ein wenig undankbar, dass ich keine Kraft mehr hatte, gesellig zu sein, aber Rudolf verstand es. Er sah mich beruhigend an und zeigte mir das Gästezimmer. Sobald mein Kopf das Kissen berührte, war ich weg.

Am nächsten Morgen brachte er mich nach dem Frühstück zur Autobahnauffahrt, damit ich von dort aus leicht weiter in die „Schweiz“ trampen konnte. Er gab mir die Hand und wünschte mir eine gute Reise. Tränen stiegen auf, aber ich ließ mir nichts anmerken. Ich tat so, als könne ich es kaum erwarten, meinen Vater zu sehen.

Umherirren auf der Autobahn

Die Sonne brach durch. Das machte mir Mut. Rudolf hatte mich jedoch gewarnt, dass sich das Wetter gegen Abend wahrscheinlich verschlechtern würde. Vorläufig war es noch gut.

Es war Montag, deutlich mehr Verkehr. Das Trampen ging deshalb nicht unbedingt besser. Manchmal stand ich stundenlang am Straßenrand, bis mich jemand mitnahm. Endlose Ströme von Autos, zusammengedrängt auf zwei-

und vierspurigen Straßen, zogen an mir vorbei. Brummende Motoren, qualmende Auspuffe, flüchtige Blicke hinter glänzenden Windschutzscheiben in der sanften Frühlingssonne.

Wählerisch war ich nicht. Jede Fahrt nahm ich dankbar an. Ein Schild mit klarem Ziel hatte ich nicht. Ich wusste immer noch nicht, wohin ich wollte. Ich trampelte einfach ins Blaue. Auch mein geographisches Wissen ließ mich hier in Deutschland im Stich. Die großen Städte im Ruhrgebiet kannte ich nur dem Namen nach, wo sie genau lagen, war mir ein Rätsel.

Schließlich landete ich nach einigen unbestimmten Fahrten in Belgien. Die Grenze hatte ich verpasst. Offenbar waren wir einfach darüber hinweggerollt. Ich sah es an den Verkehrsschildern. Sie waren plötzlich anders.

Hinter Lüttich setzte man mich mitten auf der Autobahn ab. Der Fahrer sagte, ich könne hier leicht weiter trampeln. Das Gegenteil war der Fall. Sie fuhren zu schnell, um rechtzeitig für einen Trampler zu bremsen. Ich musste eine Auffahrt finden, aber die konnte kilometerweit entfernt sein. Außerdem wurde es dunkel, es war kalt, und es fiel Schneeregen. Rudolf hatte recht, das Wetter würde umschlagen.

Ich irrte am Leitplankenrand über den grauen Asphalt, ohne Ende in Sicht. Um mein Gesicht vor den tausenden Schneeflockchen zu schützen, schlug ich den Kragen meiner Jacke hoch. Den Kopf hielt ich so tief ich konnte. Die Autos rasten unablässig an mir vorbei. Gelegentlich hupte eines. Offenbar als Zeichen, dass ich eine Gefahr darstellte. Trampeln tat ich nicht mehr; es hatte ohnehin keinen Sinn.

Nacht in der Zelle

Meine Stimmung sank. Ich fühlte mich elend. Ich dachte an zu Hause. Dort war es warm, und vielleicht wartete man auf mich. Aber dort würde ich mich noch elender fühlen. Ich wollte meinen Punkt machen. Ich musste weiter. Egal was passierte.

Während ich so vor mich hin grübelte, hielt plötzlich die Polizei. Blaulicht, Türen auf und zu, zwei Beamte stiegen aus.

„Es ist verboten, auf der Autobahn zu Fuß zu gehen“, sagte der eine.

Der andere leuchtete mir mit der Taschenlampe ins Gesicht und fragte: „*Du nimmst doch Drogen, oder?*“

Ich verneinte und sagte, ich nähme keine Drogen, und versuchte, möglichst klar zu wirken. Vom langen Stehen an der Straße hatte ich Ausschlag im Gesicht, vor allem um den Mund. Ich dachte, die Abgase seien schuld, wusste es aber nicht sicher. Ich sah vermutlich nicht gesund aus. Sie wollten Papiere und Adresse sehen. Ich müsse von der Autobahn runter, sagten sie.

„Wohin denn?“, fragte ich.

Neben der Leitplanke stand Gebüsch mit Bäumen, die gerade austrieben. Und dahinter? Keine Ahnung. Flächen. Sie schienen sich nicht für die Folgen zu interessieren und machten mir klar, dass das nicht ihr Problem sei. *Ließen sie mich hier stehen? Sollte ich zusehen, wie ich zurechtkam?* Ich widersprach. Wenn sie von mir Unmögliches verlangten, sollten sie auch eine Lösung bringen.

Ich fragte, ob sie mich vielleicht mitnehmen könnten. Fast im Chor sagten sie, das sei nicht vorgesehen. Doch bei einer traurigen Version der Schweiz-Geschichte begannen sie zu schwanken und gaben schließlich nach. Sie nahmen

mich mit aufs Revier. Ich durfte in der Zelle schlafen. Sie schlossen die Tür ab. Das war weniger schön, aber besser würde ich es nicht bekommen.

Monate später schickten sie mir noch eine Vorladung, in Belgien vor Gericht zu erscheinen - wegen Landstreicherei. Ich ließ es auf sich beruhen und hörte zum Glück nie wieder etwas.

Die griechische Familie

Am nächsten Morgen war das Wetter wieder völlig aufgeklart, und ich konnte abermals einen herrlichen Frühlingstag genießen. Als ich aus dem Dorf hinausging, in dem die Polizeistation lag, und schon den Daumen rausstreckte, bekam ich eine Mitfahrt von einer griechischen Familie: einem Mann, einer Frau und einem Sohn und einer Tochter von etwa zehn Jahren.

Mikos, der Vater, wies mich nach hinten zu den Kindern. Es war eng, und ich verstand nicht recht, warum er überhaupt angehalten hatte. Die Kinder sahen mich scheu an, rückten gehorsam ein Stück zur Seite und sagten kein Wort.

Bald wurde mir klar, dass Mikos und seine Familie die Orientierung verloren hatten. Sie hatten eine Karte, aber niemand konnte sie lesen. Nach einer Weile fragte Mikos, ob ich wisse, wie sie nach Gent kommen müssten.

Wir hielten auf einem Parkplatz, und er zeigte mir die Karte. Ich sah, dass sie auf der falschen Strecke waren, und versuchte zu erklären, wie wir am schnellsten auf die richtige Route zurückkämen. Mikos verstand es nicht gut. Er sagte, ich solle mich nach vorn setzen und ihm den Weg weisen. Es war mir unangenehm, dass die Mutter für mich weichen musste, aber ich fühlte mich auch geehrt, dass er mir vertraute. Das tat gut.

Was ich in den Ferien immer für unsere Familie getan hatte, durfte ich nun für sie tun. Bald waren wir auf der richtigen Strecke, und Mikos und seine Frau waren überglücklich. Es fühlte sich an, als würde ich Teil der kleinen Familie. Sie teilten alles mit mir: Essen, Trinken, Süßigkeiten.

Mikos war ein jovialer Kerl und begann gelegentlich, griechische Lieder anzustimmen, die die Kinder und seine Frau leiser mitsangen oder summten. Von meiner Seite trug ich bescheiden zum Chor bei.

Mikos war so in Hochstimmung, dass er plötzlich rief: „*I drive with you to America*“, schlug die Hände aufs Lenkrad und lachte dröhnend, und alle lachten mit.

Wir hatten es herrlich miteinander - bis wir tanken mussten.

Nicht willkommen

Vor der Tanke stauten sich die Autos. Als wir endlich dran waren, rührte der Tankwart keinen Finger für uns. Ich verstand die Welt nicht mehr, kurbelte das Fenster runter und fragte, was los sei. Er deutete nur auf die Leute in unserem Wagen und winkte uns mit einer wegwerfenden Geste ab. Da machte es Klick. Diese Menschen sahen „anders“ aus - und sollten deshalb keinen Sprit bekommen. Unglaublich.

Mir verschlug es die Sprache. Die Wut schoss mir ins Gesicht; so etwas hatte ich noch nie erlebt. Solche freundliche, liebe Menschen abweisen, weil ein Flegel in meinem Alter das so will. Ich wollte über ihn herfallen, doch Mikos hielt mich fest.

„Ruhig“, sagte er, „ist schon gut.“

Seine Gelassenheit, während dieser Bengel ihm und seinen Liebsten so etwas antat, traf mich fast noch härter.

„Wie kann man das schlucken?“, schoss es mir durch den Kopf. „Dagegen muss man was unternehmen.“

Ich setzte erneut zum Aussteigen an, aber wieder bremste mich Mikos. Er merkte, wie geladen ich war. Liese er mich los, würde es vermutlich eskalieren - dachte er wohl. Aus meinem Zorn wurde Ohnmacht. Ich durfte nichts tun, während ich diesen Blasebalg in Gedanken schon zimal zu Boden geprügelt hatte.

„Wir finden eine andere Tanke“, sagte Mikos, und wir fuhren vom Hof.

Ich bekam das Erlebte nicht in den Kopf. In kurzer Zeit waren wir so zusammengewachsen, hatten so viel gelacht; es fühlte sich an wie meine eigene Familie. Ich wollte sie schützen vor diesem Unrecht.

„Ich spreche die Sprache - ich könnte diesem Trottelt problemlos klarmachen, dass das gar nicht geht“, dachte ich.

Aber Mikos war vernünftig; es war nicht sein erstes Mal. Er nahm den Weg des geringsten Widerstands. Kein Ärger, wenn's nicht sein muss. Wir waren bedrückt und fuhren schweigend weiter.

Fragen ohne Antworten füllten den Wagen. Das war Realität. Ihre Realität. Ich konnte es beim besten Willen nicht begreifen.

Eine andere Tanke war schnell gefunden. Wir kamen gleich dran. Diesmal wollte ich den Dingen zuvorkommen: Kaum standen wir, stieg ich aus, griff mir den Zapfhahn und begann zu tanken. Bald kam jemand und wies mich darauf hin, dass es keine Selbstbedienung sei. Ich entschuldigte mich, sagte, er solle übernehmen.

Dieser Tankwart kümmerte sich nicht um die Familie.

Mit vollem Tank ging's weiter. Allmählich kehrte die Stimmung zurück, wenn auch gedämpfter. Der Flegel hatte Spuren hinterlassen.

Die Strecke nach Gent war jetzt simpel, im Grunde schnurgerade. Mir war nicht danach. Auf der Karte hatte ich gesehen, dass Paris nicht weit war. Es zog mich an wie ein Magnet. Ich hatte so viel gehört. Da wollte ich hin. Ich erklärte Mikos meinen Plan und bat ihn, mich an einer Abfahrt Richtung Paris rauszulassen. Er konnte dann weiter geradeaus nach Gent. Ich stieg aus, seine Frau setzte sich wieder nach vorn. Ich winkte der Familie hinterher, bis sie verschwunden war.

Die kleine Familie blieb mir im Kopf. Ein Vater, der stolz auf mich war. Für einen Moment fühlte es sich an wie Heimkommen. Vielleicht eine Illusion. Vielleicht hatten uns nur gemeinsame Interessen zusammengebracht. Aber der Respekt, den sie mir entgegenbrachten, tat gut.

Ich war etwas wert.

Richtung Paris

Ich bekam eine Mitfahrt bis an die französische Grenze. Drüben, auf der französischen Seite, ein großer Parkplatz voller Laster - perfekte Chance auf eine lange Strecke. Erst mal durch den Zoll. Ich sah mich um, ob ich unbemerkt vorbeikäme. So könnte ich lästige Fragen umgehen.

Es gab nur einen Weg: ein schmaler Streifen entlang der Zollhäuschen. Es war trubelig, anfangs fiel ich nicht auf. Als ich schon glaubte, durch zu sein, winkte mich ein Beamter hinein. Er wollte meinen Pass und stellte mir in Französisch neugierige Fragen, von denen ich kaum etwas verstand.

Warum ich allein reise, ohne Gepäck. Ich stammelte, ich

wolle nach Paris. Von dort mit dem Zug in die Schweiz. Zu meinem Vater.

Wie viel Geld ich habe? Ich zeigte ihm den 25-Gulden-Schein. Ich war mir sicher: Für den Zug reicht das nie. Er sah das wohl anders, ließ mich gehen und wünschte mir eine *bon voyage*.

Nach einer halben Stunde fand ich jemanden, der mich ein Stück mitnahm. An der Ausfahrt Amiens ließ er mich raus. Kurz darauf hielt eine Frau um die dreißig, öffnete die Beifahrertür, bedeutete mir einzusteigen.

Ich zögerte. Sie sah ungesund aus: dunkle Augenringe, blass, rote Flecken. Wirkte wie auf irgendetwas. Sie fuhr nach Amiens und bot mir spontan einen Schlafplatz an. Verlockend. Aber irgendwas stimmte nicht. Vielleicht meinte sie's gut und ich sah Gespenster. In solchen Situationen bleibt dir nur die Intuition.

Die sagte: „*Lass es.*“

Ich bedankte mich, sagte, ich wolle direkt nach Paris. Es war noch hell genug, Zeit hatte ich.

Nach einer langen Lkw-Fahrt und zwei kurzen Hüpfern setzte mich jemand abends an einer Bogenbrücke über der Seine ab, Paris im Abendlicht.

Pigalle

Ich trieb ziellos durch die Straßen und landete in einem Viertel voller Bars. Neon tauchte die Straßen in Rot, Grün, Violett, Gelb. Autos und Taxis kamen im Minutentakt. Auf den Gehwegen schoben sich dichte Menschenmengen. Straßenhändler, meist afrikanische Männer, sprachen Passanten an, hielten ihnen Uhren, Armreifen, Ketten und Krimskrams hin. Die meisten liefen stoisch weiter.

Vor einem Hotel lungerten Gruppen von Travestiten,

machten Männern Avancen. Ich blieb stehen und schaute zu. Wie Frauen sahen sie aus. Geschminkt, lackierte Nägel, Brüste, Kleider, High Heels, langes Haar. Ihre Bewegungen: betont weiblich, vielleicht weiblicher als bei Frauen, die ich kannte. Mir dämmerte: Sie akquirierten Kundschaft. Für ein kurzes Vergnügen ins Hotel.

Ich blieb stehen. Neugier. *Was sehe ich da eigentlich? Was macht das mit mir?* So überzeugend sie sich gestylt hatten - für mich blieben es Männer.

Einige warfen mir Blicke zu, machten einladende Gesten. Theatralisch, wie eine Inszenierung - ebenso für mich wie für sie selbst. Da steckte etwas Komisches drin, fast Leichtes. Als nähmen sie sich selbst nicht ganz ernst - und luden mich ein, es genauso zu halten.

Ich ging weiter. Sexshops und Cafés reihten sich aneinander. Aufreizend gekleidete Frauen mit kurzen Röcken und knalligem Lippenstift standen an den Türen, um Leute reinzulocken. Sicher mit Preisliste - wie die Damen an der Bar.

Pigalle, kapierte ich später, war der Vergnügungsbezirk von Paris. Ein Freizeitpark für Erwachsene. Ab und zu sprach mich eine Frau an, sehr deutlich in ihren Absichten. Die vielen Verlockungen heizten mich an, aber ich wusste: Ich kann damit nichts anfangen. Sie wollten nur mein Geld. Das hatte ich nicht.

Nach und nach fühlte ich mich in dem Gedränge und der Geschäftigkeit verloren. Keine Wärme. Jeder wollte etwas. Leute anzusprechen: sinnlos. Am Ende würden sie denken, ich gehörte zum Geschäft. Und außerdem sprach ich die Sprache nicht.

Wenn ich einen sicheren Schlafplatz wollte, musste ich hier weg. Zweifel kroch in mir hoch. Was, wenn ich nichts finde? Die Aussichten in dieser großen, distanzierten Stadt

waren nicht rosig. Hier war ich niemand. Ein Nobody. Die düsteren Gedanken legten sich wie ein Schatten über Neon und Glitzer. Plötzlich war der Reiz dahin.

Ich verließ Pigalle. In einem kleinen Park mit ein paar Bäumen und einem Teich fand ich eine Bank. Es war verhältnismäßig ruhig. Breite Straßen und hohe Miethäuser rahmten das Fleckchen Grün. Ich sah die endlosen Reihen geparkter Autos. In den meisten Wohnungen brannte Licht. Drinnen saßen die Menschen warm und sicher. Ich dachte an Zuhause. Doch das Bild meines Vaters, das dabei hochkam, vertrieb das Heimweh sofort.

Maurice

Hin und wieder kamen ein paar Leute vorbei. Ich klammerte mich mit den Augen an sie, als wollte ich sie zu mir heranziehen. Stumm schrie ich um Hilfe. Ich hatte auch fürchterlichen Hunger. Ein Junge schlenderte ein paar Mal an mir vorbei. Ich sehnte mich nach menschlichem Kontakt. Er sah mich an und behielt mich im Blick.

Beim dritten Mal setzte er sich neben mich. Er schien etwas älter zu sein als ich. Er stellte sich als Maurice vor. Nachdem klar war, dass wir einander nicht gut verstehen konnten, kam ich schnell zu dem, worum es mir ging. Ein Schlafplatz. Er verstand es und bot an, mir zu helfen. Ich könne bei ihm zu Hause schlafen. Es sei ein Stück weg von hier, aber das machte mir nichts. Mir fiel eine Last von den Schultern.

Er fragte, ob ich Hunger hätte.

„Oui“, sagte ich und nickte heftig.

„Pas de problème.“

In einer Wimpy Bar ein Stück weiter kaufte er mir ein Hamburgerbrötchen und eine Portion Pommes. Das war

nett von ihm, und ich dachte: „*Es wird doch noch alles gut. Paris war gar nicht so schlecht.*“

Nach der Mahlzeit war ich satt, und ich dankte ihm für seine Großzügigkeit. Den Kassenbon steckte ich in die Tasche. Wir nahmen die Metro und den Zug zu ihm nach Hause. Wir kauften nirgends ein Ticket und kamen überall problemlos durch.

Ich dachte: „Das ist merkwürdig. Ist der öffentliche Nahverkehr in Paris etwa gratis?“

Seine Wohnung lag im vierten Stock in einem alten Stadtteil. Als wir hineinkamen, saß sein Vater im Unterhemd draußen auf einem winzigen Balkon und rauchte. Die beiden schmalen Flügeltüren zum Wohnzimmer standen offen. Vater und Sohn wechselten ein paar kurze Worte, und ich hatte den Eindruck, dass sie nicht besonders gut aufeinander zu sprechen waren.

Der Vater würdigte mich keines Blickes und schaute nur auf die Passanten, die etwa zehn Meter unter ihm vorbeigingen. Maurice führte mich zu dem Doppelbett, das ebenfalls im Wohnzimmer stand. Wir würden zusammen im Bett schlafen. Das beunruhigte mich nicht. So etwas war schon öfter vorgekommen. Mit Freunden hatte ich früher auch im selben Bett geschlafen.

Einmal unter der Decke, schlief ich schnell ein. Bis ich plötzlich ein Gefummel an meinem Schritt spürte. Ich fuhr erschrocken hoch und dachte: *Oh... das war also die Absicht.*

Beherrscht, aber scharf sagte ich zu Maurice, er solle sofort damit aufhören, sonst ginge ich. Er murmelte ein „sorry“ und zog die Hand zurück. Ich sah mich um; sein Vater saß noch immer auf dem Balkon, ein paar Meter von uns entfernt. Er schien sich nichts aus uns zu machen.

Trotz der Zweifel an den guten Absichten und der Spannung, die ich fühlte, war ich so müde, dass ich fast sofort

wieder einschlief. Doch wenig später passierte es erneut. Jetzt hatte ich genug; ich stieg aus dem Bett, zog mich an und ging.

Ich war wütend. Maurice versuchte, mich noch aufzuhalten. Sein Vater sah aus der Entfernung schweigend zu.

„Er hatte versprochen, es nicht mehr zu tun, und tat es doch. Ich konnte ihm nicht mehr trauen“, dachte ich. Es war vorbei.

Obwohl ich mich nach einem warmen Bett sehnte, lief ich wieder durch die kühlen Straßen dieser riesigen Stadt.

Nach einem langen Marsch kam ich an der Champs-Élysées an. Es war weniger voll als in Pigalle. Wahrscheinlich, weil es schon spät war. Unwillkürlich zog es mich wieder zu den Menschen. Sie waren schließlich die Einzigen, die mir helfen konnten.

Émile

Ein Obdachloser sprach mich wegen Geld an. Ich deutete an, dass ich nichts hatte, und wollte weitergehen.

Aber er packte mich am Arm und flüsterte: „Ich habe Geld.“

Er zog mich an ein stilles Plätzchen hinter einem Gebäude und zeigte seine Hosentaschen, vollgestopft mit Münzen und Scheinen.

„Komm, wir gehen etwas trinken“, sagte er und machte mit dem Daumen ein paar auf- und abgehende Bewegungen Richtung Mund.

„Je m'appelle Émile“, sagte er und gab mir die Hand.

Es lag etwas Entwaffnendes an ihm. Er meinte es gut. Keine Hintergedanken. Endlich jemand, der mich sah. Nicht als Kunden, nicht als Kind, nicht als Fremden. Einfach: als Menschen.

Oder vielleicht wollte ich das glauben.

Entlang der Promenade standen kleine gläserne Bars in einer geraden Reihe. Wir zogen von Bar zu Bar, kleine Glas-kioske, in denen wir an der Theke Bier tranken. Er zahlte alles.

In jeder Bar tranken wir ein Bier, dann gingen wir weiter. Ein Ritual des Verschwindens und Wiederauftauchens, immer ein Stück weiter in die Nacht hinein.

Émile liebte die Menschen. Er lachte über alles. Seine Augen suchten ständig die Randfiguren: Betrunkene, Touristen, Prostituierte, heruntergekommene Dandys, Travestiten, Frauen mit falschen Wimpern.

Er merkte, dass ich aus dem Staunen nicht herauskam. Ich war ein Grünschnabel, und das amüsierte ihn.

Obwohl wir uns nicht gut verständigen konnten, hatten wir einen Heidenspaß. Der Strom all dieser unterschiedlichen Typen und Charaktere war eine unendliche Quelle des Staunens. Der Humor wurde uns auf dem Silbertablett serviert. Ein Blick der Verständigung reichte, und wir kamen aus dem Lachen nicht mehr heraus.

Wir arbeiteten die ganze Reihe der Bars ab, und als wir die letzte hinter uns hatten, waren Émiles Hosentaschen fast leer. Der Alkohol hatte mich wieder etwas aufgeheitert und die Müdigkeit zu überdecken gewusst. Nun kam sie mit aller Wucht zurück; auch Émile war müde.

Er würde schon einen Platz finden, wo wir schlafen konnten. In einer breiten Straße gingen wir die Türen ab, die in das Treppenhaus von vier- bis fünfstöckigen Wohnhäusern führten. Ich wunderte mich, dass sie nicht abgeschlossen waren, aber die meisten gingen einfach auf, wenn er die Klinke nach unten drückte. Er schlief oft in Treppenhäusern. Dort war es wenigstens etwas warm.

Wir fanden ein Plätzchen auf einem Podest. Émile legte

sich hin und sagte, ich solle mich zu ihm legen. Nach meiner früheren Erfahrung in dieser Nacht war ich ein wenig zögerlich, aber ich hatte an ihm sonst nichts bemerkt, was mir Sorge machte. Ich legte mich neben ihn und versuchte, auf dem harten kalten Boden zu schlafen. Es dauerte jedoch nicht lange, da fing auch Émile an, an meinem Schritt herumzufummeln.

Mein Körper erstarrte.

„*Schon wieder*“, dachte ich.

Ich war erschöpft und fühlte mich besiegt.

Meine Gedanken rotierten, doch mein Körper wollte sich nicht bewegen. Die Erkenntnis, dass es wieder passierte - so schnell, so unvermittelt - warf mich aus der Bahn. Ich lag da, im Dunkeln, zwischen den Wänden eines fremden Hauses, neben einem Mann, dem ich hatte vertrauen wollen. Es fühlte sich wie Verrat an.

Meine Kehle schnürte sich zu. Ich konnte nicht mehr wütend werden, nicht einmal überrascht. Nur leer.

Gab es denn niemanden, der einfach menschlich sein konnte? Ohne etwas zurückzuwollen? Ohne diese Hand, diese Erwartung?

Das war der Moment, in dem ich zerbrach.

Nicht laut. Nicht dramatisch.

Still. In mir.

Ich stand auf, ohne etwas zu sagen, und lief die Treppe hinunter zur Tür hinaus. Meine Beine bewegten sich von selbst, aber mein Kopf war ein einziger Klotz aus Verwirrung. *Ich wollte nach Hause.*

Die Rückkehr

Mein Entschluss stand fest, und ich suchte den schnellsten Weg, die Stadt zu verlassen. Über die Champs-Élysées,

dachte ich, hätte ich die besten Chancen. Es dämmerte, und es gab schon etwas Verkehr. Auf gut Glück hob ich den Daumen. Nach einiger Zeit hielt tatsächlich ein Auto. Er fragte, wohin ich wolle.

„Nach Norden, nach Belgien.“

„Steig ein, ich bringe dich auf die richtige Route“, sagte er.

Vor lauter Anspannung wegen der Rückfahrt nach Hause wich meine Müdigkeit. Das Einzige, was mich beschäftigte, war, dass er mich an einer geeigneten Stelle absetzen musste.

Im Radio lief *„It's only Rock 'n' Roll (but I like it)“* von den Rolling Stones, aber auf Französisch. Das klang so witzig.

„Pourquoi français?“, fragte ich und deutete auf das Radio.

Er musste lachen und machte deutlich, dass sie das täten, um die französische Sprache vor zu viel englischem Einfluss zu schützen. So würden alle englischsprachigen Hits ins Französische übersetzt und neu herausgebracht. Im Radio liefen ausschließlich diese Versionen.

Er setzte mich ordentlich ab, und von dort aus konnte ich wieder nach Norden. *Nach Hause.*

Sleep-in

Ich war den ganzen Tag per Anhalter unterwegs. Die Hälfte der Zeit hatten die Fahrer praktisch nichts von mir, denn kaum saß ich, kippte mir schon die Klappe zu.

Gegen Abend, irgendwo in Nordfrankreich, kurz vor der belgischen Grenze, nahm mich ein niederländischer Truckfahrer mit.

„Wohin soll's gehen?“

„Drenthe.“

So weit fuhr er nicht, meinte er, aber bis Breda könne er mich bringen. Dort gäbe es eine *Sleep-in*, da könne man für ein paar Gulden pennen. Klang perfekt. Den Rest der Fahrt hab ich verpennt.

Vor der *Sleep-in* rüttelte er mich wach. Zum Glück hatten sie noch einen Platz frei. 12 Gulden kostete das - das erste Geld, das ich überhaupt auf dieser Reise ausgegeben hatte. Ich war so glücklich über ein Bett, dass ich auf der Stelle eingepennt bin.

Am nächsten Tag wachte ich erst gegen Mittag auf. In dem Schlafsaal standen lauter Stockbetten. Auf einem lagen zwei Jungs und pafften einen Joint. Einer fragte, ob ich auch mal ziehen wolle, aber ich winkte ab. Ich hatte noch nie Gras oder Hasch geraucht und hatte keine Ahnung, was da auf mich zukommt.

Sie erzählten, dass sie zu zweit durch die Niederlande tingelten, Konzerte und Festivals mitnahmen und meist in solchen Läden übernachteten. In jeder Stadt wussten sie, wo man am billigsten schlafen konnte. Beide lebten von der Stütze, hatten irgendwo ein Post-Domizil, und einmal im Monat gaben sie brav ihren Zettel ab.

„So kann man also auch leben“, dachte ich.

Während ich ratzte, war einer von ihnen einkaufen. Auf dem Bett stand eine fette Tüte voller Lebensmittel. Geizig waren sie nicht - ich durfte mitessen. Ein herrlich deftiges Frühstück.

Es fühlte sich gut an, wieder Richtung Heimat zu wollen. Ich war durch mit der Reise. Leer. Mehr ging nicht. Ich dachte, ich starte ein neues Leben, aber eigentlich wollte ich nur gesehen werden. Jetzt musste ich sehen, wie es weiterging. Ob sich etwas verändert hatte.

Erst am Nachmittag zog ich wieder los zum Trampen. Vorher musste ich noch Kilometer latschen, um überhaupt

zu den Ausfallstraßen zu kommen. Das fraß Zeit, sodass ich an dem Tag nur bis Nijmegen kam. Da gab's auch eine Sleep-in. Gleicher Preis wie in Breda. Es ging gerade so auf - ein Gulden blieb übrig.

Am nächsten Morgen stand ich früh auf, und am späten Nachmittag war ich endlich am Ziel. Abgesetzt wurde ich an der Straße von Nieuw-Amsterdam nach Erica, auf Höhe der Kreuzung mit dem Dikke Wijk. Noch ein paar Kilometer, dann wäre ich zu Hause.

Ich hatte mir zurechtgelegt: Wenn die Kumpels fragen, wo ich war, sage ich, ich sei krank gewesen. Damit komme ich schon durch, dachte ich. Währenddessen lief ich Richtung Erica.

Kaum war ich unterwegs, hielt ein Auto. Eine Frau, die ich nur flüchtig kannte, machte die Tür auf und rief: *„Was bin ich froh, dass du wieder da bist!“*

In diesem Moment brach mein Plan in sich zusammen; das Gerede von „krank sein“ und so zu tun, als wäre nichts gewesen, kam nicht mehr infrage. Wenn sie es wusste, wusste es vermutlich das ganze Dorf. Was war da gelaufen.

Zuhause

Sie setzte mich vor unserer Haustür ab.

Meine Mutter war übergücklich, mich wiederzusehen. Sie fiel mir um den Hals und weinte vor Freude. Sie hatte mich immer auf Händen getragen - vielleicht zu sehr. Liebevoll und mitfühlend, aber manchmal auch erdrückend. Während mein Vater Distanz hielt, war sie mir ständig auf der Pelle. Und doch fühlte sich ihre Umarmung in diesem Moment wie ein wirkliches Nachhause kommen an.

Mein Vater stand im Wohnzimmer, wütend. Seiner

Meinung nach brauchte es eine Strafe. Das Erste, was er sagte: „Du gehörst ins Erziehungsheim.“

Ich sagte nichts und dachte: *Du wolltest doch selbst, dass ich verschwinde.*

Die Suche

Am Anfang hatte mein Vater sich keine großen Sorgen gemacht. Ich hatte schon öfter mal draußen geschlafen, wenn ich's zu Hause nicht aushielt - unter dem Vordach der Aula hinter unserem Haus - und kam morgens wieder. Als ich dann tagelang wegblieb, kam alles ins Rollen.

Er rief meine Freunde an, aber keiner wusste was. Nach ein paar Tagen schalteten sie die Polizei ein. Die ging sogar über Interpol und leitete eine internationale Fahndung ein. Sie legten sofort los und kontaktierten sogar ein Ferienmädchen vom Vorjahr vom Camping in Frankreich: Brigitte, aus dem Osten des Landes. Auch sie wusste natürlich nichts.

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer im Dorf. Jeder sprach darüber, und die Sorge war groß.

An diesem Abend wurden meine Freunde zusammengerufen. Kurz darauf war der Raum voll, und es herrschte eine beinahe festliche Stimmung. Dort erfuhr ich, was sich in diesen Tagen abgespielt hatte.

Mit Stolz erzählten sie, dass sie fast eine Woche lang nach mir gesucht hatten, an all den Orten, an denen ich hätte sein können. Einige hatten dafür sogar schulfrei bekommen. Es hatte sich wie eine Frage von Leben und Tod angefühlt.

Sie hatten die Gegend rund um Erica durchkämmt, Felder und Bauernkanäle inklusive. Jede alte Scheune, jeder Heu- und Strohlagerplatz der Bauern - alles wurde gecheckt. Ich war überrascht, und erschrocken, was das

alles ausgelöst hatte. Nie im Leben hätte ich damit gerechnet.

Als ich erzählte, wo ich war, wollten sie's nicht glauben.

„Jaja, Paris - das kann jeder sagen. Beweis's mal“, meinten sie.

Ich hatte noch den Kassenzettel von einer Wimpy Bar in Paris. Den zeigte ich ihnen. Man merkte, sie wankten, aber richtig glauben wollten sie's nicht.

„Wimpy Bars gibt's überall“, warf jemand ein.

Ich zeigte nochmal auf die französischen Franc und die Pariser Adresse auf dem Bon.

„Den hast du irgendwo gefunden - sagt gar nichts.“

Ich dachte: „Schon gut. Dagegen reden bringt nichts.“

Es kam Bier auf den Tisch - die Rückkehr des „verlorenen Sohns“ musste begossen werden. Dann prasselten die Fragen. Ich erzählte meine Erlebnisse. Mein Vater ließ das Zuchthaus-Thema letztlich fallen, aber an der schwierigen Beziehung änderte das nichts.

Und dann kam die Sache mit dem Moped.

Moped

In der Verwandtschaft kursierte bald eine eigene Erklärung für mein Verschwinden: *Ich sei abgehauen, weil ich kein Moped bekommen hätte.*

Das tat weh, weil es alles auf etwas Lächerliches schrumpfte. Als ginge es um ein Spielzeug. Als würdest du deine sichere Welt hinter dir lassen - per Anhalter bis Paris - nur weil du kein Zweirad hast.

Genau da lag das Problem: Niemand schaute hin, was *wirklich los war*. Stattdessen strickten sie sich eine Geschichte zurecht, die besser passte. Keine Fragen. Keiner versucht, wirklich zu verstehen. Nur Annahmen, Gerüchte,

bequeme Erklärungen, die sich wie ein Ölfilm durch die Familie zogen.

Am Ende bekam ich ein Moped. Eine gebrauchte Kreidler. Der Nachbar gegenüber, der im Radladen arbeitete, hatte meinem Vater einen guten Deal klar gemacht.

Klar freute ich mich - wer würde das nicht? Aber es wurmte mich, dass sie dachten, ich hätte jetzt endlich meinen Willen durchgedrückt. Als hätte ich etwas erpresst.

Bei meinen Freunden gab's Respekt für den Akt des Widerstands. In der Familie galt ich als verzogenes Gör, das seinen Kopf durchsetzt.

Und vielleicht war das das Schmerzhafteste: *dass niemand wirklich sah, warum ich gegangen war.*

Die Psychologin

Ich musste mich beim Schulleiter melden: Warum ich eine Woche gefehlt hätte.

Ich sagte die Wahrheit: Ich war nach einem Streit mit meinem Vater abgehauen.

Er sah mich lange an, ohne Tadel. Keine Strafe, keine Moralpredigt. Nur der Vorschlag:

„Vielleicht sprichst du mal mit einer Psychologin. Wär das okay?“

Ich nickte. *Endlich jemand, der's checken könnte, dachte ich. Endlich Raum, zu sagen, was wirklich Sache ist. Wie es ist, wenn du zu Hause nicht existierst.*

Ich saß ihr gegenüber auf einem grauen Stuhl am Tisch. Eine Frau um die vierzig. Ordentlich, korrekt, nicht unfreundlich, aber kühl. Eine Akte lag schon vor ihr.

Was wissen die eigentlich über mich?

Sie sah mich an und sagte: „Ich habe gehört, du warst eine Woche weg. Kannst du mir sagen, wo du warst?“

Ich spürte so etwas wie Stolz aufsteigen. Kein Angeben, eher das Bedürfnis, es zu beweisen.

„In Paris“, sagte ich.

Kein Nicken. Keine Notiz.

„Paris?“, wiederholte sie. Die Stimme wurde auf Distanz gestellt.

„Bist du sicher, dass du ehrlich bist?“

Wie bitte? Hielt sie mich für einen Lügner?

„Ja“, sagte ich. „Ich war wirklich in Paris.“

Sie hakte nach, in einem Ton, der mich reizte:

„Warum solltest du nach Paris fahren? Allein. Mit sechzehn. Klingt nicht gerade glaubwürdig.“

Was spielt es für eine Rolle, *wo* ich war? Siehst du nicht, worum's mir geht? Siehst du nicht, was ich eigentlich sagen will?

Ich erzählte nochmal: getrampt, über Deutschland, Belgien, am Ende Paris.

Sie seufzte, legte den Stift hin: „So kann ich kein Gespräch führen, wenn du nicht bereit bist, die Wahrheit zu sagen.“

Dann stand sie auf, schob die Papiere zusammen und ging wortlos raus.

Ich blieb zurück. Fassungslos.

Was hatte ich falsch gemacht? War's die vermeintliche Großspurigigkeit? Weil ich etwas gewagt hatte, was andere nicht tun? Oder mein Stolz - in der Hoffnung, dass sie hinter der Fassade einen unsicheren Teenager sieht?

Sie sollte mich doch verstehen.

Das wäre der Moment gewesen, in dem ich alles hätte auspacken können. Alles.

Stattdessen war ich wieder der schwierige Junge, der sich Geschichten ausdenkt. Ein Lügner sogar.

Sie hat mich nicht mal gesehen.

Eine verpasste Chance.

Held im Dorf

Plötzlich war ich Gesprächsthema Nummer eins - vor allem bei den Jugendlichen. Der Held der Stunde. Aber die Aufmerksamkeit hatte ihren Preis. Wenn Leute mich feierten, ging ich da leicht mit.

Ein Teil von mir wollte bewundert werden, suchte die Bestätigung, etwas Besonderes zu sein. Rutschiges Terrain. Ich fing an, mich so zu benehmen, wie sie mich sahen. Anfangs lief das gut - mehr Interesse von Gleichaltrigen, mehr Selbstvertrauen.

Mit der Zeit versiegte die Aufmerksamkeit, aber das Bild, das ich von mir gezeichnet hatte, bekam ich nicht mehr los. Ich lebte in einer Fantasie, in der Wirklichkeit und Fiktion oft verschwammen. Also fing ich an zu zweifeln - an mir, an ihrem Blick auf mich. War ich noch der „Held“, oder längst passé? Manchmal überzog ich, wurde übermütig. Und dann setzte es Prügel - seelisch und körperlich -, wenn ich wieder mal danebenlag.

Schule und Autoritäten

Zu Hause änderte sich kaum etwas. Mein Vater und ich gaben keinen Millimeter nach, die Spannung blieb. Wir gingen uns aus dem Weg; ein falscher Blick reichte aus, um die Situation eskalieren zu lassen.

In der Schule war's nicht besser. Die Motivation fehlte seit Jahren. Es war eine Tortur. Jeden Tag hinmüssen, langweilige Stunden absitzen, Hausaufgaben, die ich sowieso nicht machte - ich lernte nichts. Ich sah keinen Sinn. Der Druck der Klassenarbeiten, für die ich nie lernte, und der

Stress, im Wissen, dass da nichts rumkommt. Albträume hatte ich davon.

Dass das gut für meine Zukunft sei - wie Eltern und andere sagten - ging nicht in meinen Kopf. Ich dachte nicht in „Zukunft“. Ich mache das schon, dachte ich. Sorgen machte ich mir nicht. Aber durch meine Lethargie und mein Desinteresse stand ich kurz davor, zum zweiten Mal in der dritten Havo-Klasse sitzenzubleiben.

Der Rektor riet mir, auf die Mittlere Technische Schule (MTS) zu wechseln, sonst flöge ich von der Schule. Dort würde ich in den Praxisstunden mehr mit den Händen arbeiten. War gelogen. Ganze vier Praxisstunden pro Woche - genau wie auf der Havo. Sie wollten mich schlicht loswerden.

Mit Autorität hatte ich es schwer. Eltern, Schule, Kirche - alle wussten angeblich, was gut für mich sei. Was ich fühlte, zählte nicht.

Sie nannten es gut gemeint, ich spürte nur Zwang. Keine Liebe, nur Anpassungsdruck. Und wer nicht spurte, war schwierig.

Auf der MTS hielt ich anderthalb Jahre durch. Bei einer Chemiewerkarbeit schrieb ich nur meinen Namen hin, stand auf, ging raus - und kam nie wieder. Schule war für mich endgültig erledigt.

Mein Vater sagte: *„Wenn du nicht zur Schule willst, dann geh arbeiten. Ich will dich nicht den ganzen Tag zu Hause rumlaufen sehen.“*

Also Vollzeit zum Rosenzüchter, wo ich am Wochenende schon jobte. Ein halbes Jahr später bekam ich eine Stelle in einer Metallfabrik. Kurz darauf musste ich zur Armee und zog aus - Erleichterung für alle und auch für mich.

NEW LIFE

LOSLÖSUNG UND DIE GRENZEN DER EMPATHIE

Allein nach Reading

Nach meiner Dienstzeit musste mich mein früherer Arbeitgeber formell wieder einstellen, kündigte mir jedoch umgehend - mit einer Kündigungsfrist von einem Monat. Sie wollten mich nicht zurück. Gut so. Ich wollte ohnehin nur eines: weg. In diesem Betrieb lag meine Zukunft ohnehin nicht. In einem Monat wäre ich frei. Ich hatte Lust aufzubrechen. Loskommen vom Vertrauten, etwas Neues versuchen.

Es war Sommer, und mit zwei Freunden hatte ich verabredet, Ende August zum dreitägigen Rockfestival in Reading in England zu fahren. Kurz vor der Abreise sprangen beide ab. Das traf mich. Ich hatte mich darauf gefreut, und plötzlich stand ich allein da. Ich zweifelte: Sollte ich überhaupt noch fahren? Doch bald dachte ich - was macht das schon? Dann gehe ich eben allein.

Ich machte mich trampend auf den Weg. In der Nähe von Utrecht schickte mich die Polizei von der Autobahn. Also nahm ich den Zug nach Hoek van Holland. Mit dem

Nachtboot fuhr ich nach Harwich. Reading liegt westlich von London. Ich lief aus Harwich hinaus und begann, in Richtung Hauptstadt zu trampen. Was ich vergessen hatte: In England fährt man links. Mit ausgestrecktem

Daumen und voller Zuversicht marschierte ich die Straße entlang. Als die Autos in entgegengesetzter Richtung an mir vorbeifuhren, dämmerte es mir: Ich stand auf der falschen Seite.

Das Trampen lief recht flott, und ich musste zum ersten Mal Englisch sprechen. Anfangs fiel mir das schwer. Ich verstand sie schlecht, sie sprachen schnell und mit unterschiedlichen Akzenten. Oft wusste ich nicht, was ich antworten sollte. Meine letzte Mitfahrgelegenheit war bei einem jungen Mann, dem ich einigermaßen folgen konnte. Er erzählte mir vieles über London. London sei eine Welt für sich, und dort gebe es unendlich viel zu tun. Man könne ein Heft kaufen, in dem alle Veranstaltungen, Konzerte, Filme, Theateraufführungen und Auftritte stünden. Jeden Tag könne man aus einer Vielzahl von Möglichkeiten wählen. Alles, was das Herz begehre. Das sprach mich sofort an. Er setzte mich an einem Bahnhof in London ab, und von dort nahm ich den Zug nach Reading.

Es war ein herrlicher, sonniger und warmer Tag, etwa 25 Grad. Ich fühlte mich großartig. Als ich ankam, spielte die erste Band bereits.

Reading Rock Festival

Ian Gillan sollte auftreten, der ehemalige Sänger von Deep Purple, einer meiner Lieblingsbands. Ihn zu sehen war der Hauptgrund meiner Reise. Deep Purple hatten sich damals bereits aufgelöst. Er trat inzwischen mit seiner eigenen Ian Gillan Band auf. Ein weiterer Favorit war Wishbone Ash -

die standen auch auf dem Programm. Die meisten anderen kannte ich nicht - egal. Ich war oft auf Festivals gewesen - Pinkpop, Torhout-Werchter, Lochem. Es ging vor allem um die Geselligkeit. Aber es war das erste Mal, dass ich allein loszog, und ich wusste nicht, wie mir das bekommen würde.

Ich suchte mir irgendwo ein Plätzchen, hörte der Musik zu und beobachtete die Leute um mich herum.

Jungen in abgetragenen Jeans und Lederjacken, Mädchen mit gefärbten Haaren und Sicherheitsnadeln durch den Ohrläppchen - überall hing der Geruch von Haschisch und Frittierfett. Rocker mit langen Haaren und nacktem Oberkörper lagen in Gruppen im Gras. Viele Frauen saßen oben ohne zwischen ihnen. Über der Menge flatterten schottische, englische und walisische Fahnen.

Bodypainter luden Vorbeigehende zu einer farbenfrohen Verwandlung ein. Grell bemalte Gesichter und Körper bewegten sich tranceartig im Rhythmus der Musik. Es wurde gelacht, gekreischt, gesprungen.

Am Rand des Feldes standen Bierstände, Buden mit Hamburgern und Falafel, billige T-Shirts, Bootleg-Kassetten, Schmuck und alternative Kleidung. Hinten, unter einem Baum, hielt sich eine Gruppe Skinheads abseits. Kahlgeschorene Köpfe, harte Blicke, Bierflasche in der Faust.

Vor der Bühne Chefte die Masse. Rocker, Metalheads, Hippies - alle gingen ab. Es wurde Pogo getanzt, gedrängt, geschoben. Die Bässe hämmerten direkt auf den Brustkorb. Gitarren kreischten, Sänger schrien sich im grellen Licht die Lungen aus dem Leib. Das Publikum brüllte zurück, warf mit Bier und drückte nach vorn.

Bierverkäufer mit Kühlboxen bahnten sich ihren Weg durch die Menge. Ab und zu rief jemand „Haschisch“ im Vorübergehen. Männer in weißen indischen Gewändern

versuchten, mit jedem, der wollte, spirituelle Gespräche anzuknüpfen. Es wurde viel getrunken - etwas, das ich mit meinen Freunden wohl auch getan hätte. Doch allein hatte ich weniger Lust dazu.

Ich machte nicht wirklich mit bei der Menge. Ohne Gruppe fühlte ich mich als Außenseiter. Ich betrachtete alles aus einiger Distanz. Auch die Bands, für die ich gekommen war. Dennoch versuchte ich, das Beste daraus zu machen. Das Wetter war schön, die Stimmung gut. Wenn mich eine Band nicht packte, ging ich zu den Ständen, holte mir ein Bier oder einen Hamburger. Es gab genug Abwechslung, auch außerhalb des Geländes.

Abends, wenn die Auftritte vorbei waren, ging ich oft über den Zeltplatz. Zwischen Zelten, Bussen und Campern ging die Feier unvermindert weiter, bis die Leute umkippten. Es erinnerte mich an das, was ich kannte. Und doch schien es hier etwas wilder und rauer zuzugehen als bei uns.

Alles verloren

Am Ende war es gar nicht so schlimm, allein zu sein. Es gab mir sogar ein Gefühl von Freiheit: nirgendwo dazuzugehören, anonym zu sein. Ich konnte alles in Ruhe beobachten und meinen Gedanken freien Lauf lassen.

Nachts schlief ich in einem großen Gemeinschaftszelt neben dem Festivalgelände, das eigens für Besucher aufgestellt worden war. Tagsüber ließ ich meine Tasche mit Schlafsack und anderen Sachen dort stehen. Es war zu anstrengend, sie ständig mitzuschleppen, und andere ließen ihre Taschen dort ebenfalls. Das schien kein Problem - bis zum letzten Tag.

Der Abzug hatte begonnen. Besucher mit Rucksäcken

und wehenden Fahnen zogen in langen Reihen vom Gelände. Vom Gras war nichts mehr übrig. Zurück blieb eine ausgedörrte Fläche, übersät mit Plastikbechern, leeren Dosen, Zigarettenfiltern, kaputten Zelten und zerrissenen Schlafsäcken. Überall kringelten Rauchfahnen von schwelenden Feuern.

Ich ging zum Zelt, um meine Sachen zu holen.

Doch meine Tasche war weg.

Ich sah noch einmal nach. Noch ein drittes Mal. Nichts.

Mein Herz raste. Alles weg? Mein Schlafsack, meine Kleidung - einfach verschwunden?

Das konnte doch nicht wahr sein.

Ich suchte lange, auf dem Gelände, außerhalb, ging hinein nach Reading. Vergeblich. Beim Festival gab es einen Polizeiposten. Dort erstattete ich schließlich Anzeige wegen Diebstahls. Der Beamte sagte, sie würden die Tasche nach Holland schicken, falls sie sie fänden. Aber das half mir in diesem Moment nicht. Inzwischen war es Abend und es wurde empfindlich kühl. Ich trug nur eine Hose, Schuhe und meine Lederjacke - zum Glück hatte ich Geld und Pass bei mir. Jetzt musste ich zusehen, wo ich für die Nacht unterkam.

Um zur Ruhe zu kommen, lief ich wieder in die Stadt hinein. Mein Blick glitt unwillkürlich über die Häuser. Sie unterschieden sich deutlich von dem, was ich von zu Hause kannte. Die Dächer waren anders; kaum Zierbretter. Die Ziegelwände eher rötlich als braun; kleine Fenster. Steinmäuernchen umgaben die Gärten. Das war wirklich ein anderes Land.

Baghwan und ein Päckchen, das ausgepackt wird

Unterdessen traf ich Gruppen von Menschen. Manche hoben spontan die Hand und riefen mir lauthals etwas zu - sichtlich betrunken. Plötzlich kam ein Mädchen auf mich zu, mit einem Stapel Formulare für irgendeine Aktion. Sie fragte, ob ich etwas für sie tun wolle.

„Gern“, sagte ich, „aber dann tust du bitte auch etwas für mich.“

„Was meinst du genau?“, fragte sie überrascht.

„Ich suche einen Schlafplatz für die Nacht. Vielleicht kannst du mir helfen?“

Ich erklärte, dass ich bestohlen worden war und wenig Hoffnung hatte, meine Sachen wiederzusehen.

„Ich frag mal einen Freund“, sagte sie. „Unterschreibe du inzwischen mein Formular.“

Es ging um eine Hungerkampagne für die Dritte Welt - damit hatte ich kein Problem.

Sie kam strahlend zurück: Ihr Freund habe noch ein Bett frei. Was für eine Erleichterung - ich war gerettet. Für den Moment. Kurz darauf liefen wir zu dritt zu seinem Haus.

Es waren Anhänger von Bhagwan. Sie erzählten, sie seien in Indien gewesen und völlig in den Bann seiner Lehre geraten. Das Hungerprojekt sei ebenfalls eine Initiative ihrer Bewegung. Ich wusste wenig über Bhagwan. Nur, dass er 365 Rolls-Royces besaß, für jeden Tag einen, freie Sexualität propagierte und dass man seiner Ansicht nach erst dann zu spirituellem Wachstum komme, wenn man von materiellen Sorgen befreit sei. Von seinem Einsatz für die Armen hatte ich keine Ahnung.

Sie hatten ihn persönlich getroffen, und für sie war er

eine Art Messias. Ihrer Meinung nach lief seine Botschaft darauf hinaus: Wer sein Ego loslässt, schafft Raum für sein wahres Selbst.

„Die Hülle muss erst ab, dann kann das Päckchen ausgepackt werden“, sagte der Freund.

„Das ist ein schönes Bild“, sagte ich.

Ich hatte gerade alles verloren, aber ihre Ruhe und Überzeugung gaben mir unerwartet Halt - auch wenn ihre spirituelle Welt anders war als meine. Wir plauderten noch etwas, machten aber nicht spät. Am nächsten Morgen nahmen wir Abschied. Ich dankte ihnen für den netten Abend und ihre Gastfreundschaft.

Auf dem Weg zum Bahnhof schossen mir alle möglichen Ideen durch den Kopf. Zunächst wollte ich nach Berlin, ließ diesen Plan jedoch fallen. Ich hätte auch nach Hause fahren können. Das lag nahe - einmal schlucken, neue Sachen besorgen, weitersehen. Aber etwas in mir sträubte sich. Vielleicht Sturheit, vielleicht etwas anderes. Zurückzugehen fühlte sich an wie Aufgeben, wie ein Strich unter etwas, das noch nicht zu Ende war. Ich wollte nicht mit hängenden Schultern heimkommen. Noch nicht. In mir wuchs etwas: ein Drang nach Abenteuer. England zog mich an. London war nah. Vielleicht fand ich dort Arbeit. Nach Hause konnte ich immer noch.

Ein neuer Anfang in London

In London ging ich in das erstbeste Zeitarbeitsbüro. Es war gegen ein Uhr mittags.

Hinter dem Schreibtisch saß ein Mann. „Was möchten Sie?“

„Ich suche Arbeit“, sagte ich.

„Kein Problem. Geben Sie Namen und Adresse an und rufen Sie mich gegen fünf noch einmal an.“

Ich erklärte, dass ich keine Adresse hatte.

„Dann verwenden Sie vorläufig die Adresse dieses Büros.“

„Das läuft ja erfreulich unkompliziert“, dachte ich.

Als ich um fünf Uhr zurückrief, hatte ich tatsächlich einen Job. Es gab eine Stelle als Abwäscher in einer Brauerei. Wow, was für ein Glück. Am nächsten Tag könnte ich anfangen. Ich sollte um drei Uhr nachmittags dort sein. Ich sagte, dass ich in der Nähe des Büros sei und gern die Adresse abholen würde. Das war recht. Er gab mir auch einen U-Bahn-Plan mit. Während ich durch die Straßen lief, dämmerte mir: Ich würde bleiben. Ich hatte Arbeit. London war plötzlich auch meine Stadt. Ich war im siebten Himmel und sog die Atmosphäre meiner neuen Heimatstadt in vollen Zügen auf. Sie lag mir zu Füßen. Ich wollte sie entdecken.

Die Frau aus Rotterdam

In der Brauerei arbeitete eine Frau, die Niederländisch sprach. Ursprünglich kam sie aus Rotterdam und lebte seit Jahren mit ihrem englischen Ehemann in London. Sie erzählte, wie sie hier gelandet war - natürlich der Liebe wegen. Das war lange her. Ein Seufzer, gefolgt von einer kurzen Stille, ließ vermuten, dass das Leben seither nicht immer leicht gewesen war. Sie freute sich, wieder einmal Niederländisch zu reden, und blieb die ganze Zeit in meiner Nähe. Während der Rauchpausen gingen wir zusammen hinaus, und sie erzählte bruchstückhaft ihre Familiengeschichte.

Sie hatte drei Kinder, von denen eines drogensüchtig

geworden war. Ihn sah sie kaum noch. Er trieb sich in London herum, wohnte mal hier, mal dort. Ab und zu kam er vorbei, um Geld zu bitten. Meist gab sie ihm etwas, obwohl sie wusste, dass er es wahrscheinlich sofort für Drogen ausgeben würde.

„Du kannst nichts tun“, sagte sie. „Dieses Zeug ist so stark, da ist kein Kraut gewachsen. Sie müssen es selbst wollen. Man kann niemanden zum Aufhören zwingen.“

Es kam mir schrecklich vor: das eigene Kind beim Abrutschen zusehen und nichts tun können.

„Warten ist das Einzige - und hoffen, dass er nicht daran zerbricht“, sagte sie und zog tief an ihrer Zigarette.

„Wir haben alles versucht. Mein Mann hat ihn mehrmals aufgesucht, um ein Entzugsprogramm für ihn anzuschieben. Alles ohne Ergebnis. Schließlich sagte er: Ich ziehe die Hände davon ab. Er drohte selbst daran kaputtzugehen. Das läuft jetzt seit etwa zehn Jahren.“

Ich wagte nicht zu fragen, warum es so weit gekommen war. Das ging mich nichts an, und ich wollte sie auch nicht verurteilen. Vielleicht war einiges schief gelaufen - aber ich wollte nicht denken, dass die Eltern Teil des Problems waren. Diese Diskussion wollte ich mit ihr nicht führen. Dafür war sie zu freundlich.

Um die Familie nicht mit in den Abgrund zu ziehen, hielt sie den Mut aufrecht und blieb stark für die anderen. Die hatten zum Glück solche Probleme nicht. Ihre beiden Töchter waren verheiratet. Inzwischen war sie Großmutter von vier Enkelkindern.

Ihre Geschichte blieb haften - eine Lektion in Ohnmacht und darin, wie man weiter hofft, auch wenn man keinen Einfluss mehr hat.

Unter dem Neenhimmel

Nach meiner Schicht, um neun Uhr abends, konnte ich wieder in das Studentenheim zurück, in dem ich die vorige Nacht geschlafen hatte - für fünf Pfund. Kein Luxus, den ich mir lange leisten konnte. Schon gar nicht, wenn ich auch noch essen und ab und zu ein Bier trinken wollte. Alles war hier absurd teuer. Anders als in der Nacht zuvor, als ich vor Müdigkeit sofort schlafen gegangen war, konnte ich mich nicht dazu bringen, schon ins Bett zu gehen.

Die Stadt hatte eine enorme Anziehungskraft. Überall Bewegung und Hektik: Taxis rasten dicht am Bordstein entlang, Neonlichter flackerten über Pubs, Kinos und Sexclubs. Knallrote Fassaden, grelle Schilder, abblätternde Plakate von Punkbands und politische Parolen. Der Geruch von Curry und Pommes mit Essig an den Esständen mischte sich mit den Abgasen schwerer dieselbetriebener Doppeldeckerbusse.

Straßenkünstler zeigten ihre Tricks; ein Saxofonist spielte eine jazzige Linie am U-Bahn-Eingang. Pubs quollen über. Drinnen lautes Lachen und das Klirren von Pint-Gläsern.

Menschen aller Farben und Hintergründe zogen an mir vorbei. Die Typen, die Gesichter, die Blicke. Obdachlose kauerten am Rand des Gehwegs. Punks lagen sturzbetrunken auf dem Trottoir. Ein Panorama von Seelen, zusammengedrängt auf diesem schmalen Streifen Erde. Jeder mit einer eigenen Geschichte - und die meine gehörte nun dazu.

In einem Pub bestellte ich an der Theke ein Pint Lager - gut ein halber Liter, ohne Schaum. Letzteres galt bei den Engländern ohnehin nur als Luft. Ich versuchte, ein ruhiges Plätzchen zu finden, aber das war nicht leicht. Es war brechend voll. Dennoch war die Stimmung sehr entspannt.

Jeder war sich der Enge bewusst, und man gab sich Mühe, aufeinander Rücksicht zu nehmen. Schließlich landete ich an einem Stehtisch mit ein paar Amerikanern: drei Jungs und ein Mädchen.

Ihre Kleidung und ihr Auftreten verrieten es sofort: reiche Kinder. Ich kam mit dem Mädchen ins Gespräch und erzählte von meinen ersten Eindrücken in London. Vor allem die große Vielfalt an Menschen und „Rassen“ faszinierte mich. Damit traf ich offenbar einen wunden Punkt.

„Rassen sollten sich nicht mischen“, sagte sie entschieden.

„Warum nicht?“, fragte ich.

„Gleich zu Gleich - dann sind die Menschen am glücklichsten.“

„Aber es passiert doch längst“, sagte ich. „Schau dich um. Man sollte es akzeptieren.“

Sie nickte. „Hier vielleicht. Aber ich selbst würde nicht so leben wollen.“

Die Jungs schalteten sich nun ein. Sie waren gemäßigter. Ihrer Ansicht nach könnten Menschen anderer „Rassen“ durchaus in derselben Gegend wohnen - wenn sie eine Ausbildung hätten und einen guten Job.

Mir kam ein so strenges Trennen seltsam vor. So etwas hatten wir zu Hause nie mitbekommen.

Gleichzeitig wurde mir bewusst, wie selbstverständlich es für mich war, dass Menschen sich mischen, leben, einander begegnen. Vielleicht, weil ich mittendrin war - ein Fremder in einer fremden Stadt, der sich trotz allem gerade aufgenommen fühlte.

So begann meine Zeit in London. Kein Plan, kein Gepäck, keine Ahnung, wohin es gehen würde. Aber ich hatte Arbeit, ein Bett für die Nacht, und darüber hinaus stand mir alles offen.

Besetztes Haus in Earls Court

Die ersten Tage in London war ich zuversichtlich. Doch bald holte mich die Realität ein. Nach ein paar Nächten im Studentenheim war mein Geld so gut wie aufgebraucht. Ich musste etwas anderes finden. Auf meinen Streifzügen durch die Stadt landete ich in Earls Court. In einer Straße mit stattlichen Herrenhäusern auf beiden Seiten sah ich, dass einige leer standen und aufgebrochen waren. Eingetretene Türen, eingeschlagene Fenster, innen ein einziges Chaos. Im Kellergeschoss eines dieser Häuser war jedoch noch alles halbwegs intakt. Die Tür stand offen, aber die Fenster waren noch drin. Es machte einen überraschend ordentlichen Eindruck. Hier und da lag etwas Müll.

Das war eine Chance.

Ich räumte alles auf. An der Wand lehnte eine alte Matratze; die legte ich auf den Boden. Einen Vorhang, der nur noch mit einer Ecke an der Schiene hing, benutzte ich als Decke. Die Tür zog ich zu. Abschließen ließ sie sich nicht. Das hätte ohnehin wenig Sinn gehabt, denn durch das Haus konnte jeder hinein. Das war vorerst meine Unterkunft. Was danach kommen würde, würde sich zeigen.

Die Arbeit in der Brauerei war nur von kurzer Dauer. Der Mitarbeiter der Zeitarbeitsfirma hatte schon gesagt, dass sie befristet sei, und versprach mir etwas Besseres. Der neue Job sollte angenehmer sein, und ich bekäme mehr Stunden. Das klang gut. Nach zwei Tagen konnte ich in einem Lager von Toyota anfangen - einem Verteilzentrum für Autoersatzteile für das gesamte Vereinigte Königreich.

Der Nachteil war, dass ich von Earls Court mit der U-Bahn nach Chiswick fahren musste, wo das Lager lag. Zu Fuß war es zu weit. Aber die Fahrtkosten konnte ich mir nicht leisten. Nach einer einzigen Fahrt war mein Geld weg.

Ich hatte zwar Arbeit, aber den Lohn gab es wöchentlich am Freitag, und es war erst Donnerstag. Ich musste mir Geld leihen. Mit meinem Vorgesetzten Scott verstand ich mich sofort gut. Ich fragte ihn, ob er mir etwas vorschießen könne. Er machte kein großes Aufheben darum. Was ich damals noch nicht wusste: Er würde zu einer wichtigen Figur in meinem Londoner Leben werden.

Am Freitagnachmittag bekam ich endlich meinen Lohn und wollte das mit einer Flasche Wein und einem Kinobesuch feiern. In der Nähe lief eine Dokumentation über Jimi Hendrix. Die wollte ich sehen. Ich kaufte eine Flasche Wein, versteckte sie unter der Decke in meinem Zimmer und ging ins Kino.

Den ganzen Tag hatte ich mich darauf gefreut - endlich etwas zum Genießen. Doch als ich zurückkam, war sie weg. Ich schlug die Decke zurück - keine Flasche. Wie konnte das sein? War jemand hier gewesen? Wusste jemand davon? Wer schaut sonst unter einen alten Vorhang? Das traf mich unvorbereitet. Während ich noch verärgert dastand, hörte ich aus einem oberen Stockwerk Musik und Stimmen.

„Das müssen sie sein“, dachte ich.

Mir war schon aufgefallen, dass nachts Leute in mein Zimmer gingen. Sie ließen mich in Ruhe, deshalb fühlte es sich nicht bedrohlich an. Aber wenn ich morgens aufwachte, blickte ich auf allerlei Luxusgüter, die sie zurückgelassen hatten: Stereoanlagen, Fernseher, Flaschen Champagner.

Abends, wenn ich von der Arbeit kam, war alles wieder verschwunden.

Wütend ging ich die Treppe hinauf bis ganz nach oben. Ich öffnete die Tür, hinter der ich das Geräusch hörte. Dort saßen etwa fünf Leute. In scharfem Ton fragte ich, ob sie

meine Weinflasche gestohlen hätten - etwas, das ich insgeheim längst wusste.

Sie lachten über meine Heftigkeit und riefen: „Setz dich zu uns, es ist genug zu trinken da.“

Sie empfingen mich herzlich und boten mir sofort alles Mögliche an. Hasch, Alkohol, Essen. Meine Wut verflog im Nu.

Es waren Schotten - frisch aus dem Knast. Kaum draußen, wieder im alten Job.

„Die Sachen unten ... gehören die euch?“, fragte ich.

„Yes, yes.“

„Warum lasst ihr sie dann dort stehen? Wenn die Polizei kommt, denken sie, ich hätte sie gestohlen.“

Aber sie hatten keine Lust, jedes Mal alles nach oben zu schleppen.

„Wir haben einen guten Wachmann gefunden“, sagten sie lachend.

Sie kümmerten sich um nichts - das hatte auch etwas. Ich blieb an dem Abend lange. Es war angenehm warm. Sie hatten sogar eine alte Gasheizung wieder zum Laufen gebracht.

Ihre Sorglosigkeit war ansteckend, aber ich wusste, dass ich nicht in ihrer Welt hängen bleiben wollte.

Mit der Zeit fühlte ich mich dort immer unwohler. Es war nicht sicher. Alles stand offen; jederzeit konnte jemand hereinkommen oder Ärger entstehen. Nicht, dass ich viel besaß. Mein ganzer Besitz passte in eine Plastiktüte, die ich überallhin mitnahm. Jetzt, wo ich Geld verdiente, fand ich, es sei Zeit für etwas Besseres.

Mein Lied

Ab und zu übernachtete ich auch bei Scott, der in der Nähe der Arbeit wohnte. Er war in seinen Vierzigern, aus der Gegend um Hull: freundlich, schlagfertig und gesellig. Er kümmerte sich ein wenig um mich und brachte mich auf neue Gedanken - zum Beispiel über Musik.

An meiner Jacke trug ich einen Button von Jim Morrison. Scott hielt von The Doors wenig. Alte Kamellen.

„Hör dir an, was gerade aktuell ist“, sagte er.

„Rock ist von gestern. Du bist zu jung, um in der Vergangenheit zu leben.“

Ich wehrte mich. Wie konnte er so über einen meiner Helden reden? Doch nach und nach begann ich, das Alte loszulassen und meine Ohren für neue Klänge zu öffnen.

Ich stürzte mich immer mehr ins Nachtleben. Die Auswahl war überwältigend, vor allem musikalisch. Jeden Tag gab es Konzerte - von bekannten Namen bis zu Newcomern. Eine Fülle an Stilen und Strömungen, die man außerhalb Londons wohl nie zu hören bekäme. Das war das pulsierende Herz der britischen Musikindustrie. Hier geschah es.

Ambitionierte Bands versuchten, in London durchzubrechen und bei A&R-Managern und Popkritikern aufzufallen. Sobald etwas Neues auftauchte - eine Band oder ein Stil -, stürzten sich alle darauf. Medien, Labels, Clubs, Fans - alle wollten dabei sein. Plattenfirmen, die ihre Bands positionieren wollten, organisierten Auftritte in der Stadt, wo sie sich beweisen mussten. Wer nicht überzeugte, verschwand so schnell, wie er gekommen war. Jeder kämpfte um einen Platz im Rampenlicht.

Mich packte die *New-Romantic* - Synthesizermusik. Keine kreischenden Gitarrensoli, sondern elektronische

Rhythmen und eingängige Melodien. „*New Life*“ von Depeche Mode wurde zu meiner Hymne. Es stand für alles, was ich versuchte: alte Muster abstreifen, meinen Blick weiten, mich neu erfinden. Es fühlte sich an, als sei das Lied für mich geschrieben. Ein neues Leben, neue Energie - es passte genau.

Nicht nur mein Musikgeschmack änderte sich, auch mein Stil. Ich achtete mehr auf Kleidung, durchstreifte Secondhand-Läden und gab mir Mühe, so originell wie möglich auszusehen. Selbst meine Frisur musste dran glauben: Die halblangen Haare wichen einem kurzen, trendigen Schnitt. Die Metamorphose war komplett.

Dieser neue Stil brachte mich auch an neue Orte. Mehrmals pro Woche besuchte ich Konzerte. Die Band, die mich am meisten beeindruckte, war OMD (Orchestral Manoeuvres in the Dark). Ich sah sie zweimal im Hammersmith Odeon - für mich das Nonplusultra. Außerdem ging ich zu Depeche Mode, The Cure, A Flock of Seagulls, Duran Duran, Ultravox, Gary Numan und anderen.

Meistens versuchte ich, umsonst hineinzukommen - und oft gelang es. Normalerweise warteten viele Leute vor der Kasse, und es gab zu wenige Ordner, um alles im Blick zu behalten. Sobald sich eine Gelegenheit bot, schlüpfte ich hinein. Doch damit war es nicht getan. Säle wie das Hammersmith Odeon hatten ausschließlich Sitzplätze. Man musste vorher einen Platz reservieren. Wollte man sich setzen, kontrollierte ein Steward das Ticket und geleitete einen an den Platz. Also blieb ich zunächst im Gang stehen. Wenn das Konzert begonnen hatte und die Stewards verschwanden, suchte ich mir einen freien Platz. Dennoch musste ich aufpassen: Tauchte der rechtmäßige Besucher doch auf, war ich geliefert.

Scott und ich zogen an den Wochenenden häufig

gemeinsam durch die Stadt. Als junger Kerl war er selbst einst nach London gegangen, und nun wollte er mich einführen. Bei ihm fühlte ich mich wohl. Er war wie eine Art Vater. Was immer war - ich konnte mich auf ihn verlassen.

Wir streiften durch Notting Hill, Portobello Road, Camden Town und ähnliche Viertel. Er wollte mir Londons Atmosphäre zeigen: die Gassen, die Märkte, die Läden. Es gab kein eigentliches Zentrum; es fühlte sich an, als seien mehrere Städte ineinander verschmolzen, jede mit eigenem Charakter.

Wir besuchten auch Sportveranstaltungen, etwa Rugby League und Hockey - Scotts Lieblingssportarten. Natürlich durfte Fußball nicht fehlen: In einem ausverkauften Wembley sahen wir Englands 1:0 gegen Ungarn. Einmal hatte er sogar zwei Karten für eine Live-Aufzeichnung von „Top of the Pops“ aufgetrieben.

Er nannte mich „Klomps“. Seiner Meinung nach liefen alle Niederländer auf Holzschuhen. Als er mich einmal nach dem niederländischen Wort dafür fragte, war der Spitzname geboren.

Wenn ich allein war, machte ich gern lange Spaziergänge. Die Stadt war riesig und abwechslungsreich; an jeder Straßenecke gab es etwas Neues zu entdecken. Oft ging ich in den Hyde Park, ganz in der Nähe von Earls Court. Eine Oase der Ruhe und des Grüns. Für einen Jungen vom Land fühlte es sich ein wenig wie Heimkommen an.

Ich konnte dort stundenlang spazieren oder einfach im Gras liegen. Kurz die Hektik vergessen, wegträumen. Langsam begann ich, mich wirklich zu Hause zu fühlen. London war nicht länger Kulisse - es war zu meiner Geschichte geworden.

Seit meinem Aufbruch, etwa anderthalb Monate zuvor,

hatte ich mich nicht gemeldet. Um meinen Eltern ein Lebenszeichen zu geben, schrieb ich ihnen einen Brief. Ich erzählte von meinen Erlebnissen und dass es mir in meiner neuen Welt gut ging.

Kangaroo Valley

Inzwischen suchte ich schon eine Weile nach einem anderen Schlafplatz. Eine Straße weiter vom Herrenhaus stand ein Hostel. Sie hatten ein freies Bett, aber ich musste das Zimmer teilen. Das war in Ordnung. Der Preis war für London günstig: 25 Pfund pro Woche. Ich lernte die Jungs im Zimmer kennen. Sie kamen alle aus Australien oder Neuseeland. Mehr noch: Das ganze Hostel war voller „Aussies“ und „Kiwis“. Nicht umsonst nannte man Earls Court auch *Kangaroo Valley*. Für viele war England das Land ihrer Vorfahren - das alte Mutterland, das sie kennenlernen wollten.

Ich fand es schwierig, Anschluss zu finden. Sie blieben vor allem unter sich und benahmen sich oft wie eine Horde entfesselter Jugendlicher in der großen Stadt. Sie zeigten wenig Respekt, manchmal waren sie geradezu grob oder brüsk. Die Stimmung war nicht immer angenehm. Zum Glück war da ein Junge, mit dem ich gut auskam. Wäre er nicht gewesen, wäre ich wohl schnell wieder gegangen.

Käsekopf

Am Arbeitsplatz war meine Welt einfacher: Teile sortieren und in die richtigen Fächer legen. Das machten dort fast alle. Nach einer Weile hörte ich zwischen den Regalen immer wieder eine schrille Stimme rufen: „*Kaaskop!*“ Es dauerte, bis ich merkte, dass ich etwas auf Niederländisch

hörte. Jemand beschimpfte mich als „Käsekopf“? Wer konnte das sein? Ein Niederländer? Es schien mir unwahrscheinlich, dass ein Engländer dieses Wort kannte.

Das ging ein paar Tage so, bis ich wusste, wer es war. Als ich ihn schließlich erappte, stellte sich heraus, dass es Fred war - ein weißer Südafrikaner. Er lachte mich aus, weil es so lange gedauert hatte. Ich kannte ihn kaum. Wusste nicht einmal, dass er aus Südafrika stammte. Er sagte, er wohne in Earls Court.

Von da an ging ich öfter mit ihm und seinem Kumpel Theo, der ebenfalls bei uns arbeitete, auf ein Bier in die Kneipe.

Als ich ihn besser kennenlernte, zeigte sich, dass er einiges erlebt hatte. In der Kneipe erzählte er mir einmal, er habe in der südafrikanischen Armee gedient und in mehreren Kriegen gekämpft. In einer Extremsituation habe er sogar Menschenfleisch gegessen.

„Schmeckt süß“, sagte er.

Die Erfahrungen hatten Spuren hinterlassen. Fred war ein großer, hagerer Mann mittleren Alters mit großen braunen Augen und einem pockennarbigen Gesicht. Er trank den ganzen Tag. Bei der Arbeit hatte er stets ein Fläschchen in der Tasche, um über die Schicht zu kommen. Seine Arme und Beine waren so dünn, dass man meinte, sie könnten bei der kleinsten Kollision brechen. Aber er hatte ein warmes Herz, und zu mir war er sehr freundlich. Ab und zu redete er Afrikaans mit mir, und ich antwortete auf Niederländisch. Dabei kam es oft zu lustigen Momenten, weil wir über Wörter und Aussprache des anderen lachen mussten.

Draußen vor der Kneipe rauchten wir manchmal gemeinsam einen Joint. Er hatte sehr starkes Gras, *Durban*

Poison, direkt aus Südafrika. Das Zeug war so stark, dass ich schon nach einem Zug völlig von der Rolle war.

Fred kannte Orte, an denen man nach der offiziellen Sperrstunde noch trinken konnte. Keine Kneipen, sondern Wohnzimmer. Einmal durfte ich mit. Ich war neugierig. Er stellte mich den Bewohnern vor, danach setzte ich mich irgendwohin. Keine Musik, keine Stimmung - nichts, was es gemütlich machte. Männer und Frauen im fortgeschrittenen Alter saßen still beisammen und tranken. Für mich eine trostlose Angelegenheit. Nach diesem einen Mal hatte ich genug gesehen.

Wenn Nähe unangenehm wird

Bei der Arbeit kursierten Gerüchte, Scott sei homosexuell. Ich hatte nie etwas bemerkt, obwohl ich regelmäßig bei ihm übernachtete. Doch eines Abends fragte er, ob ich bei ihm im Bett schlafen wolle. Ich verstand nicht, warum. Das hatte er nie zuvor getan. Aber das Bett war groß genug, und ich machte kein Problem daraus. In der Nacht spürte ich plötzlich seine Hand an meinem Körper. Ich erschrak, stieß ihn weg und lag danach angespannt da. Zum Glück geschah weiter nichts.

Am nächsten Tag sprach ich ihn darauf an. Er sagte, er habe gedacht, Kollegin Tara liege neben ihm. Das schien mir wenig glaubhaft, aber ich beließ es dabei. Ich wollte unsere Beziehung daran nicht scheitern lassen - er war mir zu wichtig. So dramatisch war es ja auch nicht. Dass er vielleicht homosexuell war, machte ihn nicht zu einem anderen Menschen. Er blieb derselbe feine Kerl. Aber von da an schlief ich nicht mehr mit ihm im Bett.

Mehr Hoffnung als Liebe

Ich sehnte mich durchaus nach Frauen. Scott hatte ein großes Netzwerk an Freunden und Freundinnen. Über ihn lernte ich ein Mädchen kennen, das ich mochte: Agnes. Sie wohnte an einem wunderschönen Ort am Rand eines Parks. Aus ihrem Zimmer blickte man direkt ins Grüne. Sie mochte mich auch - aber nicht genug. Wir unternahmen einiges miteinander, und ich durfte ein paar Mal bei ihr übernachten, unter der Bedingung, dass ich nichts versuchen würde. Daran hielt ich mich, in der Hoffnung, es würde sich ändern. Doch dazu kam es nicht, und wir verloren uns wieder aus den Augen.

Eine Ohrfeige in Shepherd's Bush

London war eine Stadt voller Chancen, aber auch voller Kontraste. Ständig traf ich auf andere Lebenswelten, Kulturen und Werte. Nicht alles war schön oder mitreißend. Manche Erfahrungen zeigten mir meine Grenzen - oder setzten sie neu.

Eines Abends saß ich mit ein paar anderen Ausländern in einer Kneipe in Shepherd's Bush. Ich ging zur Theke, um eine Runde zu bestellen. Während ich wartete, bekam ich plötzlich von jemandem an der Bar eine Ohrfeige. Es tat nicht sehr weh, er traf vor allem meine Schulter, aber ich war geschockt. Es war ein schwarzer Mann. Wir waren in einer Kneipe, in der überwiegend Schwarze waren.

Ich sah zum Barkeeper - er tat nichts. Sein Schweigen machte klar, dass ich es selbst klären musste. Ich war auf der Hut, schaute zu meinen Freunden nach hinten, aber sie hatten nichts mitbekommen. Der Mann, der mich geschlagen hatte, war offensichtlich betrunken - das erklärte

wohl einiges. Ich fragte ihn direkt, wozu das nötig gewesen sei. Er rief etwas Unklares über Weiße, als ob ich mich für etwas schuldig fühlen müsste, und drehte sich weg.

Ich konnte damit wenig anfangen und dachte: „Worum geht es hier eigentlich?“

Die „Kirche“ in Fulham

Ein wenig später erlebte ich ein Phänomen, das mir ebenfalls missfiel. Jeden Sonntagmorgen veranstaltete eine Kneipe in Fulham eine Stripshow, die die Hostelgäste spöttisch die „Kirche“ nannten. Jede Woche gingen sie in einer Gruppe hin.

Mein australischer Kumpel ging einmal mit und lud auch mich ein. Auf einer kleinen Bühne vor etwa fünfzig Gästen zeigte eine junge Frau ihre Kunststücke mit Dildos, Flaschen, Obst und anderen Utensilien. Sie führte allerlei akrobatische Figuren vor und demonstrierte dabei vor allem, was alles in ihren intimsten Bereich passte. Die meisten waren begeistert, für mich war es das Gegenteil von erotisch. Es weckte kein Verlangen - eher Abscheu. Es fiel mir schwer hinzusehen. Einmal reichte vollkommen.

Ein eigenes Zimmer

Das Hostel hing mir zum Hals heraus - zu viel Unruhe, zu wenig Schlaf. Ich musste tagsüber arbeiten, während die anderen von zu Hause Geld bekamen und das Leben genossen. Es gab eine Alternative, wenn auch nur vorübergehend. Ich hatte Yves kennengelernt, einen Franzosen, und konnte für eine Woche sein Zimmer mieten. Ebenfalls in Earls Court.

Er fuhr für kurze Zeit nach Frankreich. Für 30 Pfund

war ich dabei - genau das, was er selbst zahlte. Es war ein schöner, großer Raum im Erdgeschoss mit Blick auf die Straße. An der Rückwand stand ein großes Doppelbett. Außerdem gab es einen Gasherd, einen Kühlschrank, einen Kleiderschrank und ein Waschbecken mit fließendem Wasser. Ich sagte sofort Ja.

Zum ersten Mal hatte ich ein Zimmer für mich allein - mit einer Tür, die man abschließen konnte, und niemandem, auf den ich Rücksicht nehmen musste. Es fühlte sich an, als hätte ich in dieser Stadt endlich ein Stück Kontrolle über mein Leben, wenn auch nur für eine Weile.

Mädchen von Earls Court

Nach der geplatzten Romanze mit Agnes lernte ich in Earls Court ein anderes Mädchen kennen: Sarah. Ich sah sie oft im selben Sträßchen - top angezogen, selbstsicherer Schritt, Blick, der nichts mehr erschreckt. Erst dachte ich, sie hänge da einfach rum wie so viele. Später begriff ich, was sie wirklich tat.

Sechzehn, hübsch, von zu Hause abgehauen. Anders als Agnes, die brav ihr Programm fuhr, lebte Sarah scheinbar locker in einer harten Welt. Sie bot sich älteren Männern an. Die hielten mit dem Auto, nahmen sie mit und brachten sie später wieder zurück. Meist abends, immer dieselbe Strecke rauf und runter, damit die Kundschaft sie findet.

Ich musste den richtigen Moment abpassen, um kurz mit ihr sprechen zu können. Meist war sie mit den Augen bei den Autos, die vorbeizogen. Manchmal ging ein Fenster runter, ein älterer Kopf kam zum Vorschein, ein Winken.

Dann schoss sie hin, stützte die Ellenbogen ans Fenster, und die Nummer lief: leichte Berührungen an Arm und Wange, Hüfte und Schultern im Takt. Ein Blick, eine weiche

Stimme - und schon zog sie ihn in ihre Welt. Sanft, beruhigend, ohne Druck. Das Vorspiel begann auf dem Gehweg.

Ich bekam es nicht in den Kopf, dass sie sich von solchen Typen benutzen ließ. Irgendwas in mir wollte sie beschützen, für sie sorgen.

„Die hat bestimmt schon einiges erlebt“, dachte ich.

Aber ich sah keine Traurigkeit. Sie wirkte fröhlich, unbeschwert, als wäre das alles nichts.

Ich mochte sie, aber sie war wild, unabhängig. Sie verdiente gut, lebte ihr Leben. Mich brauchte sie nicht.

Ich erzählte, dass ich eine Woche lang ein eigenes Zimmer hätte. Das fand sie interessant. Sofort der Vorschlag: Dort könne sie ihre Kunden empfangen, ich bekäme meinen Anteil.

„Soll ich jetzt dein *Zuhälter* sein, Sarah?“

„No, no“, sagte sie, „you can just earn some extra money.“

Ich schwankte. Ein Teil von mir fühlte sich geschmeichelt - endlich eine Rolle in ihrer Welt. Vielleicht würde ich so wichtig für sie. Vielleicht würde sie mich mögen.

Und gleichzeitig sperrte sich etwas in mir.

Was würde ich mir da aufhalsen? Fremde Kerle in Yves' Zimmer, wer weiß, was da abging. So verlockend sie war - die Vernunft gewann. Ich sagte Nein.

Ich spürte meine Grenze - dieser dünne Draht zwischen helfen und ausgenutzt werden, zwischen Nähe und dem Verlust der eigenen Integrität. Sarah kam gut ohne mich zurecht. Und ich musste lernen, damit Frieden zu schließen.

Boris

Seit ich in Earls Court wohnte, kam ich regelmäßig an einem Obdachlosen vorbei - Boris, ein Pole. Er bettelte immer am selben Ort. Die Tage wurden kälter, und jedes

Mal, wenn ich ihn dort sitzen sah, ging er mir mehr zu Herzen.

Eines Abends, als es in Strömen regnete und er unter einem Vordach im Hauseingang notdürftig Schutz suchte, hielt ich es nicht mehr aus. Ich sagte, er könne bei mir schlafen. Er starrte mich nur an - voller Unglauben. Ich blieb dabei, und schließlich willigte er ein.

Ich half ihm hoch - seine Beine zitterten, jeder Schritt fiel ihm schwer. Er legte den Arm um meine Schulter, und so tappten wir durch den strömenden Regen zu meinem Zimmer. Sprechen war schwierig. Er murmelte etwas Unverständliches. Ich hatte keine Ahnung, ob er mich verstand.

Drinne fragte ich, ob er etwas essen wolle; er könne sich auch Gesicht und Hände waschen. Das alles wollte er nicht. Er wollte schlafen. Da begriff ich, dass ich die Situation nicht zu Ende gedacht hatte. Wie sollten Boris und ich das mit dem Bett lösen? Ich musste mir schnell etwas überlegen und beschloss, dass Boris an einer Seite oben auf der Tagesdecke schlafen sollte. Ich würde zwischen den Laken liegen. Im Schrank lagen zusätzliche Decken; die konnte er bekommen. Boris war einverstanden, und kaum lag er, schlief er wie ein Stein.

Er knirschte im Schlaf mit den Zähnen. Ich dachte, das hört gleich auf. Tat es nicht. Ich wurde die halbe Nacht davon wach. Da lag er friedlich und schlief, während ich kein Auge zutat.

Was hatte ich mir nur dabei gedacht? Warum musste ausgerechnet ich ihm helfen, wo ihn doch täglich Tausende ignorierten? Woher kam das? Er hatte mich nicht einmal darum gebeten. Dachte ich wirklich, ich könnte ihn retten - so wie Sarah? Ich bereute es irgendwie, Boris mitgenommen

zu haben. Es war aus Mitgefühl. Aber wie weit geht das? Wo ist Schluss?

Am nächsten Morgen stand Yves plötzlich vor der Tür. Er war einen Tag früher zurückgekehrt. Als er Boris sah, musste ich mich erklären. Ich sagte, ich hätte Mitleid gehabt bei dem Wetter und ihm deshalb einen Schlafplatz angeboten. Das gefiel Yves nicht.

„Du holst doch keine Obdachlosen ins Haus! Wer weiß, was die an Krankheiten mitschleppen“, knurrte er.

Ich fühlte mich geschlagen. Meine eigenen Zweifel bestätigten sich. Es war ein dummer Zug. Diesem Mann konnte ich nicht wirklich helfen. Es war eine Illusion. Ich schadete am Ende nur mir und anderen. Vielleicht versuchte ich immer wieder etwas zu retten, das nicht gerettet werden wollte.

Boris bekam die Unruhe um seine Anwesenheit mit. Er machte mit Gesten deutlich, dass er so schnell wie möglich verschwinden würde. Es tat weh zu sehen, dass er sich unerwünscht fühlte. Nun hatte ich beide enttäuscht.

Als Boris auf die Straße hinausstolperte und sich an allem festhielt, was Halt bot, blickte ich Yves an und merkte, wie sein Herz etwas weicher wurde.

„Es war gut gemeint“, sagte er schließlich.

Ich nahm mir vor, wenn ich jemals einen Hund hätte, würde ich ihn Boris nennen.

Grenzen der Empathie

Dieses Ereignis traf mich tiefer, als ich erwartet hatte. Mir wurde bewusst, dass ich etwas Grundlegendes übersehen hatte: dort, wo ich glaubte, das Richtige zu tun, tat ich das Gegenteil. Das verwirrte mich - mehr, als ich zugeben wollte.

Unterdessen hatte ich meinen Schlafplatz verloren und fiel auf meine einzige Konstante zurück - Scott. Ich erzählte ihm, was passiert war und was mich beschäftigte. Inzwischen verstand ich besser, dass in einer Stadt wie dieser, in der so viel zerbrochen und einsam ist, die Gefahr lauert, sich im Leid anderer zu verlieren. Ich musste lernen, Abstand zu halten, Gefühle zu zügeln. Nicht aus Kälte, sondern aus Selbstschutz.

Und doch fühlte es sich wie Verrat an - wie ein Einknicken vor der Gleichgültigkeit, die ich verabscheute. Eine Rutschbahn, an deren Ende niemand mehr für einander da ist. Eine kalte Gesellschaft, in der Nächstenliebe verdampft.

Scott half ebenfalls oft schnell, sah die Dinge aber etwas anders.

„Es gibt etwas Wichtigeres, als jemandem helfen zu wollen“, sagte er. „Und das ist, die Freiheit eines Menschen zu respektieren.“

Er sagte, ich müsse lernen, Menschen mehr in ihrer Würde zu lassen, auch wenn es von außen bemitleidenswert aussehe. Es sei ihr Leben, ihre Verantwortung, ihre Wahl. Wenn jemand um Hilfe bitte, könne man immer noch entscheiden. Solange diese Bitte ausbleibe, sei es vielleicht vor allem Projektion - das eigene Bedürfnis, gebraucht zu werden.

„Grenzen setzen ist manchmal die größte Form von Respekt - für dich und für den anderen“, sagte er.

Diese Worte blieben hängen. Jeder ist sein eigener Herr. Mit diesem Gedanken im Kopf versuchte ich, den Faden wieder aufzunehmen. Es gab mir Luft.

Couchsurfing

Nach ein paar Tagen bei Scott zog ich weiter, übernachtete bei Kollegen, wo es passte. Eine Zeitlang fand ich Unterschlupf in einem Männerwohnheim. Alles war vorübergehend. Alles war geliehen. Mein Leben passte in eine Tasche, meine Nächte in die Freundlichkeit anderer.

Ich versuchte auch, ein Zimmer zu mieten. Aber dann hätte ich so viel Geld im Voraus zahlen müssen - an den Vermieter ebenso wie an die Zimmervermittlung - was insgesamt fast einem Monatsgehalt entsprach. Darauf hatte ich wenig Lust, zumal ich viel ausging und mein Geld lieber dafür ausgab.

„Ich laufe schon irgendwann irgendwo dagegen“, dachte ich.

Fußballturnier in Gent

Die Arbeit im Lager lief unterdessen weiter. Außerhalb der Spitzenzeiten hieß es warten, Tee trinken und gelegentlich eine Kiste verrücken. Mittags ging ich meist mit ein paar Kollegen in den Pub für ein warmes Essen und ein Pint. Danach war ich manchmal so schläfrig, dass ich kaum vorankam. Dann kroch ich unten in einem Regal in eine große Kiste für ein Nickerchen. Und ich war nicht der Einzige.

Einmal wagte ich etwas Sportliches. Bei uns arbeitete ein Marokkaner, Abdoul, ebenfalls ein Freund von Scott. Er spielte mehrmals pro Woche mit Freunden und ein paar Kollegen im Park Fußball. Als ehemaliger Fußballer fragte ich, ob ich mitspielen dürfe. Er war einverstanden, aber an ihr Niveau kam ich nicht heran. Es blieb bei diesem einen Mal.

Dann kam plötzlich etwas Unerwartetes, das den grauen Rhythmus durchbrach: Toyota organisierte in Gent ein Fußballturnier für alle westeuropäischen Standorte. Ein ganzes Wochenende sollten wir gegeneinander antreten. Wir vertraten England.

Mit rund vierzig Leuten im Betrieb hatten wir genug Auswahl. Neben Abdoul gab es weitere leidenschaftliche Spieler, die regelmäßig mit ihm im Park kickten. Er stellte ein Team zusammen, in dem ich ebenfalls stand. Scott war der Coach. Alles wurde organisiert: Fährüberfahrt, Hotel, Essen.

Nur die Getränke zahlte jeder selbst.

Auf der Fähre nach Zeebrügge kam ich mit einer Gruppe Belgier ins Gespräch. Weil ich mit Engländern reiste, hielten sie mich für einen Briten. Sie sprachen Englisch mit mir, untereinander flämisch. Ich wollte sie auf den Arm nehmen und sagte, ich könne sie verstehen. Sie glaubten es nicht und begannen, mir allerlei Dinge auf Flämisch zu erzählen, die ich übersetzen sollte - was mir auch gelang. Sie waren so beeindruckt, dass sie dachten, ich hätte eine besondere Begabung.

„Du bist wohl ein echtes Sprachgenie, oder?“ sagte einer.

Ich ließ sie im Glauben - und genoss heimlich, wie ich sie an der Nase herumgeführt hatte. Bis ein Kollege rief, ich sei Holländer. Da fiel die Maske, und ich stand sprachlos da. Zum Glück nahmen es die Belgier mit Humor und lachten, dass sie so darauf hereingefallen waren.

Wir spielten vier Partien über zwei Tage, jeweils zweimal eine halbe Stunde. Die punktbesten Teams bestritten am Sonntag das Finale. Es war ein luxuriöser Ausflug mit gutem Hotel und köstlichem Essen. Abends zogen wir durch die Bars in der Altstadt von Gent. Mit wenigen

Ausnahmen gingen wir rechtzeitig zurück ins Hotel - die Kollegen nahmen das Turnier ernst.

Komisch war's, wieder auf dem Festland zu sein. Es fühlte sich anders an. Hier lag der ganze Kontinent zu Füßen, man war mit dem Rest Europas verbunden. In England erlebte ich das nicht. Das Land stand gewissermaßen losgelöst. Der psychologische Graben des Wassers zwischen Insel und Festland war inzwischen auch in mir. Ich betrachtete die Welt von einer Insel aus und war jetzt „abroad“.

Dieses Gefühl würde verfliegen, sobald ich nach Hause fuhr. Es war nicht weit. Eine verlockende Vorstellung. Ich begann zu zweifeln und fragte mich, was ich eigentlich wollte. Was hatte ich in London zu suchen? Was hatte ich zu Hause zu suchen?

Doch ich wusste: Wenn ich jetzt zurückginge, würde ich etwas Unnennbares aufgeben. Nicht nur ein Abenteuer, sondern auch den Prozess des Loslassens, Suchens, Stolperns und Neuanfangs. Heimkehren fühlte sich an wie das Zurückschlüpfen in eine alte Haut, die nicht mehr passte.

Also blieb ich - als Teil des Teams. Bald ging es zurück auf die Insel. Das war jetzt meine Welt, und so wollte ich es.

Während der Spiele setzte Scott mich auf die Bank - und da blieb ich auch. Als wir das Finale erreichten, hatte ich keine Minute gespielt. Auch im Endspiel kam ich nicht zum Einsatz. Ich drängte auch nicht auf - die anderen waren einfach besser. Aber die Freude war deshalb nicht geringer, als wir Meister wurden und den Pokal mit nach London nehmen durften.

Dead Kennedys in Brixton

In Brixton sollten die Dead Kennedys auftreten. Punk war nie ganz meins gewesen, aber verwandte Musik wie The Clash, The Stranglers oder Siouxsie and the Banshees - Scotts große Liebe - mochte ich schon. Von den Dead Kennedys kannte ich nur ein Lied, und das klang eigentlich ganz ordentlich. Ich beschloss hinzugehen. Allerdings hatte es zuvor Rassenunruhen in Brixton gegeben. Scott riet mir ab. Ich fand das übertrieben. Die Unruhen waren doch vorbei.

Ich kam viel zu früh aus der U-Bahn; das Konzert sollte erst in etwa einer Stunde beginnen. Um die Zeit zu überbrücken, ging ich in den erstbesten Pub auf ein Bier. Alle Gäste waren schwarz; ich war der einzige Weiße. Es war recht ruhig, doch die wenigen Anwesenden blickten wenig freundlich, als ich eintrat. Ich fühlte mich unwohl. Meine frühere Erfahrung im Pub in Shepherd's Bush hatte ich noch klar vor Augen.

Normalerweise hätte ich ein Pint bestellt, diesmal blieb ich bei einem Halben. Ich setzte mich an einen Tisch und schaute schüchtern umher. Es geschah weiter nichts. Dennoch war die Spannung greifbar - oder lag es nur an mir und den Geschichten, die Scott erzählt hatte? Ich fühlte mich verletztlich und versuchte, mit dem halben Pint vor mir so neutral wie möglich Teil des Ganzen zu sein.

Plötzlich rief jemand von einem Tisch weiter hinten, was ich hier überhaupt wolle. Ich sagte, ich ginge zu einem Konzert der Dead Kennedys, müsse noch warten und käme deshalb für ein Bier herein. Er fand, ich hätte hier nichts verloren, und ich solle möglichst schnell meine Sachen packen.

Der Barkeeper, diesmal hilfreich, sagte dem Mann, er

solle mich in Ruhe lassen. Die beiden diskutierten kurz, dann schwieg der Gast. So oder so - dies war offensichtlich nicht mein Ort. Ich trank mein Bier rasch aus, dankte dem Barkeeper und verließ das Lokal. Erst draußen fiel die Spannung spürbar von mir ab.

Beim Konzert merkte ich, dass ich mich in der Zeit vertan hatte - sie waren schon auf der Bühne. Der Laden war brechend voll. Erster Zug: mich zur Bar durchkämpfen für ein Pint.

Während ich wartete, schaute ich mich um. Es ging derb zu. Die Menge pogote, und man spuckte sich gegenseitig ins Gesicht. Die Band machte genauso mit und spuckte ins Publikum; alle fanden es großartig. Überall sah ich Zeige- und Mittelfinger in der Luft. Eine große, pulsierende Masse mit erstaunlich hoher Toleranzschwelle.

Ich wollte einen ruhigeren Platz, um das alles zu beobachten, und arbeitete mich zur Seite vor - entlang der Wand war noch Raum. Doch etwa alle halbe Meter bat mich jemand um einen Schluck Bier. Als ich endlich ankam, war mein Glas fast leer.

„Dann eben sparsam damit umgehen“, dachte ich.

Noch einmal zur Bar lohnte nicht.

Inzwischen hing ein stechender Klebstoffgeruch in der Halle. Auf einer Treppe neben der Bühne schnupften Jugendliche. Plastiktüten vor dem Mund hoben und senkten sich im Rhythmus ihres Atems. So jung und schon so zerstörerisch - ich konnte es nicht begreifen.

Jungen und Mädchen in meinem Alter oder jünger, die scheinbar keinen Respekt mehr vor ihrem Leben hatten. Was war da schiefgelaufen? Was ging in ihren Köpfen vor? Welche Enttäuschungen hatten sie nicht überwunden?

Es tat weh, sie so trostlos beieinander sitzen zu sehen. Ich dachte an die Niederländerin aus der Brauerei mit

ihrem süchtigen Sohn. Unerträglich muss es sein, wenn das eigene Kind so zugrunde geht. Ich fühlte mich hier nicht zu Hause. Die Musik packte mich nicht. Es war vor allem ein Block rohe Energie in einer Mauer aus Lärm. Schöne Melodielinien oder überraschende harmonische Übergänge gab es kaum. Vor allem Wut und Frust, als wollten sie die Gesellschaft auf einen Schlag niederreißen. Ich wartete das Ende nicht ab und ging in der Pause.

Das war keine Welt, in der ich sein konnte oder wollte. Kein „New Life“, sondern eine Sackgasse.

Nicht die Rauheit störte mich, sondern das Fehlen von Richtung. Da war Wut, aber keine Hoffnung. Während ich selbst versuchte zu wachsen, mich zu lösen, neu anzufangen, schien hier vor allem Zerstörung die Sprache des Protests zu sein. Das war nicht mein Weg.

Das britische Klassensystem

Ich begann mich zu fragen, ob die destruktive Energie der Jugend nicht aus etwas Tieferem herrührte - aus einer Gesellschaft, in der der eigene Platz schon lange festgelegt ist. Was mir sehr schnell auffiel: wie tief das Klassensystem in der britischen Gesellschaft noch verankert war. Von einem Volk, das sich so gern auf seine Magna Charta beruft, hätte ich etwas anderes erwartet.

Die Hierarchie schien endlos: von der Unterschicht zur Mittelschicht, dann zur oberen Mittelschicht und schließlich zur obersten Oberschicht. Mit jeder Stufe änderte sich die Sprechweise - je höher die Leiter, desto steifer die Kehle. Als wäre Sprache ein Passwort, das Türen öffnet.

Teure Internate und Universitäten hielten diese Trennung aufrecht - für gewöhnliche Leute unerschwinglich. Das Wissen, das man dort erwarb - und, noch wichtiger, die

Netzwerke - zirkulierte innerhalb derselben höheren Kreise.

In den Niederlanden wachsen wir mit der Vorstellung auf, dass alle im Grunde gleich sind. Reichtum darf sein, aber Allüren nicht. Hier schien ein Teil der Bevölkerung von seiner Überlegenheit überzeugt zu sein - und handelte auch so.

Ich erlebte es in einem Pub. Ein junger Mann, offenkundig „besserer Herkunft“, trank mit Freunden Bier, als ein Kellner ihm versehentlich eine volle Pint über den Ärmel goss. Das Glas zerbrach. Der Kellner entschuldigte sich sofort und wollte ein Handtuch holen.

Aber das reichte nicht.

Der junge Mann brach in eine Tirade aus, die den ganzen Pub verstummen ließ. Er riss dem Kellner das gereichte Handtuch aus der Hand, warf es auf den Boden und schleuderte sein eigenes Glas hinterher.

„Clean that one up too, you miserable servant“, fauchte er den Bediener an.

Ich stand fassungslos da. Noch nie hatte ich jemanden so überzeugend über einem anderen Menschen stehen sehen.

Was mich noch mehr verblüffte: Der Wirt griff nicht ein. Stattdessen spendierte er dem Täter sogar einen Drink für die „Unannehmlichkeiten“, als mache dessen Status ihn unantastbar. Für mich, aufgewachsen mit dem Gedanken, dass sich niemand mehr wert fühlen sollte als ein anderer, war das ein Schlag. Als ob das System selbst diese Verachtung zuließe.

Wäre es nach mir - und, so vermute ich, nach dem Rest des Pubs - gegangen, man hätte diesen Schnösel so gründlich vor die Tür gesetzt, dass er es sein Leben lang nicht vergessen hätte.

Die Ökonomie der Entmenschlichung

Die Ungleichheit auf der Straße fand ihr Echo in den Medien. Dort wurde der Unterschied nicht nur sichtbar, sondern geradezu legitimiert. Vor allem die Sensationspresse spielte dabei eine üble Rolle.

Am deutlichsten zeigte sich das in den Tabloids - Zeitungen wie *The Sun*, *News of the World* und *Daily Mail*, die sich von Skandal, Wut und Vereinfachung nährten. Die verkaufen keine Nachrichten, sondern *Aufreger*. Keine Zwischentöne, nur *Feindbilder*. Ihr Weltbild war klar: Es gibt immer einen Schuldigen - und der kommt meist von außen oder von ganz unten.

Ein Beispiel, das mir lange im Gedächtnis blieb, war die Berichterstattung über den Falklandkrieg. Als Argentinien die Falklandinseln besetzte - britische Überseegebiete, tausende Kilometer von der Heimat entfernt - schickte Großbritannien eine Flotte. Krieg drohte. Man hätte auch fragen können, was die Briten so dicht vor der argentinischen Küste eigentlich zu suchen hatten.

Die *Tabloids* wussten sich zu helfen: „**KILL THE ARGIES**“, schrie die Titelseite der *Sun* - in fett gesetzten Großbuchstaben. Kein Raum für Kontext, nur Hass. Als rief man offen zum Töten eines Volkes auf.

Sogar Osvaldo Ardiles, der argentinische Mittelfeldspieler von Tottenham Hotspur, wurde zum Ziel öffentlicher Wut. Als hätte ein Fußballer irgendetwas mit dem Konflikt zu tun.

Die moralischen Grenzen verschwammen nicht nur in der Kriegsberichterstattung. Auch anderswo wurde es beschämend.

Ein weiteres halluzinantes Beispiel dieser rücksichtslosen Ökonomie der Entmenschlichung waren die Wetten

auf das Sterben des Papstes. Er war damals unheilbar krank. Buchmacher sprangen auf: Man konnte darauf setzen, wie viele Tage er noch zu leben habe. Die Quoten wurden ordentlich veröffentlicht - mit Auszahlungstabellen, als handle es sich um ein Pferderennen.

Doch selbst für britische Verhältnisse ging das zu weit. Aus Respekt vor menschlichem Anstand und um die diplomatischen Beziehungen zum Vatikan nicht zu belasten, untersagte die Regierung diese Wetten schließlich.

Aufbruch

Langsam wuchs der Gedanke: was ganz anderes machen. Von den Bohrinseln vor Schottland hatte ich gehört, dass man dort gut verdient. Das reizte mich.

Ich brauchte frische Luft. Die Tage waren flach: einstempeln, absitzen, ausstempeln. Kein Funke, und das Drumherum verlor ebenfalls an Glanz. Eine feste Bleibe hatte ich immer noch nicht; ich schlief mal hier, mal da. Diese Abhängigkeit scheuerte. Vielleicht mühte ich mich nicht genug - oder ich spürte unbewusst, dass das Ende nahte? Wie auch immer: Ein Zimmer zu suchen fühlte sich immer weniger sinnvoll an.

Dass ich mich in dieser Stadt durchgebissen hatte, gab mir Zuversicht: Ich finde mich auch anderswo zurecht. Vor dem nächsten Schritt musste ich keine Angst haben.

Ich erzählte Scott von meinen Plänen. Er nickte.

„Mach's einfach - leb deinen Traum.“

DAS ENDLOSE MEER

EIN TRAUM LEBEN, BIS ER ZERBRICHT

Glückssucher

Ich fuhr per Anhalter aus London los. Es war Anfang Dezember. Es regnete und es wehte ein starker Wind. Ich hatte etwas Geld gespart, um die ersten Wochen zu überbrücken. Meine Erwartung war, dass ich innerhalb dieser Zeit schon Arbeit in der Ölindustrie finden würde.

Mein erster Halt war Birmingham. Danach bekam ich eine Mitfahrgelegenheit bis nach Lancaster. An einer Raststätte nahm mich ein Lastwagenfahrer mit, der auf dem Weg nach Carlisle war. Wir verstanden uns gut, und er spendierte mir sogar ein paar Bier in einem Pub. In jener Nacht durfte ich in der Kabine seines Lastwagens schlafen. Er selbst nahm sich ein Hotel. Am nächsten Morgen setzte er mich in Edinburgh ab. Von dort trampelte ich weiter über Perth und Dundee, bis ich schließlich in Aberdeen ankam.

Der Himmel hing schwer und grau über der Stadt, während ein leichter Regen fiel. Der billigste Ort zum Übernachten war die Jugendherberge. Nach ein wenig Herumfragen hörte ich, ich müsse einfach die Union Street, die

Hauptstraße, hinauslaufen; dann würde ich automatisch dort ankommen.

Zu beiden Seiten der Straße standen robuste Granitgebäude. Grau wie das Wetter, aber so eigen und standhaft, als ob sie dächten: „Uns kriegt niemand klein, wir stehen hier für die Ewigkeit.“

Vielleicht war es Projektion, aber sah ich in diesen Gebäuden etwas von der schottischen Mentalität gespiegelt? Es würde mich nicht wundern.

Nach einem langen Spaziergang erreichte ich die Jugendherberge: ein weiteres imposantes Granitgebäude. Ich bekam einen Platz in einem Schlafsaal mit etwa zwanzig Etagenbetten, von denen nur ein Viertel belegt war. Ich wusste noch nicht, dass dieses Gebäude - und die Menschen, die ich dort treffen würde - in den kommenden Monaten mein Leben bestimmen würden.

Ich kam gerade vom Einchecken zurück und ging in die Küche, um mir eine Tasse Tee zu machen. In der Ecke saß ein Mann mit halblangen roten Haaren und rauchte. Er blickte auf und kam mit zwei dampfenden Bechern auf mich zu. Als hätte er meine Gedanken gelesen. Ich nahm auf einer wackeligen Bank Platz.

Er stellte sich als Neil vor. Neuseeländer, die letzten Jahre in Berlin gelebt.

„Gerade angekommen?“

Ich nickte. „Vor einer Stunde. Per Anhalter aus London.“

Er reichte mir einen Becher. „Wärm dir die Hände. Kalt, was, verglichen mit dem Süden.“

„Danke. Schottland begrüßt einen mit Regen und Gegenwind.“

Er grinste.

„Willkommen in Aberdeen. Die Stadt, in der Träume sterben... und in der man dann trotzdem hängenbleibt.“

Er setzte sich neben mich. Er roch nach Diesel und Tabak - nicht unangenehm.

„Du kommst wegen des Öls?“

Ich nickte. „Man sagt, es gibt Arbeit genug.“

„Das sagen sie seit Jahren. Zu viele Männer, zu wenig Arbeit. Vor allem für uns.“

Er erzählte, dass es in der Gegend etwa fünfzehn *Contractors* gäbe und dass man dort einfach jeden Tag vorbeischauchen müsse.

„Zeigen, dass du kein Weichei bist. Manchmal hilft das.“

Er war schon seit zwei Monaten dabei, hatte zweimal fast etwas an Land gezogen, aber ihm fehlte die Erfahrung.

„Und trotzdem versuchst du es weiter?“, fragte ich.

„Was soll ich sonst? Zurück? Wofür?“

Einen Moment war es still. Draußen trommelte der Regen ans Fenster.

„Wenn du morgen deine Runde machst“, sagte er, „gebe ich dir eine Karte mit den besten Adressen. Keine Garantie, aber es spart kalte Füße.“

„Ernsthaft?“

„Ernsthaft. Wir sitzen alle im selben Boot.“

Er zwinkerte und stand auf. Ich blieb mit dem warmen Becher in den Händen sitzen. Draußen war es trüb, nass und still. Drinnen dämmerte mir langsam: Das könnte noch schwer werden.

Ich dachte: Woran habe ich mich da bloß gewagt? Mir sank der Mut in die Schuhe. War es überhaupt eine gute Idee gewesen, hierher zu kommen? Es schien, als müsse ich mich einer langen Reihe von Glückssuchern anschließen. Die Aussichten waren gelinde gesagt nicht rosig. Neil war schon zwei Monate dran - ohne Ergebnis. Und er war nicht der Einzige.

In der Herberge wohnten Jungs aus allen Himmelsrich-

tungen: Australier, Südafrikaner, Kanadier, Neuseeländer. Alle auf der Suche nach demselben: einem Job auf einer Plattform und dem großen Geld.

Aus ihren Geschichten ging hervor, dass sie täglich ins Industriegebiet zogen, wo die Contractors saßen - die Firmen, die Männer für die Bohrarbeiten auf See anheuernten. Jeder hatte seine feste Route, eine Adressliste, in die er das meiste Vertrauen setzte. Laut ihnen drehte sich alles ums

Durchhalten. Nur so zeigte man, dass man es wirklich wollte.

Die tägliche Runde

Es blieb nur eines: Wenn ich Arbeit wollte, musste ich ihrem Beispiel folgen. Sonst hatte ich hier nichts verloren.

Anhand von Neils Liste besuchte ich anfangs so viele Contractors wie möglich, doch mit der Zeit bekam ich ein Gefühl dafür, bei welchen ich eventuell eine Chance hatte und bei welchen nicht. Das waren vor allem Firmen aus Übersee - Amerika und Kanada. Europäische Unternehmen rekrutierten ihr Personal meist im eigenen Land. Die zahlten außerdem besser und boten allerlei Zusatzleistungen. Bei den Amerikanern und Kanadiern brauchte man damit nicht zu rechnen. Nicht, dass ich mir darüber Gedanken machte; der Verdienst würde ohnehin reichen. Letztlich blieben etwa fünf Firmen übrig, bei denen ich das beste Gefühl hatte.

Weihnachten in Armut

Meistens machte ich meine Runde morgens. Immer dasselbe. Dieselbe Laufroute. Dieselben Gesichter am

Empfang. Immer nein. Das ging nun schon seit ein paar Wochen so.

Aber das Leben ging weiter, und mein Geld begann tüchtig zu schwinden. Zu den Weihnachtstagen musste ich dem Leiter der Jugendherberge sagen, dass ich die Übernachtungen nicht mehr bezahlen konnte. Ich fragte ihn, ob ich vielleicht etwas für ihn tun könnte, um meinen Aufenthalt zu kompensieren. Wir hatten guten Kontakt, und deshalb traute ich mich auch zu fragen. Der Mann, ein moderner Vater, der von seinen Kindern beim Vornamen genannt wurde, sagte, er hätte schon ein paar Arbeiten für mich. Vor allem Gartenarbeit und alten Kram aufräumen. Ich durfte bleiben, aber damit hatte ich noch kein Geld.

Weihnachten stand vor der Tür. Während andere sich auf Gemütlichkeit, Familie und Überfluss vorbereiteten, saß ich ohne Geld in einer fremden Stadt, in einem Schlafsaal voller Unbekannter. Die einzige Dekoration war eine Papierschlange an der Rezeption.

Am ersten Weihnachtsfeiertag brachte mir der Chef einen Teller von seinem eigenen Festmahl. Eine ordentliche Portion: Kartoffeln, gefüllter Truthahn, Preiselbeersöße.

Er sagte: „Hier, Junge. Du musst heute doch etwas Warmes essen.“

Es war eine einfache Geste, aber mir schnürte es den Hals zu. Zum ersten Mal seit Tagen schmeckte ich wieder wirkliches Essen - nicht aus der Dose, nicht mit Salz und Wasser, sondern mit Sorgfalt zubereitet.

Diese Mahlzeit war ein Moment der Wärme, menschlicher Würde. Doch als der Teller leer war, kehrte die Realität zurück. Am nächsten Tag aß ich *Porridge*. Nur noch *Porridge*. Hafer, Wasser, eine Prise Salz - das Billigste, was man bekommen konnte. Und so blieb es für die nächste Zeit.

Andere Ideen

Das Bohren erwies sich als alles andere als seligmachend. Weil es dort so schleppend lief, suchte ich auch anderswo Arbeit. Simon, ein Glückssucher wie ich, schlug Island vor: Arbeit in der Fischauktion, gutes Geld. Nur - wir hatten kein Geld, um dorthin zu kommen.

Er war ein paar Jahre älter: ein großer, blonder Südafrikaner, selbstbewusst, mit auffälliger Anziehungskraft auf Frauen. Zusammen suchten wir nach anderen Optionen, ohne Erfolg. Wir standen sogar kurz davor, Holzfällerarbeit in den schottischen Highlands zu bekommen, aber der Unternehmer bekam seine Verträge mit der schottischen Forstbehörde nicht rechtzeitig unter Dach und Fach. Also blieb es beim Improvisieren, während ich jeden Tag brav meine Runde bei den Contractors drehte.

Solidarität

In dieser trostlosen Situation entstand unerwartet etwas Warmes: gegenseitige Unterstützung. Wir kämpften jeder für sich, gönnten einander aber das Glück. Innerhalb unserer kleinen Gruppe von Glückssuchern trafen wir eine Abmachung. Wer Arbeit fand, teilte sein letztes Geld mit den anderen.

Wir waren etwa sieben Mann. Keine engen Freunde, aber Leidensgenossen. Unser Band war schlicht: durchhalten, jeden Tag aufs Neue. Ab und zu klappte es, und ein Traum wurde

Wirklichkeit. Und wer Glück hatte, hielt sich ordentlich an die Abmachung. Wer noch etwas Geld hatte, verteilte es unter seinen Kumpanen. Nie viel, aber meist genug, um ein paar Tage oder mit etwas Glück eine

Woche zu überleben. Das verschaffte mir manchmal etwas Luft.

Psychedelische Pilze

Langsam begann ich, die Stadt kennenzulernen - ihre Gassen und Plätze, die Pubs und die Orte, an denen sich junge Leute trafen. Die Gegend um die Union Street und die Union Terrace Gardens war einer dieser Orte, an denen normalerweise immer etwas los war.

An einem nassen Nachmittag in der Nähe der Union Terrace Gardens traf ich Jim - ein Einheimischer, Anfang zwanzig wie ich, mit einem Herz für Musik und einem Kopf voller Songtexte. Wir verstanden uns sofort. Er wurde mein Führer in der Stadt. Wir redeten stundenlang über allerlei Bands. Er hatte die Angewohnheit, Songtexte zu zitieren, die genau zu dem passten, wie wir uns in dem Moment fühlten. Wenn wir zum Beispiel vergeblich auf einen Bus warteten, sang er: *„Here I am sitting at a busstop, wish I was somewhere else.“*

Um dann mit voller Überzeugung hinzuzufügen: *„It’s so true, it’s so true.“*

Er mochte auch das Spielen. Jeden Cent, den er übrig hatte, setzte er auf Pferde. Ich ging regelmäßig mit ihm und hoffte, dass er etwas gewann. Aber meist war das nicht der Fall. Außer dieses eine Mal. Da machte er einen großen Schlag und gewann über 600 Pfund. Doch er wollte mehr. Stück für Stück verzockte er an jenem Nachmittag den gesamten Betrag.

Jim wusste, wo wir *Kahlköpfe* finden konnten - Pilze, von denen man halluzinierte. Das wollte ich gern einmal erleben. In meiner Jugend hatte ich schon viel über bewusstsenserweiternde Mittel gelesen, weil es mich auf irgendeine

Weise faszinierte. Dadurch wusste ich, welche Drogen am meisten und am wenigsten süchtig machten. Diese Pilze gehörten zur letzten Kategorie. Deshalb traute ich mich.

Auf einer Wiese in der Nähe der Jugendherberge sollten sie wachsen. Wir gingen schauen, und tatsächlich: Überall sahen wir kleine Pilzchen. Jim zeigte mir genau, welche ich pflücken sollte. Nach einer Weile hatten wir eine ordentliche Tüte voll. Er wollte daraus ein Omelett machen - seiner Meinung nach die beste Art. In der Jugendherberge ging das prima, und irgendwer hatte bestimmt noch ein paar Eier übrig. Wir schnitten die Pilze in Stücke, ließen sie kurz in der Pfanne rösten, verquirlten ein paar Eier und gossen sie darüber. Als wir unser magisches Gericht gegessen hatten, fühlte ich gar nichts.

„Es müsse erst einsacken“, sagte Jim.

Um die Zeit zu überbrücken, gingen wir in den Keller hinunter, um eine Runde Tischtennis zu spielen. Nach ungefähr einer halben Stunde begann ich plötzlich leichte Strichelchen zu sehen, die sich zu einem Löwenkopf zusammenfügten.

„Ich glaube, es geht los“, sagte ich voller Erwartung zu Jim.

Ich sah immer mehr Formen und Lichter. Es war, als hätte sich eine transparente Schicht über die Welt gelegt - durchsichtig, aber die Wirklichkeit blieb erkennbar. Eine warme, berauschte Glückseligkeit überschwemmte mich: die Art von Glück, die man normalerweise nur einen Augenblick spürt, die jetzt aber endlos zu dauern schien. Der Keller wurde mir schnell zu eng, und ich ging auf die Straße.

Es war nieselig und kalt, aber es störte mich nicht. Alles war schön; mit einem breiten Lächeln lief ich in die Stadt. Ich fühlte nur Wärme und ließ meinen Schritt mich von

selbst die Union Street entlang Richtung Zentrum tragen. Die Bilder kamen weiter - seltsame Muster, immer wieder diese Lichter. Die Welt, das Leben: lauter Seligkeit.

Doch nach einer Weile dämmerte mir, dass ich nicht allein war - ich sah die anderen Menschen auf der Straße. Zusammengekauert, die Krägen hochgezogen gegen den Regen. Düstere Blicke. Damen mit Schirmen trippelten hastig vorbei. Plötzlich fühlte ich mich unwohl - so fröhlich und entspannt, wie ich da lief. *Das muss auffallen*, dachte ich, und ich geriet leicht in Panik. Ich hatte auch keine Jacke an - das hatte ich vergessen - nur eine Weste und ein T-Shirt. Was, wenn jemand dachte: *Der tickt nicht richtig?* Was, wenn sie die Polizei rufen würden?

Ich beschloss, mich anzupassen, um so wenig Aufmerksamkeit wie möglich zu erregen. Kopf nach unten, die Schultern runter, mein Schritt wurde entschlossener und zielgerichteter. Die Freude war vorbei. Jetzt ging es ums Überleben. Es gab nur einen Weg, und der führte nach vorn. Ich versuchte, die Halluzinationen zu unterdrücken. Ich wollte wieder normal sein, wie alle anderen. Doch dieses selige Gefühl und die Bilder ließen sich nicht einfach wegdrücken. Ein innerer Kampf entstand. Die Paranoia schlug zu. Jeden Moment konnte jemand mir auf die Schulter tippen, um mich von der Straße zu holen. Es wurde unerträglich. Es war, als ob die ganze Welt mich ansah. Sie hatten mich im Blick. Ich musste hier weg.

Ich kam an einem Kino vorbei und sah ein großes Plakat für den Film *Fantasia*. Das war meine Chance. Jetzt konnte ich entkommen. Der Film hatte gerade begonnen. Ich huschte hinein und nahm Platz. Es war dunkel, niemand sah mich. Der Druck fiel ab, und langsam fand ich wieder zu mir selbst.

Ich erwartete, dass ich unter dem Einfluss eines

bewusstseinsweiternden Mittels gerade mehr Freude an einem schönen Zeichentrickfilm hätte. Aber das Gegenteil war der Fall. Die Bilder flitzten irgendwo in der Ferne vorbei, ohne irgendein zusammenhängendes Muster. Ich konnte keinen Reim darauf machen. Ich sah den ganzen Film, aber es blieb nicht mehr als ein vager, zusammenhangloser Traum, von dem nichts hängen blieb.

Als ich wieder draußen stand, war der Trip vorüber. Ich war erleichtert, aber auch ein wenig enttäuscht darüber, wie etwas so schön Begonnenes so geendet hatte.

Ein paar Tage später versuchten Jim und ich es noch einmal, mit ungefähr derselben Menge. Doch da war die Wirkung deutlich geringer und mir war die Lust vergangen.

Aber diese psychedelischen Ausflüge taten der düsteren Realität keinen Abbruch. Die Jugendherberge stand kurz davor, ihre Türen zu schließen. Mitte Januar machte sie für sechs Wochen dicht. Ich stand auf der Straße.

Hostel

Ich brauchte dringend eine andere Bleibe. Ohne Einkommen war das leichter gesagt als getan. Im kalten, winterlichen Schottland wurde die Lage von Tag zu Tag prekärer. Ich lebte in den Tag hinein, ohne Aussicht auf Besserung. Der Gedanke ans Heimfahren drängte sich immer öfter auf.

Manchmal fühlte ich mich elend und einsam und fragte mich, was ich hier noch länger tat. Was versuchte ich eigentlich zu beweisen? Ich musste das nicht mitmachen: die Kälte, die Unsicherheit des Daseins, das immer wieder Abgewiesen werden. Das endlose Warten auf etwas, das nicht kam.

Aber in meinen Gedanken an zu Hause sah ich meinen Vater schon vor mir.

„Ich habe doch immer schon gesagt, dass aus dir nichts werden wird.“

Dieses Vergnügen wollte ich ihm nicht gönnen. Ich lag hier noch lieber tot im Rinnstein, als mit hängenden Pfoten nach Hause zurückzukehren.

Es blieb nichts anderes übrig, als weiterzumachen. Simon saß im selben Boot. Auch er hatte keine Unterkunft mehr. Wir fanden ein Hostel für zwanzig Pfund pro Woche: vergleichbar mit dem in London, aber viel schmutziger. Es wurden nur Männer zugelassen, von denen ein großer Teil dem Alkohol zusprach.

Wir landeten in einem schmutzigen, kleinen Zimmer, das wir mit jemand anderem teilen mussten. Die ersten paar Tage waren wir noch zu zweit, bis ein Mann um die 50 bei uns einzog, Oscar. Am Anfang war er sehr bescheiden. Ich hatte ein bisschen Mitleid mit ihm. Er wirkte verletztlich und unsicher, als ob er nirgends dazugehöre. Er hatte all seine Zähne verloren, und jedes Mal, wenn er etwas sagen wollte, machte er zuerst ein paar rollende Bewegungen mit seinen breiten Lippen - wobei sich die Falten in seinem Gesicht wie eine Ziehharmonika ein- und ausfalteten. Das pechschwarze Büschel Haar auf seinem Kopf sah aus, als wäre es gefärbt; als wollte er sich jünger geben. Bemerkenswert, denn er wirkte nicht eitel.

Sein Verhalten fanden wir ein bisschen seltsam: seine Bewegungen, die Art zu sprechen, der Blick in seinen Augen - irgendetwas stimmte nicht. Er erzählte, dass er Profiboxer gewesen sei, von seinem 19. bis zu seinem 22. Lebensjahr, aber dann habe er angefangen zu rauchen und zu trinken. Danach war er viele Jahre in der Handelsschiffahrt und bereiste die ganze Welt. Von vielen Sprachen kannte er ein

paar Worte. Trotz seines atypischen Verhaltens war er offen und sehr nett. Wir konnten auch enorm mit ihm lachen, vor allem wegen seines Selbstspotts und der völligen Abwesenheit von Allüren. Ich fühlte mich in seiner Nähe wohl. Durch ihn relativierte ich auch vieles von meinen eigenen Problemen.

Um an Geld zu kommen, beantragte ich eine Sozialhilfeleistung. Als Einwohner eines EWG-Landes konnte ich Anspruch darauf erheben. Das wusste ich zunächst nicht, aber es kam mir jetzt gelegen. Ich ging zum Sozialamt, zeigte meinen Pass vor und füllte ein Formular mit meinem Namen und der Adresse des Hostels aus. Gegen Vorlage des Aufenthaltsnachweises erhielt ich vierzig Pfund bar. Das war für eine Woche: zwanzig Pfund für das Hostel und zwanzig Pfund zum Leben. Damit konnte ich es gerade so schaffen. Simon versuchte es auch, fiel aber als Südafrikaner durchs Raster.

Es war kein Vergnügen, zur „Soos“ zu gehen. Es herrschte eine trostlose Stimmung. Ein kahler Raum, nur ein paar Holzbänke entlang der Wände, und dunkelblau gesprenkelte Wände, die längst einen neuen Anstrich nötig hatten. In einer Ecke gab es ein Fensterchen mit dickem Plexiglas und nur ein paar kleinen Löchern zum Sprechen. Dort machten sie die Ausgabe der Leistungen. Das Geld bekam man durch einen schmalen Schlitz, nicht einmal fingerdick.

Es saßen ganze Familien dort und warteten. Kinder zwischen ihren Eltern, mit gesenkten Köpfchen. Als ob die Sorgen der Eltern auf ihren kleinen Schultern lasteten. Wenn es zu lange dauerte oder sie nicht bekamen, worauf sie ihrer Meinung nach Anspruch hatten, drehten die Kerle manchmal völlig durch. Ich verstand dann auch, warum nichts in dem Raum stand und derjenige hinter dem

Schalter so gut geschützt war. Aus Wut und Frustration - oft befeuert durch Alkohol - droschen sie mit Fäusten oder Füßen gegen das Plexiglas, während sie den Mitarbeiter dahinter aufs Übelste beschimpften. Ich sah immer dagegen an, da wieder hingehen zu müssen. Aber ich hatte wenig Wahl, oder wie man hier sagt: *beggars can't be choosers*.

Allmählich kam auch die dunkle Seite von Oscar zum Vorschein. Von anderen hörte ich, dass er 16 Jahre in einer psychiatrischen Anstalt gesessen hatte, weil er jemanden ermordet hatte. Als ich ihn darauf ansprach, bestätigte er die Geschichte. Er war noch nicht so lange frei.

„Der Alkohol hat mein Leben kaputtgemacht“, sagte er.

Trotzdem hatte er wieder angefangen zu trinken. Dann verwandelte sich der bescheidene und fast schüchterne Mann in ein kleines Monster, das wegen des geringsten Anlasses jeden anschrie und fluchte. Die Dämonen übernahmen wieder das Kommando, und er wurde manchmal auch aggressiv. Bei mir hielt er sich ziemlich ruhig. Irgendwie verstanden wir uns. Simon hielt es nicht länger aus. Er ging nach Edinburgh, in der Hoffnung, dort in der Nähe Arbeit auf einem Bauernhof zu finden.

Oscar und ich blieben zu zweit zurück. Er war seltsam, beschädigt, und doch auf eine komische Weise mein Halt.

Bei Bridget

Inzwischen hielt ich Ausschau nach etwas Besserem und Billigerem, damit mein Budget etwas großzügiger wurde. In einer Anzeige las ich, dass eine Dame ein Zimmer in ihrer Wohnung anbot, für sechzehn Pfund pro Woche. Das sparte schon erheblich - und wahrscheinlich war es dort auch viel sauberer. Ich reagierte telefonisch, und wir verabredeten uns.

Als ich klingelte, öffnete eine blonde Frau Ende dreißig. Sie stellte sich als Bridget vor und zeigte mir das Zimmer. Es war klein, aber ordentlich. Sie sprach mit einer freundlichen, etwas schleppenden Stimme und bewegte sich selbstbewusst durch den Raum. Den Rest der Wohnung würden wir teilen. Es schien mir eine gute Alternative, und ich erzählte, dass die Miete vom Sozialamt bezahlt werde. Sie war einverstanden, und ich durfte noch am selben Tag bei ihr einziehen.

Der Abend war gemütlich. Wir tranken Weißwein, und sie machte Häppchen. Sie war offen, aber ihre Bemerkungen hatten manchmal eine scharfe Kante - als läge unter ihrer Fröhlichkeit etwas, das sie lieber verbarg. Sie lachte laut über meine Witze und schaute mich einen Tick zu lange an. Ab und zu berührte sie mich - nicht aufdringlich, aber deutlich genug, um mich zu fragen, was ihre Absichten waren.

Als es Zeit wurde, schlafen zu gehen, suchte ich mein Zimmer auf. Aber ich lag wach. Es brodelte etwas. Eine vage Spannung lag in der Luft - geladen, aber nicht unangenehm.

Nach einer Weile kam Bridget herein. Sie lehnte sich an den Türpfosten und fragte mit einem Lächeln: „Hast du Lust, zu mir zu kommen und dich dazuzulegen?“

Ich hatte nicht das Gefühl, dass ich Nein sagen konnte. Das wollte ich auch nicht. Diese Nacht war schön; wir konnten beide gut etwas menschliche Wärme gebrauchen.

Am nächsten Tag machte ich meine übliche Runde bei den Firmen und ging zum Sozialamt, um eine Adressänderung durchzugeben, zusammen mit einem Zettel von Bridget, dass meine Miete sechzehn Pfund pro Woche betrage. Zu meiner Überraschung weigerte sich das Sozialamt, die Wohnkosten zu erstatten. Ich verstand es nicht,

denn die Miete war geringer als das, was ich zuvor im Hostel bezahlt hatte.

Die Mitarbeiterin machte mir klar, dass es sich um eine nicht registrierte Mietadresse handelte. Ich bekam zwanzig Pfund. Das war alles. Ein kräftiger Rückschlag. So konnte ich unmöglich über die Runden kommen.

Zurück bei Bridget erzählte ich ihr, dass ich das Zimmer wieder kündigen müsse, weil ich es nicht bezahlen könne. Sie sagte jedoch, dass ich vorläufig bleiben könne, bis ich etwas anderes gefunden hätte. Das fand ich lieb von ihr. Auf jeden Fall stand ich nicht auf der Straße.

In den folgenden Tagen merkte ich, wie sehr sie sich auf Alkohol stützte. Ihr Gesicht war geschwollen, ihre Frisur kraftlos. Sie erzählte, dass sie früher ein *Page-3-Girl* gewesen war - ein britisches Topless-Model. Sie zeigte mir einen vergilbten Zeitungsausschnitt. Ich erkannte sie kaum: eine junge Frau mit voller Haarpracht und herausforderndem Blick.

„Aber jetzt, wo ich alt bin, will mich niemand mehr“, sagte sie wehmütig, den Blick auf das Foto gerichtet - auf etwas, das für immer vorbei war.

Anfangs hatten wir es schön. Aber immer häufiger war sie betrunken, wenn ich nach Hause kam. Die Gespräche wurden zu Monologen voller Selbstmitleid. Die Wärme wich der Leere. Wenn wir miteinander schliefen, fühlte es sich immer mehr so an, als erfüllte ich eine Rolle. Ich hatte das Gefühl, dass es nicht mehr um mich ging - dass ich nur etwas in ihr ausfüllen sollte.

An einem Abend sagte ich Nein. Mit Geld von jemandem aus unserer Glückssuchergruppe, der gerade Arbeit gefunden hatte, hatte ich eingekauft. Ich wollte für uns Chefen. Sie war niedergeschlagen und schon ziemlich angeheitert. Versuche, sie aufzuheitern, scheiterten. In jener

Nacht wollte sie wieder Sex, aber ich wies sie ab. Sie wurde wütend, und ich zog mich in das Zimmer zurück, das ursprünglich für mich gedacht war - in dem ich bis dahin noch keine einzige Nacht geschlafen hatte.

Danach wurde es schnell schlechter. Jeden Abend, wenn ich nach Hause kam, hatte sie schon zu viel getrunken. Was folgte, waren endlose Klagelieder und Vorwürfe. Sie verlangte, dass ich mich zu ihr legte, und drohte, mich andernfalls aus dem Haus zu werfen.

Um des Friedens willen brachte ich sie abends ins Bett. Zu diesem Zeitpunkt war sie meistens schon weggetreten. Danach schlich ich zurück in mein Zimmer. Das hielt mich über Wasser - aber es war klar: Ich musste weg.

Zurück im Hostel

Ein paar Tage zuvor war ich Oscar begegnet. Ich erzählte ihm, dass ich Unterkunft suchte, weil ich es mit meiner Wirtin nicht aushielt. Er sagte, dass in seinem Zimmer zwei leere Betten stünden und er dort allein sei.

„Du kannst einfach dazukommen.“

Schließlich lief es mit Bridget aus dem Ruder. Sie konnte meine Anwesenheit nicht mehr ertragen und setzte mich vor die Tür.

Da stand ich also - nach gut zwei Wochen, pleite und obdachlos. Zum Glück hatte Oscar gesagt, dass in seinem Zimmer noch leere Betten stünden.

Ich dachte: Wenn ich jetzt ungesehen bei Oscar hineinschleüpe, könnte ich dort schön umsonst schlafen. Oscar fand das in Ordnung.

Wir taten so, als wäre ich einfach zu Besuch. Das ging eine Woche gut, bis der Chef eines Abends plötzlich hereinpolterte.

„Wer bezahlt die Miete für dich? Du bist jetzt schon eine Woche hier!“, schrie er.

Ich versuchte, ihn zu bluffen: „Wovon redest du, Mann? Ich bin einfach nur zu Besuch.“

Darauf fiel er nicht herein. Er hatte mich schon mehrere Male abends hereinkommen und erst am nächsten Morgen wieder weggehen sehen.

„Wenn du jetzt keine Miete zahlst, fliegst du sofort raus“, rief er.

Ich wollte nicht weg - wohin sollte ich? Aber ich konnte die Miete auch nicht zahlen. Oscar sagte, er wolle sie mir vorschießen. Das akzeptierte er, und danach ließ er uns in Ruhe.

Nach Rücksprache gab mir der Chef eine schriftliche Bestätigung, dass ich bereits eine Woche im Hostel wohnte. Mit dieser Bescheinigung ging ich zum Sozialamt. Ich bekam meine Leistung und zahlte Oscar zurück. Wir blieben zusammen im Zimmer.

Als wir uns gerade ein wenig eingerichtet hatten, kam eine dritte Person dazu: Angus. Er kannte Oscar aus einer psychiatrischen Einrichtung, in der sie zusammen gegessen hatten. Auch Angus war kein Unschuldslamm. Er hatte zwölf Jahre wegen des Mordes an einem Polizisten gesessen, gefolgt von einer langen Phase in der Psychiatrie. Wie Oscar kämpfte auch er mit einem heftigen Alkoholproblem.

Plötzlich saß ich in einem Zimmer mit zwei gestandenen Alkoholikern, die beide einen Mord auf dem Gewissen hatten. Ich dachte nicht wirklich darüber nach. Ich führte mein eigenes Leben.

Tagsüber war ich meistens unterwegs - auf der Suche nach Arbeit, neuen Begegnungen, Freunden,

Zerstreuung oder einfach nur, um nicht drinnen sein zu müssen.

Die Kälte hielt mich wach. Die Stadt kannte ich inzwischen in- und auswendig: die grauen Fassaden, die Straßen, die Orte, an denen ich kurz durchatmen konnte. Meist kam ich erst abends nach Hause.

Oscar und Angus lebten in einem anderen Rhythmus. Ihre Tage begannen erst richtig, wenn der Alkohol zu wirken begann. Das gab ihnen die Energie, die nötig war, um durch den Tag zu kommen - oder zumindest nicht völlig durchzusacken.

Solange sie in diesem Rausch blieben, ging es meistens gut. Dann war Raum für einen Witz, ein Gespräch, manchmal sogar Wärme. Aber wenn die Grenze verschwamm, wurde es heikel. Dann lag etwas in der Luft - die Drohung, dass der Kontakt kippen konnte. Zu laut, zu nah, zu viel.

Ich lernte, die Signale zu erkennen. Wann man sich besser zurückzog. Wann man gerade sitzenbleiben musste. Es war ein Balanceakt. Aber es lehrte mich auch, hinzusehen. Und zuzuhören.

Mit Oscar hatte ich im Allgemeinen wenig Probleme. Es gab einen stillen gegenseitigen Respekt. Abends, wenn ich ins Zimmer zurückkam, wartete er oft auf mich - mit einem Grinsen oder einer treffenden Bemerkung, die mich zum Lachen brachte. Er hatte seine Marotten, sicher, aber auch etwas Entwaffnendes. Etwas Ehrliches. Pures.

Manchmal redeten wir stundenlang. Über früher, über das Meer, über sein Leben, seine Erwartungen, seine unerfüllten Träume. Dann sah ich den Mann hinter der Sucht - mit seinen Geschichten, seinem Humor, seiner unerwarteten Weisheit. Seiner Sensibilität. Und einem Herzen, das größer war, als er selbst je zu glauben gewagt hatte.

Das Leben in diesem Zimmer war chaotisch, manchmal schwer - aber auch ein Ort, an dem ich ich selbst sein

konnte. Ohne Erwartungen. Ohne Urteil. Das allein machte es erträglich.

Die Hygiene war eine andere Geschichte. Es war eine enorme Schweinerei. Überall lagen leere Bierdosen, Schnapsflaschen, schimmelndes Essen, schmutzige Kleidung. Der Teppich klebte. Plastiktüten mit Müll stapelten sich. Aber das galt eigentlich für das ganze Gebäude: Es stank nach Alkohol und Feuchtigkeit, Leute kotzten in den Gängen, Müll blieb tagelang liegen. Der Chef erwartete, dass wir selbst sauber machten, aber niemand tat es.

Eines Abends kam er in unser Zimmer, wütend.

„Ihr macht hier alles dreckig! Ich will, dass ihr aufräumt!“

Ich schaute auf und antwortete trocken:

„Du tust so, als wäre das hier der einzige versiffte Ort. Das ganze Gebäude ist eine Müllhalde.“

Das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Ohne Pardon setzte er mich vor die Tür.

Aber diesmal hatte ich Optionen. Durch Jim hatte ich inzwischen ein Netzwerk aufgebaut - hauptsächlich Studierende und Menschen um sie herum. Bei ihnen konnte ich vorübergehend unterkommen. Ein kleines Fangnetz, von dem ich dankbar Gebrauch machte.

Eine Woche im Luxus

Die Jugendherberge würde bald wieder öffnen. Nach Wochen des Umherschweifens und der Übernachtungen bei Freunden freute ich mich darauf.

Eines Tages hatte ich unerwartetes Glück. Jemand aus unserer Glückssucherguppe, der vor einiger Zeit schon einen Job auf den Bohrinseln gefunden hatte, musste für einen Kurs nach Aberdeen. Er wohnte selbst in London. Für

ihn war ein Hotel gebucht, aber er übernachtete bei Freunden, das mochte er viel lieber als so ein unpersönliches Hotel. Er fragte, ob ich seinen Platz einnehmen wolle. Von der Straße in ein Luxushotel - das Angebot schlug ich natürlich nicht aus. Er gab mir die Papiere der Reservierung, sodass ich dort eine Woche auf seinen Namen bleiben konnte.

Das Zimmer hatte eine eigene Dusche, Toilette und einen Fernseher am Fußende des Bettes. Ich war froh, dass ich einen Raum ganz für mich hatte, duschen und sauber sein konnte. Das allein fühlte sich wie purer Luxus an. Aber ansonsten war es tot und kalt; keine Atmosphäre, keine Gesellschaft. Ich konnte mir vorstellen, dass mein Kumpel lieber bei seinen Freunden sein wollte.

Ich hatte natürlich nichts zu klagen. Es war nur schade, dass kein Abendessen im Arrangement enthalten war. Aber das Frühstück machte vieles wett. Es war derart umfangreich, mit allerlei Arten von Fisch, Bohnen, Eiern, Würstchen, Käse und allem Möglichen. Mehr als genug, um durch den Tag zu kommen. Was ich nicht sofort aß, steckte ich unauffällig in ein Tütchen. Vor allem die Stücke Fisch wusste ich zu schätzen.

Geburtstag

Die Tage plätscherten dahin. Ich hatte ein Dach über dem Kopf - wenn auch vorübergehend - Freunde, ein Ziel. Dennoch blieb es schwer, mich an etwas zu binden. Alles konnte jederzeit wieder vorbei sein. Das Leben war ein wackeliges Gleichgewicht, ohne festen Boden unter den Füßen.

Dann geschah am Strand etwas Unerwartetes.

An diesem Nachmittag war ich ziellos durch die Stadt

gewandert, als ich einem Jungen begegnete, der fragte, ob ich Lust hätte, mit ans Meer zu gehen. Wir kannten uns kaum, aber ich sagte ja.

In der Ferne sahen wir eine Bohrplattform, die in der diesigen Luft vibrierte, wie ein Schemen hoch über dem flachen Meer. Es war sonnig, mit hier und da einer Wolke, die träge vorüberzog. Wir gingen ein Stück über den blassen Sand, schweigend, jeder in seine eigenen Gedanken versunken. Es fühlte sich merkwürdig vertraut an, als suchten wir etwas, ohne zu wissen, was.

„Ich habe übrigens heute Geburtstag“, sagte ich, eher beiläufig als erwartungsvoll.

„Wirklich? Wie alt bist du geworden?“

„Einundzwanzig.“

„Das müssen wir feiern“, sagte er munter.

Wenig später kamen wir an einer Imbissbude vorbei. Er ging hinein und kam mit einer großen Tüte *Fish and Chips* wieder heraus.

„Zu deinem 21. Geburtstag“, sagte er, während er mir das in Zeitungspapier gewickelte Festmahl überreichte.

Ich war allein, in einem fremden Land, ohne Familie oder Freunde, mit denen ich diesen Meilenstein teilen konnte. Niemand wusste, dass ich Geburtstag hatte - außer ihm. Und ausgerechnet er, ein Unbekannter, gab mir an diesem Tag etwas, das sich wie ein echtes Geschenk anfühlte.

Das machte vieles wett. Wir aßen auf einer Betonmauer mit Blick auf die grauen Wellen. Möwen kreischten über unseren Köpfen. Das Fett tropfte durch das Zeitungspapier auf meine Finger. Selten hat etwas so gut geschmeckt.

Studentenleben

Über Jim lernte ich seine Freundin Ailsa kennen: ein hübsches Mädchen und jemand, der wusste, was sie wollte. Sie studierte an der Universität in Aberdeen. Ihre Schwester würde mit ihrer Familie ein paar Monate in die USA gehen. Ailsa durfte so lange in dem Haus wohnen - ein geräumiges Durchgangswohnhaus in einer Reihe von vier Häusern mit zwei Etagen. Es lag in einem Außenviertel auf einem Hügel unweit des Flughafens. Sie fand es in Ordnung, dass ich auch dort wohnen kam, zusammen mit ihr, Jim und drei anderen.

Ich bekam ein eigenes Zimmer, und wir mussten keine Miete zahlen. Jeden Abend war es eine gemütliche Angelegenheit: Wir tranken, rauchten Gras, spielten Spiele, hörten Musik und führten hitzige Diskussionen über Politik und die Welt.

Es kam viel Besuch - vor allem Kommilitonen. Wenn es irgendwo eine Party gab, ein Konzert oder einen alternativen Discoabend, dann gingen wir oft gemeinsam hin. So wurde ich langsam in das Studentenleben von Aberdeen hineingezogen.

Das Experiment

Eines Abends beschlossen wir, etwas auszuprobieren - halb aus Neugier, halb aus Spielerei, aber nicht ohne Ernst. Oft kam ein Junge bei uns vorbei, Dan. Er war anders als die anderen. Aber auch sanft, empfänglich, als stünde er einen Schritt näher an etwas, worum wir nur kreisten. In ihm war etwas, das man schützen wollte, ohne sentimental zu werden; eher eine Empfindsamkeit, die man instinktiv respektierte.

Ailsa hatte irgendwo gelesen - oder vielleicht einmal selbst erlebt - dass, wenn eine Gruppe von Menschen ihre volle Aufmerksamkeit auf eine einzige Person richtet, auf ein einziges inneres Bild, sich dies auf jemanden übertragen kann, der sich dafür öffnet. Eine Art Übertragung, als könnten Gedanke und Gegenwart für einen Augenblick dieselbe Gestalt annehmen.

Dan bot sich als Versuchsperson an.

Wir gingen in die Küche und vereinbarten, an wen wir denken würden. Jemand, den wir kannten, aber Dan nicht. Zurück im Zimmer setzten wir uns schweigend in einem Halbkreis, die Gesichter Dan zugewandt. Das Licht hatten wir gedimmt. Eine feierliche Stille erfüllte den Raum.

Wir konzentrierten uns.

Zuerst etwas unbeholfen, dann immer tiefer.

Die Stille schien dichter zu werden.

Es begann ganz subtil. Dan veränderte seine Haltung - genau so, wie es die Person tat, an die wir dachten: leicht nach vorn gebeugt, als wolle er einen Gedanken einfangen, der gerade entglitt.

Er flüsterte ein Wort.

Dann noch eins.

Und plötzlich ein ganzer Satz - ihr Satz, ihre Art zu sprechen, genau ihr Ton.

Ailsa stellte eine Frage über etwas, das man nur wissen konnte, wenn man sie kannte.

Dan antwortete sofort.

Ohne nachzudenken.

Ohne nach Worten zu suchen.

Als wüsste er es einfach.

„Sag nur, was dir in den Sinn kommt“, sagte Ailsa leise.

Er nannte ein Detail, so spezifisch, dass es war, als

stockte uns allen kurz der Atem. Nichts, was man erraten konnte. Nichts Zufälliges. Eine Eigenheit, die nur sie hatte.

Er bemerkte unser Schweigen und fragte: „Soll ich aufhören?“

Niemand antwortete.

Er machte noch ein wenig weiter - kleine Bemerkungen, scheinbar beiläufig, aber immer treffend.

Dann hörte er von selbst auf.

Er blickte kurz auf den Boden und sagte:

„Hab' ich's vermasselt oder nicht?“

„Nein“, sagten wir fast gleichzeitig. „Im Gegenteil.“

Ich war verblüfft. Wie war das möglich, fragte ich mich - und nicht nur ich.

In dieser Mischung aus Spiel und Ernst, Musik, Gesprächen und unerwarteten Abenden fand ich in Ailsas Gruppe, was ich schon lange unbewusst suchte: einen Ort mit sympathischen, gleichgesinnten Menschen. Jungen und Mädchen in meinem Alter. Einfach leben, reden, Musik hören - nichts musste, alles durfte, und man durfte einfach sein, wer man war.

Es fühlte sich wie eine neue Phase an. Ich begann, mich einzurichten. Und mit dieser Phase kamen neue Erfahrungen - auch im Bereich des Bewusstseins.

LSD

Jemand, der öfter bei uns zu Besuch kam, gab mir einmal zwei LSD-Pillen. Wir hatten schon über psychedelische Drogen gesprochen. Ich hatte meine Erfahrungen mit Pilzchen geteilt - auch die paranoide Seite davon. Der Rest war ziemlich zurückhaltend, aber zugleich auch neugierig.

Ich bewahrte die Pillen auf, und an einem Abend, als er wieder einmal vorbeikam, hatte er mehr dabei. Genug für

alle. Wenn wir es sowieso ausprobieren wollten, dann lieber zusammen. Das fühlte sich sicherer an.

Nach ungefähr einer Stunde begann es zu wirken. Es begann subtil, fast unmerklich - aber bald fühlte ich dieselbe Glückseligkeit wie bei Pilzen.

Alles atmete. Ein Schatten an der Wand wurde zu einer Landschaft. Ich konnte endlos ein Muster oder einen Gegenstand anstarren und sah jedes Mal etwas Neues darin. Dinge, an denen ich normalerweise vorbeisah, wurden zum Leben erweckt. Jemand legte Musik auf - es schien nicht von draußen zu kommen, sondern von innen heraus. Das Zimmer pulsierte im Rhythmus der Musik. Formen dehnten sich aus und schrumpften zusammen. Stimmen verblassten, sobald jemand zu sprechen begann.

Ich musste nach draußen - hinaus in die Nacht. Die Straße führte den Hügel hinauf, der über den Flughafen blickte. Oben setzte ich mich hin und starrte staunend auf die Lichter der Landebahn. Ich hatte kein Zeitgefühl mehr. Alles war eins - keine Zukunft, keine Vergangenheit. Nur das Jetzt, in einer endlosen, friedlichen Stille.

Erst gegen Morgen begann ich die Kälte zu spüren. Ich kam wieder auf die Erde zurück. Da wusste ich: Es war Zeit, zurückzukehren. Im Wohnzimmer lagen ein paar Leute schlafend. Als ich auf die Uhr schaute, stellte sich heraus, dass sechs Stunden vergangen waren. Es fühlte sich an, als hätte ich eine andere Welt besucht - und etwas mit zurückgebracht.

Neue Musik

Im Haus von Ailsa strömte wieder neue Musik auf mich ein. Andere Rhythmen, andere Klänge, neue Stimmen.

Wir hörten viel Fela Kuti und andere afrikanische

Künstler. Joy Division war ein anderer Favorit, obwohl die Meinungen darüber stark auseinandergingen. Der eine verlor sich in dieser suizidalen Melancholie, während ein anderer sie absolut nicht ertragen konnte. Außerdem legten wir Patti Smith, Roxy Music, B-52s, Talking Heads, Hawkwind, Simple Minds, Santana - und noch vieles mehr auf.

Die Musik, die mich am stärksten traf, war die von britischen Reggae-Bands wie Steele Pulse, Black Uhuru und UB40. Für ein paar Pfennige hatte ich mir einen gebrauchten Walkman besorgt, und jemand gab mir eine Kassette nur mit dieser Art Musik. Es ging so gut rein - ich bekam nicht genug davon. Wenn ich mit diesem Groove in den Ohren über die Straße ging, spielte Zeit keine Rolle. Dann schwebte ich von A nach B.

Moon-Sekte

Die Jugendherberge war inzwischen wieder offen. Obwohl ich in diesem Moment Unterkunft hatte, kam ich noch regelmäßig dorthin - für den Kontakt mit anderen, die Arbeit auf der Bohrung suchten. Es blieb unser Treffpunkt. Der Leiter hatte wieder ein paar Jobs für mich, und so verdiente ich etwas dazu. Vom Sozialamt war ich endlich los.

Auf meinem Weg dorthin, während ich im Rhythmus jener herrlichen Reggae-Grooves durch die Stadt ging, stieß ich plötzlich auf eine völlig andere Welt. In der Union Street, in der Nähe der Union Terrace Gardens, stand eine Gruppe mit Blumen und großen Schildern über Liebe, Erlösung und die Rückkehr Christi. Es waren Mitglieder der Moon-Sekte.

Ich war neugierig auf ihre Botschaft und wollte mehr wissen. Unter ihnen war ein niederländisches Mädchen,

Judith. Sie hielt ein Blümchen in der Hand, als wolle sie es dem Publikum überreichen, aber ihre Augen ruhten auf den Menschen, die an ihr vorbeingingen. Ihr Lächeln war entwaffnend.

Als ich sie ansprach, erzählte sie von ihrem Glauben. Ihrer Ansicht nach war Herr Moon der verheißene Messias: die Wiederkunft Christi. Er würde das Werk vollenden, das Jesus wegen Seiner Kreuzigung nicht hatte vollenden können. In der Art, wie sie sprach, lag etwas Reines. Einen kurzen Moment vergaß ich meinen Skeptizismus.

Trotzdem blieb mir die Geschichte zuwider. Die Kreuzigung und die Auferstehung waren für mich gerade der ultimative Sieg des geistigen Lebens über den Tod. Was war da noch nicht erledigt? Was sollte Herr Moon dem noch hinzufügen?

Wie die anderen ging Judith zwischen den Einkaufsummern umher, Blumen und Flugblätter in der Hand, auf der Suche nach Blickkontakt. Mit freundlicher Entschlossenheit sprach sie Menschen an, aber nur wenige blieben stehen. Die meisten lehnten sie freundlich ab oder ignorierten sie völlig. Dennoch gab sie nicht auf. Ihre Hingabe rührte mich. Ab und zu gelang es: jemand hörte kurz zu, nahm ein Blümchen an und ging wieder.

„Es ist nicht einfach, die Botschaft zu überbringen“, sagte sie, als wir kurz gemeinsam auf einer Bank saßen.

Sie lächelte matt.

„Die Apostel hatten es auch nicht leicht. Aber sieh, was daraus geworden ist.“

Ich fragte mich, ob sie wirklich glaubte, dass Herr Moon die Welt von seiner Botschaft überzeugen würde. Ich bekam ein wenig Mitleid mit ihr. Es gingen schließlich beunruhigende Geschichten über die Moon-Sekte um. Anhänger würden gehirngewaschen und unter Druck gesetzt, Dinge

zu tun, die sie eigentlich nicht wollten. Sie bekämen ein Training, um auf der Straße andere zu „bekehren“, wodurch der Einfluss und die Macht von Moon, der auch Geschäftsmann war und mehrere Medienunternehmen besaß, nur weiter wuchsen.

Ich fragte sie, ob sie diese Arbeit aus freiem Willen mache oder ob sie geschickt worden sei. Sie antwortete ohne Zögern, dass sie völlig frei sei und es aus Liebe zu Herrn Moon auf sich nehme

„Aber ihr müsst das doch tun?“, versuchte ich, sie ein wenig weiter aus der Reserve zu locken.

„Ihr seid doch die Frontsoldaten, und wenn ihr damit aufhört, fliegt ihr raus?“

Sie zuckte die Schultern; negative Publizität kümmerte sie wenig.

„Ich lebe in einer warmen Gemeinschaft, in der ich mich zu Hause fühle. Wir sind füreinander da, gehen zusammen auf Mission, teilen unsere Erfahrungen und helfen denen, die es schwer haben. Das gibt Sinn. Wie viele Menschen in dieser Gesellschaft können das von sich sagen?“

Dem hatte ich wenig entgegenzusetzen. Wenn sie es so erlebte - wer war ich, darüber zu urteilen

Sie sagte, dass sie bald heiraten würde. Ich musste kurz schlucken. Sie war also schon vergeben. Als ich fragte, wer ihr Mann sei und ob er zur Gruppe gehöre, sagte sie, dass sie das noch nicht wisse. Bald gebe es ein großes Trauritual, bei dem Herr Moon persönlich den Ehemann bestimme. Sie war sicher, dass er richtig wähle und dass der Mann ihre große Liebe werde.

Ich verstand es nicht - ein niederländisches Mädchen, das sich so leicht an jemanden koppeln ließ, den sie nicht kannte. Naiv wie ich war, hoffte ich, sie vielleicht noch auf

andere Gedanken bringen zu können - aber die Zeit war knapp.

Sie würden nur ein paar Tage in Aberdeen bleiben; danach zögen sie wieder nach Dunbar, wo die ganze Gruppe zusammenwohnte. Ich fand es schade, dass sie so schnell wieder weggehen würde. Das merkte sie vermutlich, denn sie sagte, ich sei jederzeit willkommen, vorbeizukommen. Ich könne dort essen, übernachten - und tagsüber machten sie allerlei schöne Dinge.

Es klang verlockend. Und vielleicht war noch mehr drin.

Ich fragte, wann das am besten passe.

„Am Wochenende“, sagte sie.

Von Freitag bis einschließlich Sonntag organisierten sie Treffen, bei denen auch Außenstehende willkommen waren. Wir verabredeten etwas.

Eine Woche später trampelte ich nach Dunbar, um ein Wochenende mitzulaufen.

Ein warmes Bad mit kalten Rändern

Es war kein gewöhnliches Haus, sondern eine Villa - mit einer Auffahrt, einem großen Rasen und ringsum Teichen, Steingärten und Beeten in strengen, geometrischen Formen. Hier und da standen monumentale Eichen, als hätten sie das Gelände seit Generationen bewacht. Ihre kahlen Äste hoben sich gegen die sanfte Luft ab, wartend auf die ersten Blättchen.

Für jemanden, der von Ort zu Ort vagabundierte, ohne festen Boden unter den Füßen, war dies ein luxuriöser Empfang. Unwirklich. Ich fühlte mich klein, unbedeutend. Was tat ich hier eigentlich? Passte ich hier überhaupt hinein?

Drinne hatten sie ein Zimmer für mich - mit einem

Bett, einem Schrank und einer handgeschriebenen Karte mit *Willkommen* auf dem Kissen. Alle waren freundlich, fast zu freundlich. Ab und zu bekam ich Gänsehaut davon. So lief das normalerweise nicht mit meinen Freunden.

Außer mir gab es noch zwei Neulinge: einen Jungen und ein Mädchen. Sie schienen wirklich gekommen zu sein, um sich anzuschließen. Sie hingen an den Lippen der festen Mitglieder, als hätten sie die Antworten bereits gefunden.

Am ersten Tag wurden wir eingeladen, unsere Geschichte zu erzählen. Wir saßen in einem Kreis mit sieben Menschen - vier Mitglieder der Gemeinschaft, drei Besucher. Eine Frau leitete das Gespräch. Ihre Stimme war ruhig, ihre Augen zugewandt.

„Wer möchte anfangen?“, fragte sie.

Der Junge meldete sich. Ich schätzte ihn etwas älter als mich, und er erzählte, dass er Philosophie an der Universität Edinburgh studierte. Er war enttäuscht, denn die Antworten über das Leben, die er suchte, konnte er dort nicht finden. Alles lief über den Verstand. Deshalb hatte er sich mit dem Buddhismus und anderen östlichen Religionen beschäftigt. Die stünden seiner Meinung nach der Wahrheit näher, fände sie aber auch sehr abstrakt. Ihm fehlten Wärme und Liebe. Das Christentum hatte er abgeschworen, weil er meinte, die Kirche sei nichts anderes als ein Machtbollwerk, das Menschen zum eigenen Vorteil manipulierte.

Ich bin auf der Suche“, sagte er. „Dieses Wochenende wollte ich sehen, ob ich hier vielleicht die Antworten finden würde, nach denen ich mich schon so lange sehne.“

Die andere Neue, ein Mädchen, fühlte sich sichtlich unwohl, als sie an der Reihe war. Sie zögerte, senkte den Kopf und begann zu weinen. Die Leiterin und einige Gruppenmitglieder gingen sofort zu ihr, um sie zu trösten. Sie

beruhigten sie: Sie müsse nichts erzählen, wenn sie nicht wolle. Vielleicht ein anderes Mal, wenn sie bereit sei.

Sie fasste dennoch Mut, und mit Tränen in den Augen erzählte sie, dass sie ihr Baby verloren habe. Nach jahrelangem Drogenkonsum war sie ungewollt schwanger geworden. Für sie war das das Signal, endlich aufzuhören. Motiviert ging sie in eine Entzugsklinik, und nach ein paar Monaten war sie clean.

Es ging immer besser. Sie bekam eine Wohnung zugewiesen, in der sie auf Staatskosten wohnen konnte, plus eine Sozialhilfeleistung. So konnte sie sich in aller Ruhe auf die Ankunft des Kindes vorbereiten.

„Das war die glücklichste Zeit meines Lebens“, sagte sie.

„Ich war ganz in den Bann meines zukünftigen Kindes und meines neuen Lebens gezogen. Keine Drogen mehr, kein Stress, keine Geldsorgen. Endlich hatte ich ein reines Ziel.“

Sie wischte eine Träne weg.

Doch nach der Geburt, vor etwa zwei Monaten, ging es schief. Das Kind, ein Mädchen, hatte einen Herzfehler, an dem nichts zu machen war. Nach drei Tagen ist es gestorben.

„Ich fühle mich so schuldig“, flüsterte sie.

„Wenn ich nicht so gelebt hätte, wäre es vielleicht gut gegangen. Was habe ich meinem Kind angetan?“

Das Mädchen ballte die Hände, bis die Knöchel weiß wurden. Sie kämpfte gegen den Schmerz, und schließlich ließ sie ihren Tränen freien Lauf. Alle waren bestürzt, und die Leiterin schlug vor, eine kleine Pause einzulegen.

Danach kehrten alle zurück, und ich durfte meine Geschichte erzählen. Judith schaute aufmerksam zu mir herüber, sichtbar interessiert. Ich wusste eigentlich nicht recht, was ich sagen sollte. Meine Lebensgeschichte fesselte

nicht so. Lieber hörte ich die eines anderen. Ich war es nicht gewohnt, meine Gefühle zu äußern oder etwas über mich zu erzählen. Oft dachte ich nicht einmal darüber nach. Aber dieses Mädchen hatte etwas in mir aufgebrochen. Ein Wirrwarr an Gefühlen raste durch mich hindurch. Wenn ich ihnen freien Lauf ließe, würde ich ebenfalls in Tränen ausbrechen. Die Einsamkeit meiner Jugend, der Kampf um Anerkennung und Wertschätzung meines Vaters. Immer dieses nagende Gefühl, dass ich nicht zählte. Die Demütigungen, die ich durch jahrelanges Mobbing in der Schule hatte erleiden müssen. Die Distanz zwischen mir und den anderen. Selbst hier, in Schottland, mit all den Freunden, die ich hatte, fühlte ich mich manchmal schmerzlich allein. Als ob ich nirgends wirklich zu Hause wäre.

Aber darüber wollte ich nicht sprechen. Nie zuvor hatte ich darüber geredet. Ich hatte Angst vor dem, was es auslösen würde. Mein Magen zog sich zusammen, mein Kopf wurde warm. Ich begann zu erröten. Worte blieben mir im Hals stecken. Ich nahm einen Schluck von dem Glas, das vor mir stand. Senkte den Kopf und dachte: Woran habe ich mich da eingelassen?

Am Ende gelang es mir, mich zu fangen; die Spannung ließ nach, und ich blieb auf der sicheren Seite. Ich erzählte etwas über meine Abenteuer in London und Aberdeen, wie ich Judith kennengelernt hatte und dass unsere Gespräche mich neugierig gemacht hatten. Deshalb war ich gekommen.

The Divine Principle

Am nächsten Morgen machten wir Bekanntschaft mit dem Buch *The Divine Principle* von Moon. Der Kern seiner Lehre war, dass universelle Liebe nur durch die Wiederherstellung

reiner Familienbande möglich sei. Alle Menschen, Rassen und Religionen müssten seiner Ansicht nach in einer Weltfamilie vereint werden. Dabei legte er großen Nachdruck auf sexuelle Reinheit, arrangierte Ehen, Disziplin und Gehorsam. Wie Judith bereits erzählt hatte, sah Moon sich selbst als den Messias - von Gott gesandt, um das Werk Christi zu vollenden.

Nach der Erläuterung folgte eine Pause, danach durften wir Fragen stellen. Ich hielt mich zunächst im Hintergrund; ich wollte vor allem sehen, was die anderen tun würden. Die festen Mitglieder der Gemeinschaft warteten geduldig. Das Mädchen blieb still, ebenso wie ich. Der Junge hatte jedoch eine Frage: „Aber woher wisst ihr sicher, dass Moon der Messias ist?“

Die Gruppenleiterin ergriff das Wort und sagte: „Das können wir nicht wissen. Religion ist keine Wissenschaft. Wir glauben, dass er der Messias ist, weil wir die Liebe fühlen, die er ausstrahlt, und ihn an seinen Taten messen. Wir glauben, dass er die Welt zu einer Gemeinschaft vereinen kann, in der Frieden herrscht.“

Glauben heißt wählen

Beim Jungen fiel etwas an seinen Platz. Glauben - nicht wissen. Aber dann kommt das Dilemma.

„Okay, wie kannst du wissen, dass du an das Richtige glaubst, oder dass das, woran du glaubst, auch die Wahrheit ist?“, fragte er.

Die Leiterin nickte bedächtig. „Das ist eine interessante Frage. Hat jemand darauf eine Antwort?“

Die Gruppe schwieg.

Es war in der Tat eine gute Frage. Man kann im Prinzip an alles glauben - sogar daran, dass der Hund des Nachbarn

der Messias ist. Wenn du das aufrichtig glaubst, dann ist es so - aber das bedeutet noch nicht, dass es die Wahrheit ist. Wie bestimmt man, was wirklich wahr ist?

Eines der Gruppenmitglieder reagierte:

„Wir können nur sehr wenig wissen - vielleicht sogar nichts -, und alles, was wir für wahr halten, ist lediglich ein Glaube. Dennoch werden wir täglich gezwungen, Entscheidungen zu treffen, ohne sicher zu wissen, ob sie richtig sind. Wir können es nur glauben. Und meistens geht es gut. Offenbar liegen wir mit unserem Glauben oft nahe an der Wahrheit. Darauf darfst du ruhig vertrauen. In demselben Sinne können wir auch glauben, dass Herr Moon der Messias ist.“

„Aber das ist persönlich“, sagte der Junge. „Ich kann genauso gut an etwas anderes glauben - und dann ist das auch wahr.“

„Genau.“

„Jesus, Buddha, Mohammed - alle wahr?“

„Für den, der daran glaubt, ja. Aber wir glauben an Moon.“

Es wurde still.

„*Glauben heißt wählen*“, dachte ich.

Wir sind frei, zu glauben, was wir wollen, ohne dass wir je sicher wissen, ob es wahr ist. Und doch glaubt der größte Teil der Menschheit an einen Gott - oder an etwas Höheres. Das bleibt bemerkenswert. Ich glaubte auch. An Gott und an Jesus. Dieser Glaube gab mir Vertrauen ins Leben: die Vorstellung, dass das Leben gut ist, dass Liebe existiert.

Eine Zeitlang hatte ich den Glauben abgeschworen. Ich wollte nichts mehr damit zu tun haben. Trotzdem bin ich zurückgekehrt, weil mir etwas fehlte. Genau dieses Vertrauen. Ohne Gott fühlte ich mich noch einsamer und unsicherer. War Glaube dann nicht mehr als eine Auffül-

lung einer Leere? Ein Trostmittel, um die Existenz erträglich zu machen, wie so oft gesagt wird? Vielleicht. Aber viel hatte ich davon nicht, denn auch das hängt davon ab, was man zu glauben wählt.

Ich wollte auch eine Frage stellen.

„Durch seinen Kreuzestod und seine Auferstehung hat Christus den Tod besiegt. Damit hat Er freie Bahn geschaffen für das ewige Leben im Geist. Was meint Herr Moon dem noch hinzufügen zu können?“

Die Gruppenleiterin ergriff das Wort:

„Christus hat die Menschen auf den richtigen Weg gebracht, aber Er konnte keinen Frieden bringen. Das ist die Aufgabe, die noch zu Ende geführt werden muss.“

Mit so einer einfachen Antwort hatte ich nicht gerechnet. Sie brachte mich kurz aus dem Gleichgewicht. Ich versuchte, ruhig zu bleiben - nie meine stärkste Seite unter solchen Umständen. Zum Glück war die Atmosphäre entspannt, das half.

Da schoss mir plötzlich das Wort *Messias* in den Sinn. Das bedeutet: *Erlöser*. Aber wovon müssen wir dann erlöst werden? Vom Leiden, vom Joch der Materie, vom Tod. Das war doch die Botschaft. Wenn Christus das schon vollbracht hatte, warum dann ein neuer Messias? Passte Moon als Friedensstifter überhaupt in dieses Bild?

Ich zögerte kurz, aber die Worte kamen dennoch.

„Wenn Moon der Messias ist, worin liegt dann seine Erlösung?“

„Er erlöst uns von Krieg und gegenseitigen Streitigkeiten“, sagte sie. „Sein Ziel ist Einheit unter den Menschen, damit wir in Frieden zusammenleben können. Ein Paradies auf Erden. Ist das nicht, was wir alle wollen?“

„Also nicht vom Tod?“

„Nein“, antwortete sie. „Das hat Jesus bereits getan.“

Ich wusste genug.

Das schloss etwas ab. Nicht nur im Gespräch - auch in mir.

Gruppendruck

Nach der Fragerunde gab es kleine Gesprächskreise, in denen man sein eigenes Thema einbringen konnte. Zu bestimmten Zeiten sangen wir gemeinsam. Es herrschte eine gemütliche Atmosphäre. Der Ort fühlte sich gut an.

Die meiste Zeit verbrachten wir im großen Wohnzimmer, mit Fenstern bis zum Boden und viel Tageslicht. Die lichtockerfarbenen Wände gaben dem Raum eine warme Ausstrahlung. Es war schlicht, aber geschmackvoll eingerichtet: viel Bewegungsraum, und im Zimmer verteilt standen Sitzgruppen mit Tischen und Stühlen. In einer Ecke befanden sich zwei große Sofas und einige Sessel um einen niedrigen Tisch. Am Eingang wiegte eine große subtropische Pflanze sanft im

Kommen und Gehen der Menschen mit, während sie das einfallende Sonnenlicht dezent filterte.

Zwischen den Aktivitäten suchte ich regelmäßig Judith für einen Spaziergang im Garten auf. Insgeheim hoffte ich, dass sie etwas für mich empfinden würde. Aber das erwies sich als eitle Hoffnung.

Vor dem Essen wurde gebetet. Man war nicht verpflichtet, daran teilzunehmen. Zunächst machte ich nicht mit, weil diese Gebete an Herrn Moon gerichtet waren und ich nicht an ihn glaubte. Beim Singen sang ich nur die Lieder mit, die ich nicht verdächtig fand. Am ersten Tag fiel mir das noch leicht. Ich konnte meine eigene Erlebniswelt gut abgrenzen. Am zweiten Tag wurde es schon schwieriger.

Obwohl ich völlig frei war, spürte ich eine Distanz zur

Gruppe, wenn ich nicht mitmachte. Nicht, dass sie deshalb weniger freundlich wurden oder mich dafür verurteilten, aber es entstand wie von selbst ein soziales Dilemma. Dazu gehören wollen oder nicht. Am dritten Tag betete ich mit. Meine

Lippen bewegten sich, aber die Worte blieben meine. Dennoch fühlte es sich wie Verrat an mir selbst an. Der Drang dazuzugehören drohte die Oberhand zu gewinnen.

„Will ich das?“, fragte ich mich.

Ich stellte meine unsichere Existenz dem komfortablen Leben gegenüber, das diese Menschen führten. Hier herrschte Ruhe, und sie gingen liebevoll miteinander um. Die anderen Neulinge machten voll mit. Ich blieb im Widerstand; es stimmte nicht. Es war zu schön, um wahr zu sein.

Trotzdem spürte ich den Gruppendruck, der mich wie eine unsichtbare Hand in ihre Welt ziehen wollte; in ihre Überzeugung. Ich begann zu zweifeln. Der Wunsch, ich selbst zu bleiben, unabhängig von der Gruppe, begann sich wie eine Last anzufühlen. Es war widernatürlich. Andererseits wollte ich mich keiner Lehre unterwerfen, an die ich nicht glaubte - so freundlich und aufrichtig sie auch wirkten.

Sie sahen meinen inneren Kampf und boten mir an, länger zu bleiben, wenn ich wollte.

Da wusste ich es sicher: Ich wollte weg.

Es war mir vor allem um Judith gegangen. In meiner Blauäugigkeit hatte ich gehofft, dass zwischen uns etwas entstehen würde. Aber sie hatte sich bereits verschenkt - zuerst an Moon, und jetzt an ihren imaginären Mann. Daran war nicht zu rütteln. Als ob es an mir wäre, sie von etwas zu lösen, das sie selbst gewählt hatte.

Diese Nacht blieb ich noch. Am nächsten Morgen reiste ich ab. Zurück nach Aberdeen, zurück zu mir selbst.

Eine verpasste Chance, ein erfüllter Traum

Inzwischen war es Ende April, und ich war schon etwa fünf Monate hier. Obwohl ich an meinem Ziel festhielt und jeden Tag treu bei den Firmen vorbeiging, hatte ich inzwischen so viel Abwechslung mit Freunden im Haus von Ailsa und anderen, dass es mir insgesamt gut gefiel.

An einem Tag, an dem ich ausnahmsweise meine Route einmal ausgelassen hatte und am Nachmittag die Union Street entlangging, sah ich eine lange Schlange vor dem Capitol - dem größten Theater in Aberdeen. Ich fragte mich, was los war. Sie war mehr als hundert Meter lang und zog sich bis hinter das Gebäude. Dann sah ich es: Auf einem großen Plakat stand: „**Tonight: The Rolling Stones!**“

Ich dachte: „The Rolling Stones in Aberdeen? Und niemand hat mir das gesagt?“

Ich konnte es kaum glauben. War das überhaupt echt? *Es war echt.* Sie hatten in Aberdeen einen Try-out als Vorbereitung auf eine große Tour geplant. Davor hatten sie siebzehn Jahre lang nicht aufgetreten. Das schien mir eine einmalige Gelegenheit. Obwohl ich nie ein großer Fan der Stones gewesen war, war es doch einzigartig, sie aus nächster Nähe erleben zu können.

Die lange Schlange war ein Hindernis. Ich würde Stunden warten müssen und vielleicht trotzdem leer ausgehen. Ich sah jedoch ein bekanntes Gesicht. Er stand schon ziemlich nah an der Kasse - etwa an fünfter oder sechster Stelle. Ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an und, während wir redeten - ohne dass jemand Einwände erhob - rückten wir allmählich vor. Im Handumdrehen stand ich am Schalter und kaufte die maximale Anzahl von zwei Tickets.

Ich fühlte mich wie ein König und überlegte, wen ich mitnehmen würde.

Doch dazu sollte es nicht kommen. Im Haus, in dem ich wohnte, suchte man nach mir. Es war nämlich ein Anruf von einer Firma eingegangen, die mit mir sprechen wollte. Jim fand mich schließlich und sagte, ich müsse sofort Kontakt aufnehmen, denn es sei dringend. Er hatte den Namen der Firma und die Telefonnummer auf einen Zettel geschrieben.

Es stellte sich heraus, dass es Westburne Drilling war - ein kanadischer Contractor für die Bohrplattformen; einer, bei dem ich jeden Tag vorbeischaute. Das klang sehr vielversprechend. Ich rief an, und sie boten mir einen Job an, aber ich musste noch am selben Tag zum Plattform aufbrechen.

Ich war übergücklich. Endlich Arbeit. Andererseits tat es mir wahnsinnig leid, dass sie mich ausgerechnet an diesem Tag anriefen. Mit zwei Rolling-Stones-Tickets in der Tasche war das so ziemlich das denkbar schlechteste Timing. Es war eine Wahl: Träume verfolgen oder sie aufgeben. Natürlich entschied ich mich, meinen Traum endlich Wirklichkeit werden zu lassen.

Das letzte Geld ließ ich bei meinen Mit-Goldsuchern zurück, wie wir es vereinbart hatten. Die Tickets gab ich dem Leiter der Jugendherberge und seiner Frau - als Dank für seine Unterstützung. Einige im Haus von Ailsa waren darüber nicht glücklich; sie hätten diese Karten lieber selbst gehabt. Aber ich musste wählen.

Mein erstes Mal auf See

An diesem Nachmittag packte ich meine Sachen. Es blieb

kaum Zeit für Abschiede. Ein Auto holte mich und zwei andere ab und brachte uns direkt zum Heliport.

Es war mein erster Flug in einem Hubschrauber. Wir hoben über dem Hafen ab, die Granitstadt schrumpfte unter uns, dann flogen wir niedrig über das Meer hinweg - grau, endlos, rollend. Nach etwa anderthalb Stunden tauchte aus dem Dunst eine gewaltige Silhouette auf: die Plattform - Brent Delta.

Es war gigantisch: eine Stadt aus Stahl, Kränen, Rohrleitungen und Decks, fest im Nirgendwo verankert. Ich fühlte mich klein - und aufgeregt. Endlich war ich angekommen.

Wir landeten auf dem Helideck, die Rotorblätter peitschten die Luft. Drinnen: hallende Gänge, Treppenhäuser, Stahltüren. Der Geruch traf einen zuerst - Öl, Metall, Desinfektionsmittel.

Man zeigte mir meine Kabine: zwei Kojen, Spinde, ein winziges Bullauge. Ich ließ meine Tasche fallen und legte mich einen Moment hin. Unwirklich. Am Morgen hatte ich noch in der Union Street gestanden und auf ein Stones-Plakat gestarrt. Jetzt war ich meilenweit draußen auf See.

Wir arbeiteten vierzehn Tage an, vierzehn Tage ab. Die Schichten waren zwölf Stunden pro Tag - die eine Woche nachts, die andere Woche tagsüber. Warum sie mich so schnell dabeihaben wollten, war mir ein Rätsel - es gab kaum etwas zu tun. Man hielt uns vor allem damit beschäftigt, den grünen Belag abzuspritzen, der sich auf der Metallkonstruktion gebildet hatte. Sogar im Inneren der Tragepfeiler der Plattform musste alles gereinigt werden. In schwerer Regenkleidung und mit einem Hochdruckreiniger stieg ich die Treppen auf und ab. Ich gab mir Mühe - sah aber den Sinn nicht.

Auf der Brent Delta wurde nicht mehr gebohrt. Die Zahl der vorgesehenen Bohrungen, meist etwa 40 bis 50 pro

Plattform, war bereits in Produktion. Das klassische Bild einer Bohrinsel - mit dem Derrickman, der Bohrrohre absenkt, und Roughnecks, die sie mit großen Zangen koppeln - traf hier nicht zu: Es war hauptsächlich Instandhaltung, Reinigen, streichen und Handlangerdienste.

Ein paar Kollegen begrüßten mich herzlich. Sie kannten mich aus der Stadt, freuten sich für mich, dass ich endlich einen Job hatte. Den Chef kannte ich nicht: ein Schotte aus den Highlands, mit schwerem Akzent und der Neigung, Sätze nicht zu Ende zu sprechen. Obwohl ich sprachlich einiges gewohnt war, fiel es mir schwer, ihn zu verstehen. Später hörte ich, dass er im Büro beschwert hatte, ich könne kein Englisch. Die Dame, die es mir erzählte, verstand mich zum Glück.

„Du sprichst prima Englisch“, sagte sie. „Das Schottische ist das Problem.“

Wir befanden uns etwa sechzig Meter über dem Meer. Auf den Wellen unter uns dümpelte ständig ein Boot. Falls man herunterfiel, könnte man einen schnell auflesen. Aber das geschah nie. Alles war so gut gesichert. Boot hin oder her: Die Überlebenschance im eiskalten Wasser war gering - höchstens zweieinhalb Minuten. Ich fragte mich, was diese Leute dort den ganzen Tag machten.

Das Essen war ausgezeichnet. Wer mochte, konnte dreimal täglich warm essen, mit allem Drum und Dran. Meine Kabine teilte ich mit einem Kollegen. Es gab auch einen Aufenthaltsraum, wo man Tischtennis, Snooker, Fernsehen oder Video schauen, Karten spielen konnte. Wer etwas für seine Kondition tun wollte, hatte den Fitnessraum mit einer passablen Auswahl an Geräten. Alkohol wurde nicht verkauft und war zudem streng verboten - was ich an diesem Ort gut verstehen konnte. Anders als in Dänemark

und Norwegen waren Frauen auf britischen Bohrinseln nicht willkommen.

Die ersten vierzehn Tage brachte ich gut herum. Zurück an Land durfte ich meinen Lohn abholen und bekam einen Scheck über 570 Pfund - mein Eintrittsgeld in ein anderes Leben. Ich gönnte mir etwas; kaufte neue Kleidung, stürzte mich noch mehr ins Nachtleben, ging mit Freunden und Freundinnen essen, nahm eine Taxe, wann immer es mir passte. Zwei Wochen später stieg ich wieder in den Chinook zur Plattform. Das Geld war alle.

In den Urlaub nach Hause

Nach zwei Rotationen auf See fand ich, dass es Zeit war, meine Familie zu besuchen. Ich war gesund, hatte Geld in der Tasche und das Gefühl, etwas erreicht zu haben. Die Entbehrungen waren nicht umsonst gewesen. Ich wollte mich zeigen - so wie ich jetzt war. Stärker. Unabhängig. Jemand, der es geschafft hatte, ohne Hilfe.

Vielleicht würde ich endlich hören, was ich als Junge nie gehört hatte: *Du hast es gut gemacht.*

Ich buchte einen Flug von Aberdeen nach Amsterdam und nahm den Zug nach Hause. Vorher hatte ich angerufen; sie wussten, dass ich kam. Dennoch fühlte es sich an, als müsste ich erneut vorsprechen. Mein Leben war weitergegangen; ihres vielleicht nicht.

Für meine Mutter hatte ich einen hellblauen Kilt gekauft und einen handgemachten Schafwollpullover. Doch die eigentliche Vorbereitung steckte in dem, was ich selbst tragen würde. Ich wollte Eindruck machen - besonders auf meinen Vater. Alles war sorgfältig gewählt: Hose, Jackett, Frisur. Selbst meine Schuhe hatten etwas von einem Statement.

Ich wollte ihm zeigen: *Sieh, ich komme zurecht. Ich habe meinen Platz gefunden. Du kannst stolz auf mich sein.*

Aber er war nicht beeindruckt. Er begrüßte mich, als hätte er mich gestern noch gesehen. Kein Blick der Überraschung, kein Moment der Anerkennung. Seine Reaktion war flach, gleichgültig - als spielte das, was ich erlebt hatte, keine Rolle. Ich hatte ihm auch wenig zu berichten, denn sein Interesse war dürftig, und bei ihm kehrte alles schnell wieder zur Tagesordnung zurück.

Meine Mutter konnte ihre Tränen nicht zurückhalten. Sie zog mich fest an sich, als wolle sie mich in die Zeit zurückdrücken.

„Du bist so mager geworden“, sagte sie leise.

„Das scheint nur so“, antwortete ich, während ich sie zu beruhigen versuchte.

„Auf der Plattform essen wir wie Bauarbeiter.“

Sie lachte durch ihre Tränen, hielt mich aber noch einen Moment fest.

Marleen war ebenfalls begeistert. Sie nahm meine Tasche, zog mich in die Küche und wollte alles wissen.

„Ist es dort wirklich so hart?“

„Es geht“, sagte ich, „man gewöhnt sich.“

„Du wirkst älter“, sagte sie dann.

Ich zuckte mit den Schultern. „Das kommt vom Arbeiten.“

Sie grinste. „Oder vom Klügerwerden.“

Das ließ ich im Ungefähren.

Karin war reservierter - sie dachte wahrscheinlich: *Da ist er wieder.*

Jedenfalls sahen sie, dass es mir gut ging. Die Geschichten darüber, wie schwer ich es gehabt hatte, behielt ich für mich. Im Februar hatte ich noch einen Brief über meinen Kampf um Arbeit geschickt, aber diese Zeit

war vorbei. Meine Mission war gelungen. Dennoch nagte es, dass mein Vater nichts sagte. Zwischen uns lag eine Leere, die ich nicht überbrücken konnte.

„Tat ich das nun für mich, oder für ihn?“, fragte ich mich.

Wollte ich so sehr seine Zustimmung, dass ich alles dafür gab - nur um zu hören: *Du hast es gut gemacht, Junge?*

Vielleicht ja.

Gleichzeitig fühlte ich Stolz. Echten Stolz. Und den konnte er mir nicht mehr nehmen.

Meine Freunde aus dem Dorf zeigten es mir dafür umso deutlicher, und mit ihnen war ich am meisten unterwegs.

Nach zehn Tagen in den Niederlanden flog ich zurück nach Aberdeen. Der Abschied fühlte sich seltsam an. Ich kehrte in mein neues Dasein zurück; sie blieben dort. Das Band wurde erneut durchtrennt, und das berührte mich mehr, als ich erwartet hatte.

Dennoch war dies der Weg, den ich gewählt hatte. Es warteten keine Gewissheit, keine Anerkennung. Ich wollte es allein tun - mein eigenes Leben führen. Und eine neue Phase begann: das Zusammenleben mit Ailsa.

Mit Ailsa

In meiner freien Zeit war ich meistens in Aberdeen bei Freunden im Haus von Ailsa. Ab und zu reiste ich nach London, um Scott zu besuchen. Meist für ein paar Tage, und dann fuhr ich wieder zurück. Von Scott hörte ich, dass Fred viel Geld in der Lotto gewonnen hatte, etwa 60 Tausend Pfund. Er hatte bei Toyota aufgehört zu arbeiten und genoss das Leben - jeder gönnte es ihm. Jetzt, da ich genügend Geld verdiente, hatte ich noch erwogen, nach London zu ziehen, aber dieses Kapitel fühlte sich als abgeschlossen an.

Irgendwann kam Ailsas Schwester aus Amerika zurück, und wir mussten aus der Wohnung raus.

Ailsa konnte ein Häuschen in Potterton mieten, einem Dörfchen direkt außerhalb der Stadt. Sie und Jim waren inzwischen auseinander, und sie fragte, ob ich bei ihr einziehen wolle. Dann würden wir die Kosten teilen. Ich fand sie eine feine Frau und ging nur zu gern auf ihr Angebot ein.

Insgeheim hoffte ich, dass sich etwas entwickeln könnte. Am Anfang meinte ich Signale zu sehen: Ihr Blick blieb einen Moment länger hängen, oder sie lachte manchmal zu überschwänglich über meine Bemerkungen. An Abenden, an denen wir zusammen auf dem Sofa saßen, dachte ich: *vielleicht ...*

Aber nach und nach wurde deutlich, dass sie mich vor allem als Mitbewohner und Freund sah. Sie schätzte meine Gesellschaft, hielt aber Abstand. Eines Abends sagte sie beiläufig, dass sie nach Jim jemanden brauche, der fest im Leben steht. Jemanden mit Ruhe.

Ich wusste, was sie meinte - und vor allem, was sie nicht sagte.

Die Abende blieben gemütlich - sogar warm -, aber ohne Erwartung. Wir lebten wie Bruder und Schwester, jeder mit seinem eigenen Schlafzimmer.

Seit ich auf der Bohrung arbeitete und etwas auszugeben hatte, bekam ich auch schon mal Freundinnen. Aber nie für lange. Oft waren es Frauen, die etwas von mir wollten, während die Mädchen, die ich selbst mochte, selten Interesse hatten.

Ailsa studierte englische Literatur und Sprachwissenschaft. Abends, am elektrischen Heizöfchen, las sie mir manchmal alte englische Texte vor. Zu meiner Überraschung erkannte ich viele Wörter und Laute.

„Wie kann das sein?“, fragte ich.

Das Englische, sagte sie, sei durchtränkt von Einflüssen der Angeln und Sachsen - Stämme aus Norddeutschland, die um 500 n. Chr. massenhaft den Kanal überquerten. Ihr Gebiet grenzte an die Gegend, aus der ich stamme. Eine Variante ihrer Sprache, das Sächsische, wurde auch bei uns gesprochen. Daher die Vertrautheit.

Es faszinierte mich, wie eng unsere Sprachen miteinander verwoben waren.

Nach etwa vier Monaten verliebte sich Ailsa in Brendan, einen entspannten Kanadier, der für dasselbe Unternehmen arbeitete wie ich und etwa zehn Jahre älter war als wir. Ich verstand mich gut mit ihm - so wie sich eigentlich jeder mit Brendan gut verstand.

Als sie mit ihm zusammenzog, ging unsere gemeinsame Zeit zu Ende. Es war kein Bruch, eher eine natürliche Verschiebung - aber dennoch fühlte es sich an, als löse sich ein warmer, stiller Traum auf. Etwas, das hätte entstehen können, verschwand ohne Drama. Ich gönnte es ihr, blieb aber mit einem vagen Gefühl des Verlustes zurück.

Ich musste wieder nach etwas anderem Ausschau halten. In diesem Fall lag es nahe: Ein paar Freunde von mir hatten im selben Dorf ein Haus gemietet. Dort zog ich ein.

Die Potterton-Clique

Zwei dieser Freunde kannte ich schon länger: Irish Jim - um ihn von Scottish Jim, Ailsas Ex, zu unterscheiden - und Ewan.

Irish Jim war ein redseliger Ire aus Belfast mit rötlichem Haar, Feuer in den Augen und einer Vergangenheit voller Barrikaden und Protestmärsche. Er konnte endlos über Politik, Geschichte oder seine Zeit auf den Orkneys erzählen,

wo er nach eigener Aussage jeden Job gehabt hatte, den es gab. Er experimentierte gern mit Drogen und probierte alles, was er kriegen konnte. Trotzdem hatte er etwas Beruhigendes - als hielt er mit Worten das Chaos in seinem Kopf auf Abstand.

Wir kannten uns aus der Kneipe und von Partys, auf denen wir uns immer wieder begegneten. Es gab einen lockeren Kreis von Jugendlichen mit gemeinsamen Ideen und Vorlieben. Keine feste Freundesgruppe, eher ein Schwarm, der sich immer neu formierte. Dazu gehörte ich, ebenso wie Jim und Ewan.

Ewan war anders. Aufgewachsen in der Oberschicht, mit einem Hauch Arroganz, den er nie ganz losgeworden war. Doch zugleich war er einfach einer der Jungs. Er hatte keinerlei Scham, keine Bremse, und stand überall, wo er hinkam, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Er war ehemaliger Kommandosoldat in der britischen Armee und hatte in Nordirland gekämpft - ironischerweise also auch gegen Typen wie Jim. Aber als sie sich eines Abends in einer Kneipe begegneten, klickte es sofort. Von da an waren sie unzertrennlich, als kannten sie sich über den Umweg des Kampfes schon seit Jahren.

Außerdem gab es Julian, einen stillen Engländer, der wie ich auf den Bohrinseln arbeitete, und einen gewissen William, der bald wieder verschwand. Das Haus war ständig in Bewegung. Wenn Julian oder ich auf See waren, nahmen andere vorübergehend unseren Platz ein.

Es wurde gelacht, getrunken, geraucht, philosophiert und endlos Platten aufgelegt. Und ständig waren Freunde im Haus.

Etwas Wertvolles verloren

Seit ich Arbeit hatte, sah ich die anderen Jungs, die ebenfalls Jobs auf den Bohrinseln suchten, kaum noch. Die Gruppe war auseinander gefallen. Die meisten hatten inzwischen eine Stelle und lebten verstreut im Land oder darüber hinaus. Durch den Dienstplan sah man manche nie. Denn wenn ich vierzehn Tage an Land war und jemand anderes auf der Plattform, begegnete man sich nicht mehr.

Auch die Menschen, die mir in schweren Zeiten geholfen hatten, waren größtenteils aus dem Blickfeld verschwunden, wie der Leiter der Jugendherberge, Oscar, mein Zimmergenosse aus dem Hostel, und andere. Weil ich gut verdiente, brauchte ich sie nicht mehr. Ich war frei, zu tun und zu lassen, was ich wollte.

Trotzdem fühlte es sich nicht wie eine echte Befreiung an. Mir fehlte die Bindung an meine Schicksalsgenossen: die Solidarität und die Uneigennützigkeit, die uns damals zusammenhielt. Jeder ging wieder seinen eigenen Weg. Ich durfte mich nicht beklagen - ich hatte erreicht, was ich wollte - aber es war auch etwas Wertvolles verloren gegangen.

Echte Bohrung

Inzwischen war ich nicht mehr auf der Brent Delta, sondern auf eine neue Plattform versetzt worden: die North Cormorant im Cormorant-Feld. Dort wurde auch tatsächlich gebohrt, was die Arbeit deutlich interessanter machte.

Ich arbeitete als *Roustabout* - eine Art Allrounder auf der Plattform - und musste vor allem dafür sorgen, dass die Bohrrohre ordentlich lagen, sodass sie leicht aufgenommen und nach oben gehoben werden konnten. Der *Derrickman*,

der oben im Bohrturm arbeitete, ließ sie dann nacheinander in das Bohrloch hinab, worauf die *Roughnecks*, die Männer, die die schwere Arbeit auf dem Bohrdeck taten, die Rohre mit großen Zangen miteinander verbanden. Der *Driller*, der aus seiner Kabine die Aufsicht führte, steuerte den gesamten Prozess. Er war auch unser Chef.

Die Arbeit war gut zu schaffen, und an die 12-Stunden-Schichten hatte ich mich inzwischen gewöhnt. Nur gegen fünf Uhr morgens, während der Nachtschichten, musste ich manchmal gegen den Schlaf kämpfen - vor allem, wenn es in dem Moment wenig zu tun gab.

Die körperliche Belastung hielt sich in Grenzen, aber das Klima machte es bisweilen anstrengend. Wir saßen auf einer Plattform rund 150 Kilometer nordöstlich der Shetlandinseln. So weit im Norden waren die jahreszeitlichen Unterschiede extrem. Im Sommer blieb es fast den ganzen Tag hell: um Mitternacht kroch die Sonne kurz unter den Horizont, um eine Stunde später wieder aufzugehen. Im Winter wurde es erst gegen zehn Uhr hell und war um drei Uhr bereits wieder dunkel - ganz abgesehen von Kälte, starkem Niederschlag und Wind.

Meist flogen wir zuerst nach Lerwick auf den Shetlands, um von dort mit dem Hubschrauber zur Plattform zu gehen. Manchmal flogen wir direkt von Aberdeen aus mit einem Chinook. Es konnte kräftig stürmen. Bei starkem Wind mussten wir drinnen bleiben - um zu verhindern, dass man von der Plattform geweht wurde.

Vor allem das Helideck war tückisch: offen, glatt, ohne Schutz. Bei einer stürmischen Landung spannten sie ein dickes Seil über das Deck, an dem wir uns festhalten mussten, um die Treppe zu erreichen, die in die Sicherheit führte. Manchmal waren die Böen so stark, dass es sich anfühlte, als könnte man jeden Moment wegschweben -

direkt in die eiskalte, wilde See. Und niemand würde einen je wiederfinden.

Die abgeschlossene Welt

Obwohl mir die Arbeit durchaus gefiel, spürte ich mit der Zeit immer mehr Widerwillen, wieder in diese abgeschlossene Welt mitten im Meer aufbrechen zu müssen. Ich erlebte es zunehmend als Gefangenschaft. Die Nacht vor der Abreise schlief ich nicht. Sobald ich aufwachte, wusste ich: Es ist so weit.

In den Tagen vor der Abreise merkte ich, wie meine Stimmung sank. Der Gedanke, wochenlang abgeschieden zu sein, begann immer schwerer zu wiegen. Die Zeit an Land erschien mir stets zu kurz. Ich wusste nicht, ob dieses Gefühl bleiben würde oder ob ich es mit der Zeit als eine Lebensweise akzeptieren könnte.

Es arbeiteten auch Männer mit Familien, und für sie war es ein normaler Job. Einige Kollegen wohnten so weit wie Irland und flogen alle zwei Wochen hin und her. Aber die unnormalen Arbeitszeiten hatten oft ihre Auswirkungen auf die Ehen.

Sie witzelten manchmal: „Kaum hat meine Frau sich daran gewöhnt, dass ich weg bin, komme ich zurück. Hat sie sich daran gewöhnt, dass ich da bin, gehe ich wieder.“

Jeder ging auf seine eigene Weise mit dieser Spannung um.

Bei manchen war der Drang nach Ausbruch stärker als das Bedürfnis nach Ruhe. Es gab Kollegen, die, kaum an Land angekommen, vierzehn Tage lang feierten und alles taten, was Gott verboten hatte. Danach stiegen sie völlig ausgezehrt in den Chinook oder ins Flugzeug. Zwei Wochen

später kamen sie wie neu geboren von der Plattform zurück, bereit, wieder voll loszulegen.

Rauch zwischen den Zeilen

Auf See hatten wir auch unsere Art, abzuschalten. Fast alle von uns rauchten Haschisch. Nach der Arbeit gingen wir essen und duschen und trafen uns dann in jemandes Kabine, um gemeinsam Joints zu rauchen.

Das Zeug mitzunehmen war nicht schwer, man musste nur aufpassen - am Flughafen wurde das Gepäck regelmäßig kontrolliert, genau zu diesem Zweck. Wer erwischt wurde, musste mit fristloser Entlassung rechnen. Das passierte einem Kollegen, der gerade ein Cottage in den Highlands gekauft hatte. Er verlor seinen Job - und wir verloren einen Freund. Es war bitter, denn wir machten es alle und oft bei ihm in der Kabine. Jeder wusste, wie riskant es war. Es hätte ebenso gut mich treffen können. Aber wir schwiegen und machten einfach weiter.

Eine Stimme für das Meer

Eines Tages beschloss die Geschäftsleitung, dass alle Mitarbeiter während ihres Dienstes einen Bericht über die Sicherheit auf der Plattform schreiben sollten, mit Vorschlägen zur Verbesserung. Es ging um Dinge wie Brandgefahr, Sturzrisiken und andere unsichere Arbeitssituationen. Ich musste meine Erkenntnisse ebenfalls zu Papier bringen. Ich hatte keine Lust, mich mit den naheliegenden Sicherheitsproblemen zu beschäftigen. Sollen sich andere darum kümmern, dachte ich. Was mich vor allem störte, war, dass man in Großbritannien immer noch schädliche Chemikalien benutzte, um

den Bohrkopf zu schmieren, wenn man durch harte Gesteinsschichten bohrte - während sie anderswo längst verboten waren. Die verwendeten Stoffe waren extrem umweltschädlich. Norwegen hatte sie inzwischen verboten; dort wurde nur noch mit Wasser gespült. Daher widmete ich meinen Bericht den Risiken von *oil-based mud*, wie diese chemische Zusammensetzung in der Industrie genannt wurde.

Einen Tag, nachdem ich ihn abgegeben hatte, kam der Chef auf mich zu und musste lachen.

„Schönes Stück, aber wir können nichts damit anfangen“, sagte er.

Ehrlich gesagt hatte ich das auch nicht erwartet. Er schwenkte das Papier mit breitem Grinsen vor meiner Nase.

„Ich hebe es auf. Ich mag es.“

Dublin

Wenn man auf der Bohrung arbeitet, hat man Geld und ist für alles zu haben. Egal, was es kostet - an Land steht der Spaß im Vordergrund. Man will sich belohnen, nach zwei Wochen der Einsperrung. Jemand mit einer verrückten Idee und etwas Aussicht auf einen Kick oder eine neue Erfahrung? Dann gehst du mit.

Ewan hatte eine Fluglizenz und schlug vor, gemeinsam ein Flugzeug zu mieten, für einen Privatflug nach Dublin. Das schien uns eine prima Idee. Mit etwa fünf Mann warfen wir Geld zusammen, und Ewan organisierte eine alte Armeekiste.

An einem schönen sonnigen Samstag starteten wir vom Flughafen Aberdeen. Das Flugzeug war jedoch so laut und anfällig für Luftströmungen und Fallwinde, dass ich unterwegs dachte: *Geht das gut?* Ich war den Hubschrauber gewohnt. Darin konnte man wegen des Lärms zwar auch

nicht sprechen, aber er flog wenigstens stabil. Diese alte Kiste schlingerte in alle Richtungen. Wir sprachen Ewan darauf an - er gab zu, dass er schon lange nicht mehr geflogen war und diesen Flugzeugtyp zudem nicht kannte. Doch im Verlauf des Fluges bekam er die Sache in den Griff.

Gegen zwei Uhr nachmittags landeten wir sicher in Dublin. Wir verabredeten, dass wir uns um fünf Uhr wieder treffen würden; wer zu spät war, musste sich selbst um einen Rückflug kümmern. An diesem Nachmittag erkundete ich die Stadt allein. Ich trank Guinness, beobachtete die Menschen, blieb bei Straßenmusikanten und Künstlern stehen, schlief in einem Park ein und musste mich beeilen, um pünktlich zur Verabredung zu sein.

Besuch aus den Niederlanden

Während ich in Schottland meine Grenzen verschob, klopfte unerwartet die Heimat an.

Marleen wollte gern vorbeikommen. Ehrlich gesagt wusste ich nicht so recht, was ich damit anfangen sollte. Es war schön, dass sie mich sehen wollte - und das beruhte auch auf Gegenseitigkeit -, aber mein Leben hier war auch ein bisschen mein Geheimnis. Hier konnte ich sein, wer ich sein wollte, und musste mich niemandem gegenüber verantworten. Wenn sie käme, müsste ich vielleicht Dinge erklären. Darauf hatte ich keine Lust.

Meine Schwester war immer meine Seelenfreundin gewesen. Bei ihr hatte ich keine Angst, Dinge zu erzählen, die nicht für andere Ohren bestimmt waren. Sie war sehr verständnisvoll und vermied Urteile so weit wie möglich. Trotzdem hatte ich Mühe: Jeden Abend rauchten wir Hasch. Das gehörte zu unserem Leben. Aber sie damit zu konfrontieren, fühlte sich wie eine Hürde an.

Marleen blieb jedoch hartnäckig, und schließlich stimmte ich zu. Zusammen mit ihrer Freundin Els würde sie vierzehn Tage bleiben. Wir schliefen alle im Haus von Irish Jim und Ewan, und die Jungs fanden es prima; zwei nette junge Damen im Haus. Es klickte, und meine Sorgen erwiesen sich als unbegründet. Wir ließen einander frei; sie gingen ihrer Wege, ich meinen. Gelegentlich unternahmen wir etwas zusammen: Ich zeigte ihnen Aberdeen oder wir machten Ausflüge durch Schottland. Wir aßen und tranken in Pubs, und abends waren wir wieder zu Hause. Aber den größten Teil der Zeit waren sie zu zweit.

Trotzdem fühlte ich mich nicht ganz frei. Eines Abends saßen wir zu dritt im Wohnzimmer. Ich wollte einen Joint drehen, so wie ich es gewohnt war, aber meine Hand verharrte kurz über der Dose mit Tabak und Hasch. Ich schaute zu Marleen und zögerte. Schließlich tat ich es trotzdem. Sie war nicht besonders beeindruckt und hatte es kommen sehen. Ich musste nichts erklären. Sie verstand es. Das war mein Leben.

Kurz darauf ergab sich etwas anderes, womit ich nicht gerechnet hatte: ein verpflichtender dreitägiger Feuerwehrekurs in Dundee. Das Scheinchen war eine harte Voraussetzung, um auf See bleiben zu dürfen. Es nervte mich, dass es ausgerechnet jetzt sein musste, aber es ließ sich nicht ändern. Die Damen wollten gern mit - ein Mini-Ausflug, etwas anderes als Aberdeen. Wir beschlossen, dann eben etwas daraus zu machen. Am Morgen fuhren wir los, die Jacke zu gegen den Wind, in den Zug; draußen glitten nasser Asphalt und tiefe Wolken vorbei.

Während ich tagsüber durch Drills und Übungsbrände ging, streiften Marleen und Els durch die Stadt - Läden, Terrassen, Tee, Pubs. Abends kamen wir in einem einfachen Hotel zusammen, mit dem Geruch von altem Teppich und

Kaffee im Flur. Im Speisesaal saßen Stammgäste: ältere Männer mit wettergegerbten Gesichtern - Arbeiter, Allein-stehende, schweigsam.

In der ersten Nacht schreckte ich von einem Schrei hoch; mein erster Gedanke war: Marleen. Ich sprang aus dem Bett und machte das Licht im Flur an. Die Tür ihres Zimmers stand offen. Plötzlich kam ein Mann heraus, gefolgt von zwei erschrockenen Mädchen in Nachtkleidung. Jemand war hineingeschlichen. Der Mann fuchtelte wild mit den Armen und zeigte nach oben.

„Schweißer“, schrie er.

Ich wusste nicht, was er meinte.

„Siehst du sie denn nicht? *Schweißer - überall Schweißer.*“

Die Frau, die das Hotel führte, hatte den Tumult gehört und kam nach oben. Sie nahm den Mann ruhig am Arm und führte ihn nach unten. Was genau mit ihm los war, wusste ich nicht - er wirkte ungefährlich, aber geistig offenkundig neben der Spur. Marleen und Els hatten sich inzwischen etwas von dem Schreck erholt und krochen mit einiger Zögerung wieder ins Bett.

Am nächsten Morgen erklärte die Hotelbesitzerin, dass er an diesem Abend in ein Delirium geraten war, durch übermäßiges Trinken. Daher, dass er überall die Lichtblitze von Schweißern sah. Wir mussten uns keine Sorgen mehr machen; er sei inzwischen in eine Klinik aufgenommen worden.

Zurück aus Dundee mussten wir schneller Abschied nehmen, als mir lieb war. Der Urlaub meiner Schwester lief nicht ganz parallel zu meiner Zeit an Land. Als ich wieder zur Plattform musste, hatten sie noch ein paar Tage vor sich. Ich fragte, ob es ihnen etwas ausmachte, diese Zeit bei den Jungs zu verbringen. Aber ich brauchte es kaum zu fragen: Ich sah sie denken. Endlich wirklich frei.

Widerstand wächst

Der Widerstand dagegen, zwei Wochen lang eingeschlossen zu sein, nahm nur noch zu. Ich kam immer schlechter damit zurecht. In den Tagen vor meiner Abreise rang ich jedes Mal mit derselben Frage: Mache ich noch etwas daraus, oder lasse ich das Unvermeidliche gelassen über mich ergehen?

Auf der Plattform machte ich meine Arbeit gut. Eine Beförderung zum Roughneck lag in der Luft - ich hatte inzwischen genug Erfahrung und drehte voll mit. Der Driller hielt große Stücke auf mich. Er nannte mich einen klugen Kerl und prahlte regelmäßig anderen gegenüber mit mir. Doch diese Art von Anerkennung verblasste schnell beim Anblick des endlosen Meeres, und weit und breit kein Land in Sicht.

Auch die Industrie fing an, mir gegen den Strich zu gehen - vor allem, wie sehr die Natur darunter zu leiden hatte. Manchmal dachte ich an jenen Bericht zurück. An die paar A4-Seiten, auf denen ich versucht hatte, etwas Sinnvolles über das große Ganze zu sagen - über den Dreck, den wir ins Meer pumpen, als könne es unendlich viel schlucken. Niemand tat etwas damit. Das wusste ich auch. Aber es arbeitete weiter in meinem Hinterkopf. Ich hatte es ausgesprochen, und es ging nicht mehr weg.

Wegen eines kleinen Unfalls musste ich einmal vorzeitig von der Plattform runter. Beim Mischen von „oil based mud“ bekam ich Pulver ins Auge, wodurch ein Teil meiner Hornhaut verbrannte. Zum Glück hatte ich sofort mit einer speziellen Flüssigkeit gespült, sodass der Schaden begrenzt blieb. Der medizinische Dienst schickte mich dennoch zur weiteren Untersuchung von der Plattform. Es stellte sich heraus, dass ein kleines Narbchen auf meiner Hornhaut geblieben war, das sich anfühlte wie ein

Sandkorn im Auge - lästig, aber es verging zum Glück schnell.

In der nächsten Schicht konnte ich ganz normal wieder arbeiten. Allerdings bekam ich weniger ausbezahlt, weil ich früher von der Plattform gegangen war. Das fand ich ungerecht. Ich hatte ja keine Wahl gehabt. Langsam begann sich alles aufzustauen.

Autounfall

Eines Tages kam ein Mädchen vorbei. Sie fand es faszinierend: eine Truppe unangepasster Jugendlicher in einem Kaff wie Potterton. Sie blieb den ganzen Nachmittag. Gegen Abend fragte sie, ob sie jemand nach Hause fahren könne, nach Belhelvie. Ewan war der einzige mit Auto, hatte aber keine Lust.

„Gib mir die Schlüssel“, sagte ich. „Ich fahr sie eben.“

Er gab mir den Schlüssel seines alten, klapprigen Jaguar.

Draußen war es kalt. Ein leichter Dunst stieg vom Feld auf. Aber ich ahnte noch nicht, wie dicht er wirklich war.

Der Hinweg ging noch - die Sicht war eingeschränkt, aber nicht unmachbar. In Belhelvie stieg sie aus, drehte sich um und winkte. Ihr Gesicht wurde noch kurz vom Innenlicht erhellt. Ein Lächeln - und dann verschwand sie im grauen Schleier..

Auf dem Rückweg war es schlimmer geworden. Der Nebel lag wie ein nasses Laken über dem Land. Totenstill. Ich fuhr langsam, kaum zwanzig Kilometer pro Stunde. Die Scheinwerfer schnitten durch eine wattige Leere. Gerade noch konnte ich den Straßenrand erkennen.

Vorgebeugt über das Lenkrad starrte ich in eine weiße Wand. Die Scheibenwischer peitschten nutzlos hin und her. Die Linien in der Mitte der Straße erschienen eine nach der

anderen. Langsam. Monoton. Der einzige Halt. Es fühlte sich an, als würde ich tastend fahren.

Plötzlich zwei Scheinwerfer, grell und nah.

Aber es war bereits zu spät.

Ein Frontalzusammenstoß.

Dann ein schrilles Zischen.

Einen Moment lang war da nichts. Nur das Rauschen in meinen Ohren - und die Erkenntnis: Das ist falsch.

Mit starken Schmerzen im linken Bein kroch ich aus dem Auto. Einen Moment lang dachte ich, es sei etwas gebrochen - doch ich konnte stehen, humpelnd, zitternd. Ich schleppte mich zum anderen Wagen, wollte wissen, wie schlimm es um den Fahrer stand. Ich sah einen Jungen in meinem Alter. Sein Gesicht bleich, der Mund offen vor Schreck oder Schmerz - ich konnte es nicht genau erkennen. Ich wollte ihm helfen, bekam ihn aber nicht heraus. Er war zwischen Lenkrad und Sitz eingeklemmt. Ich rief etwas, weiß aber nicht mehr was.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte, und langsam drang zu mir durch, dass es meine Schuld war. Die Ursache war klar: Mein Auto befand sich auf der falschen Fahrbahn. Im dichten Dunst hatte ich unbemerkt die Spur gewechselt.

Ein paar Autos hielten an. Menschen liefen hin und her, ihre Stimmen klangen hohl im Nebel. Kurz darauf kam die Polizei, und wenig später die Feuerwehr. Mit ihrer Hilfe wurde der Junge aus dem Wrack befreit und auf eine Trage gelegt. Er wurde unter heulenden Sirenen abtransportiert.

Ich stand verloren daneben. Benommen blickte ich auf das, was ich angerichtet hatte. Auf all die Menschen und Rettungskräfte, die versuchten zu retten, was noch zu retten war. Ich fühlte mich machtlos. Eine tiefe Kälte durchzog meinen Körper. Ich stand zitternd auf meinen Beinen. Einer der Feuerwehrmänner legte mir eine Decke um. Sie half

kaum. Es war vor allem der Schock und dieses Gefühl völliger Verlassenheit, die mir jede Wärme aus dem Körper vertrieben hatten. Ich konnte es nicht glauben. Ich lebte in einem Traum. Das kann nicht wahr sein. Was habe ich getan?

Die Polizei nahm mich in ihren Wagen mit. Sie waren freundlich und verständnisvoll. Ich musste pusten - der Test war negativ.

„Haben Sie Drogen genommen?“, fragte ein Beamter und sah mich eindringlich an.

„Nein“, antwortete ich.

Das stimmte nicht ganz. Stunden zuvor hatte ich mit den Jungs noch einen Joint geraucht. Hatte das meine Wahrnehmung beeinflusst? War das der Grund, warum ich so einen fatalen Fehler gemacht hatte? Ich konnte es kaum glauben, begann aber doch zu zweifeln. Langsam stieg in mir ein Schuldgefühl auf.

Wenn das so war, würde ich mir nie verzeihen können.

Die Polizei brachte mich zurück nach Potterton und setzte mich vor unserem Haus ab. Inzwischen hatten sie für beide Autos einen Abschleppdienst organisiert. Ich erzählte Ewan die Geschichte, und er meinte, ich solle mir um den Wagen keine Sorgen machen. Der war ohnehin reif für den Schrott.

Ich bot an, alle Kosten zu übernehmen und außerdem einen Betrag für das Auto zu zahlen. Letzteres lehnte er ab. Die Abschleppkosten seien in Ordnung.

Meine größte Sorge galt dem anderen Fahrer. Wie würde es ihm gehen? Am nächsten Tag ging ich mit einem Blumenstrauß ins Krankenhaus, um ihn zu besuchen. Er schaute überrascht, als ich eintrat, war aber auch erfreut. Er hieß Tom und lag mit einem eingegipsten Bein da. Die Ärzte hatten festgestellt, dass der untere Teil seines Beins

zertrümmert war. Man zweifelte, ob er je wieder richtig würde laufen können. Das traf mich tief. Was hatte ich in meiner Dummheit angerichtet? Aber Tom machte mir keine Vorwürfe. Er blieb herzlich, und schon bald sprachen wir, als würden wir uns seit Jahren kennen.

Seine Nachsicht und Großmut erleichterten mein Schuldgefühl für einen Moment. Es schien sogar, als könnten wir vielleicht Freunde werden. Ich ging nach Hause mit dem Gefühl, wir hätten einander verstanden. Doch das Leben hatte anderes vor.

Kurz darauf folgten die Briefe. Anwälte, die mich für den Schaden belangen wollten.

In meiner Naivität hatte ich gedacht, dass alles geregelt sein würde: Die Krankenkosten würden doch vom Staat übernommen, die Versicherungen würden das untereinander klären, und Ewans Kosten zahlte ich einfach selbst.

Kein Problem, dachte ich.

Doch die Versicherung von Tom versuchte, ihren Schaden persönlich bei mir geltend zu machen.

Damit hatte ich nicht gerechnet.

Plötzlich lag alles offen. Ungeschützt. Verwundbar.

Ich wusste nicht, ob ich dem gewachsen war. Die Verantwortung. Der Papierkram.

Die Angst vor dem finanziellen Ruin - es fühlte sich an wie eine Welt, zu der ich keinen Zugang hatte.

Ich stand allein da. In einem Land, das nicht meins war, zwischen Regeln, die ich nicht kannte.

Und dann diese Anwälte, die Briefe voller drohender Rätsel schickten.

Das würde nicht gut ausgehen.

Mein Schuldgefühl meldete sich wieder.

Ich hatte jemandem etwas Schreckliches angetan.

Meine Schuld. Und jetzt waren sie hinter mir her.

Alles in mir schrie nach Flucht.

Kein Zufall

Der Unfall fühlte sich nicht wie ein Zufall an. Er war die Summe des Lebens, das ich hier führte.

Ich war nicht mehr richtig in meiner Haut. Zweifel schlichen sich ein - an meiner Arbeit, meiner Zukunft, meinem Dasein hier.

Ich rauchte mehr Haschisch, als mir guttat.

In sozialen Kontakten wurde ich immer stiller, beinahe scheu.

Ich zog mich zurück, selbst bei Freunden.

Es war, als hätte ich innerlich bereits Abschied genommen, ohne es selbst zu bemerken.

Und dann geschah das.

Das Leben zwang mich brutal zum Stillstand - weil ich selbst nicht anhalten wollte.

Abrupt. Gewaltsam. Sonst hätte ich es nicht gesehen.

Ich begriff: Das hatte keine Zukunft.

Ich konnte mir hier keine Existenz aufbauen.

Nicht in dieser Arbeit. Nicht in dieser Welt.

Ich hatte nicht die Kraft dazu.

Alles war flüchtig.

Freundschaften, Arbeit, Beziehungen.

Ich war ein Fremder. Und würde es immer bleiben.

Sogar die englische Sprache, in der ich mich einst mühelos ausdrückte, war mir nicht mehr vertraut.

Mein Leben hing wie loses Sandkorn aneinander.

Ich war zu weit gegangen. Jemanden verletzt - dauerhaft.

Mir war zum Heulen.

Kreta

Nach dem Unfall war in mir etwas aufgebrochen, das ich nicht länger ignorieren konnte.

Ich lief herum wie ein Schatten, ohne Richtung.

Alles fühlte sich hohl an - die Tage, das Haus, die Gespräche.

Es musste etwas geschehen - ich musste eine Entscheidung treffen.

Aber die Plattform wartete. Unerbittlich.

Und merkwürdigerweise bot sie, gerade in diesem Chaos, auch eine Art Halt.

Rhythmus. Ablenkung. Etwas, woran ich mich festhalten konnte, solange es noch ging.

Zurück an Land fühlte ich mich eingengt.

In der Küche lagen Anwaltsbriefe auf einem Stapel. Ungelesen. Aber unausweichlich.

Ich hatte es aufgeschoben, wusste aber, dass ich nicht darum herumkäme.

Ich wollte nicht zu Hause bleiben. Dort würde die Spannung nur steigen.

Um zu entkommen, buchte ich einen Flug nach Kreta.

Dort würde ich weitersehen. Vielleicht fände ich klare Gedanken. Vielleicht auch nicht. Vielleicht war es einfach Flucht.

Zu Irish Jim sagte ich, ich wisse nicht, ob ich zurückkommen würde.

Wenn ich wegbliebe, dürfe er meine Sachen haben.

Es war Frühling. Ich arbeitete inzwischen seit gut einem Jahr auf der Bohrung. Gerade in dieser Zeit kündigten die meisten. Das schöne Wetter schürte das Verlangen, aufzubrechen. Vor allem die Ausländer, für die dieses Leben

ohnehin nur vorübergehend war, machten leicht einen Schlusstrich.

„Würde es diesmal meine Runde sein?“, dachte ich.

Ich flog von Luton nach Heraklion.

Nach einer kurzen Kontrolle blätterte ich aus Langeweile in meinem Reisepass - und da lag es: ein kleines blaues Pillchen, versteckt zwischen der letzten Seite und dem Einband.

„Ah, da war es also.“

Ich hatte zwei LSD-Pillen bekommen, aber die zweite war mir abhanden gekommen. Offenbar steckte sie die ganze Zeit im Pass.

Was, wenn der Mann sie gesehen hätte? Nicht dran denken. Das war eine nette Überraschung!

Der Trip

Ich mietete mir ein Moped und nahm Kurs auf Chania. Eine ordentliche Strecke, wenn man nicht schneller als 35 Stundenkilometer fährt.

In der Dämmerung fuhr ich in die Stadt, buchte ein Zimmer in einem Hotel und aß irgendwo auf einer Terrasse etwas. Zurück im Hotel beschloss ich, das Pillchen zu nehmen. In dem Wissen, dass es eine Weile dauern würde, bis es wirkte, nahm ich mein Moped und fuhr in die Hügel hinauf, die über die Stadt blickten.

Inzwischen war es dunkel geworden und ich fuhr immer höher, über spärlich beleuchtete Sträßchen, an alten Häusern vorbei, vor denen die Leute draußen aßen. Ich landete auf einer kleinen Wiese mit Blick über Chania. Hinter mir, etwas höher, standen ein paar Häuser. Ich stellte das Moped auf den Ständer und setzte mich ins Gras.

Es begann langsam zu wirken. In der Ferne verwand-

delten sich die Lichter der Stadt in die schönsten Formen und Farben. Eine tiefe Glückseligkeit senkte sich über mich - als würde ein Krug himmlischer Liebe über mir ausgeschüttet. Ich fühlte mich eins mit allem und jedem. Eine sanfte, bedingungslose Güte, auf niemanden gerichtet, sondern auf alles, was existiert. Geräusche kamen nicht mehr von außen, sondern aus demselben stillen Ort, an dem ich auch war: ein bellender Hund, ein Moped in der Ferne - alles fiel in einen Rhythmus. Zeit dehnte sich; Bewegungen wurden Falten in einem großen, atmenden Jetzt.

Da ertönte eine Stimme. Ein älterer Mann trat aus der Dunkelheit auf mich zu und musterte mich prüfend, als frage er sich, was ich da allein, so im Dunkeln, triebe.

Er sprach eine Sprache, die ich nicht kannte, doch in meiner Wahrnehmung verstand ich ihn mühelos. Es entspann sich ein Gespräch, das für mich völlig logisch klang - auch wenn es in Wirklichkeit wohl keinen Sinn ergab.

Komischerweise fand er das offenbar so interessant, dass er sich neben mich setzte. Wir plauderten miteinander wie zwei alte Kerle auf einer Parkbank. Am Ende fragte er, ob ich mit zu ihm nach Hause kommen wolle, aber ich lehnte dankend ab. Ich blieb lieber sitzen.

Er ging, und langsam wich der Zauber. Die Farben verloschen. Alles wurde wieder normal. Sogar langweilig. Ich wusste: Ich war wieder auf der Erde.

Ich stieg auf mein Moped und fuhr zurück in die Stadt.

Beim Hotel gab es einen kleinen Parkplatz, auf dem ich das Moped abstellen konnte. Ich war noch nicht fertig mit dem Abend. Er war schwül und lebendig, und ich wollte in einer der vielen Bars im Zentrum etwas trinken. In den schmalen Gassen der Altstadt irrte ich umher, auf der Suche nach einer passenden Kneipe.

Die Hochzeit

Aus einer offenen Tür klang Musik - Live-Musik, wie es schien. Neugierig folgte ich dem Klang. Eine lange Treppe führte nach unten. In der Annahme, es handle sich um eine Bar, stieg ich hinab und landete in einem Saal voller feiernder Menschen. Bald merkte ich, dass dies keine Kneipe war, sondern ein Familienfest - eine Hochzeit, wie es aussah.

Ich wollte wieder nach oben gehen. Doch jemand rief mich. Ein Mann winkte begeistert, ich solle dazukommen. Ich zögerte und fragte mich, ob ich hier überhaupt hingehörte. Aber er blieb dran. Ich dachte: Ich kann es ja kurz ansehen. Er machte einen Stuhl frei und schenkte mir sofort ein Glas Wein ein. Ehe ich mich versah, saß ich mittendrin im Trubel.

Frauen zogen mich aus dem Stuhl und zerrten mich auf die Tanzfläche.

Auf einem kleinen Podium spielte eine traditionelle griechische Band.

Sie verstanden ihr Handwerk und legten eine Sirtaki nach der anderen hin - mitreißend, ansteckend, unmöglich, stillzuhalten.

Angestachelt vom Jubel um mich herum gab ich mich der Musik völlig hin. Ich war der Star des Abends. Und der Wein floss derweil reichlich - leicht, fruchtig und tückisch süß. Es war dieses trügerische Zeug, das wie Limonade schmeckt, sodass man denkt, es sei kaum Alkohol drin, und man kippt mühelos ein Glas nach dem anderen. Da tappte ich in die Falle.

Kater

Plötzlich stand der Mann mit dem Hammer da. Wie ich ins Hotel zurückgekommen war, weiß ich nicht mehr. Am nächsten Morgen war das Zimmer ein Schlachtfeld: das Bett, der Boden, die Wände - alles voll gekotzt. Was ich sauber kriegen konnte, machte ich sauber, aber es war aussichtslos; überall war Dreck. Ich schämte mich zu Tode und wagte kaum, der Frau vom Hotel mein Zimmer zu zeigen. Zum Glück hatte ich bezahlt, und auch meinen Pass hatte sie mir bereits zurückgegeben.

Ich schaute in den Spiegel und erkannte mich nicht wieder. Blasses Gesicht, rote Augen, leerer Blick. *Weg von hier.* Das war der einzige Gedanke.

So gut es ging wusch ich meine Kleider, hängte sie kurz aus dem Fenster, packte meine Tasche, ging hinunter und floh zur Tür hinaus. Ich wollte nicht in Chania bleiben. Alles an diesem Ort fühlte sich jetzt an wie ein Fehltritt, den ich so schnell wie möglich hinter mir lassen wollte.

Richtung Südküste

Nach der Ekstase und dem Kater von Chania brauchte ich Stille. Keine Reize, keinen Wein, keine Musik. Mit meinem Moped fuhr ich durch die Berge Richtung Südküste. Auf halber Strecke, beeindruckt von den gewaltigen Bergen - manche Abschnitte waren wegen aufgebrochener Schmelzschneereste kaum befahrbar - hielt ich mittags bei einem kleinen Hotelchen.

Es war kalt in dieser Höhe, aber drinnen herrlich warm dank eines großen Allesbrenners, der mitten im Raum loderte. Einheimische saßen gemütlich am Ofen und diskutierten lebhaft miteinander.

Ich setzte mich allein an einen Tisch und bestellte Kräutertee. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich die Leute. Es fühlte sich an, als sei ich im Himalaya gelandet - einem Ort, den ich nur von Bildern kannte. Die verwitterten Gesichter, die dicken Wollkleider in Erdtönen, die Zipfelmützen. Draußen meckerten die Ziegen. Aus dem Geklingel ihrer Glocken formte sich eine zeitlose Symphonie aus Bergen und Weiden. Eine Welt für sich. Ich beschloss, die Nacht dort zu bleiben.

Im Süden war es bereits richtig warm, um die dreißig Grad. Dort verbrachte ich den Rest der Zeit. Ich besuchte verschiedene Orte - oft nicht länger als einen Tag, dann zog ich weiter. Allerdings gab es keine Straße entlang der Küste, also musste man, wollte man ins nächste Dorf, jedes Mal wieder über die Berge.

Einerseits genoss ich die Landschaft und das warme Wetter, doch zugleich nagten die Ereignisse der letzten Zeit an mir. Zur Sicherheit hatte ich all meine Ersparnisse mitgenommen. Alles deutete auf einen Abschied hin, aber sicher war ich mir nicht. Also machte ich Urlaub und wartete ab, wie ich reagieren würde, wenn das Unvermeidliche sich erneut ankündigte.

Das Nomadenlager

Auf halber Strecke meiner Reise landete ich in einer Art Lager, hauptsächlich mit Nordeuropäern. Sie wohnten dort in Zelten und Hüttchen. Es gab eine Bar im Freien, wo man essen und trinken konnte - mit demselben Wein wie bei dem Hochzeitsfest. Ein paar hundert Meter weiter, zwischen steil aufragenden Felsen, lag ein kleiner Kieselstrand. Es war ein schöner alternativer Ort, ideal, um meinen Urlaub abzuschließen. Ich mietete

eine Hütte und mischte mich unter die Bewohner des Lagers.

Sie waren hier schon den ganzen Winter. Das Leben war angenehm - und außerdem deutlich billiger als zu Hause. Die meisten arbeiteten gelegentlich in ihrem Heimatland und konnten von diesem Einkommen hier problemlos eine Zeitlang leben. Einige fertigten in den Wintermonaten Schmuck oder anderes Kunsthandwerk, um es auf Märkten in Nordeuropa zu verkaufen. Diese Lebensweise sprach mich an.

Es war inspirierend zu sehen, wie wichtig ihnen Freiheit war - dass sie ein nomadisches Leben dem programmierten Alltag zu Hause vorzogen. Es öffnete mir die Augen. So ging es also auch. Dieser Gedanke hatte eine heilende Wirkung auf meine Zweifel, wie es weitergehen sollte. Alles schien möglich. Man musste es nur tun.

Am Abend vor meiner Abreise kam ich mit Gisela ins Gespräch, einer Deutschen. Sie saß an der Bar, Wangen feuerrot von Sonne und Wein, während sie Silberdraht um einen Stein wickelte. Ich erzählte ihr meine ganze Geschichte. Über den Unfall. Die Briefe. Die Zweifel. Die Spannungen. Die Unsicherheit. Dass ich nicht wusste, ob ich zur Bohrung zurückkehren sollte.

Sie sah mich an, lächelte und sagte:

„Das kann ich dir nicht sagen. Jede Seele trifft ihre eigenen Entscheidungen. Meistens balancierend zwischen zwei Ängsten: der Angst, etwas zu verlieren, und der Angst vor dem Unbekannten. Dazwischen liegt Vertrauen. Wenn dieses Vertrauen stark ist, wird das Entscheiden einfach. Dann fühlst du: Es wird gut. Fehlt es, bleibst du im Zweifel. Deshalb wäre meine Antwort: Prüfe zuerst, wie viel Vertrauen du empfindest, bevor du entscheidest.“

Das war ein weiser Rat, über den ich wirklich nach-

denken musste. Mein Vertrauen war eigentlich ziemlich groß, dachte ich, sonst würde ich mich nicht immer wieder in ein neues Abenteuer stürzen. Aber vielleicht war es doch nicht so groß und ließ noch viel Raum für Verbesserung.

Ich blieb bei ihr an der Bar. Wir redeten, lachten und tranken die ganze Nacht. Beim ersten Morgenlicht war sie plötzlich verschwunden. Ich hatte noch überall gesucht, konnte sie aber nirgends finden. Als wäre sie nur gekommen, um mir das zu sagen.

Zu spät

Am nächsten Tag verschlief ich. Mein Flug sollte um drei Uhr starten, und es war schon nach zwölf. Bei einer Entfernung von gut 150 Kilometern bis zum Flughafen wusste ich sicher: Das schaffe ich nicht mehr. Ich erschrak kurz, atmete dann aber erleichtert auf. Das Schicksal hatte entschieden.

Als ich in Heraklion ankam, war das Flugzeug längst abgehoben. Ich fühlte keine Panik, keinen Zweifel - nur Ruhe. Die Entscheidung war mir abgenommen worden. Ich ging zu einer Telefonzelle, wählte die Nummer der Firma und sagte, dass ich nicht zurückkommen würde.

Dann legte ich auf, blickte aufs Meer und wusste: Dieses Kapitel war vorbei.

SONNENAUFGANG IM MORGENLAND

DIE SANFTE KRAFT
ZWISCHEN OST UND WEST

Im Zug

Nichts zog mich zurück nach Hause. Was zurückblieb, war ungelöst. Ich suchte keine Antwort, nur Bewegung. Die Türkei zog mich an - unbekannt, geheimnisvoll, eine andere Welt. Ich war offen für ein neues Abenteuer. Ich nahm das Schiff von Heraklion nach Athen, von dort den Zug nach Istanbul.

In aller Frühe setzte sich der Zug ruckelnd in Bewegung. Die Waggons waren alt, mit abgewetzten Bänken und Fenstern, die quietschend aufgingen - wenn man sie überhaupt aufbekam. In den Abteilen hing ein Geruch nach altem Leder, vermischt mit Zigarettenrauch, der sich tief in die Polster gefressen hatte. Langsam rollte der Zug durch das trockene griechische Hinterland, vorbei an Olivenhainen, verlassenen Bahnhöfen und Dörfern mit von Einschusslöchern übersäten Mauern. Als wolle man die Narben einer bewegten Zeit vor dem Vergessen bewahren.

Meine Mitreisenden waren ein buntes Gemisch aus Arbeitern, Studenten, Bäuerinnen mit Einkaufstaschen

voller Lebensmittel und einigen wenigen Reisenden wie mir. Es wurde wenig gesprochen, doch Kontakt ließ sich leicht knüpfen. Ein Blick der Wiedererkennung, das Teilen einer Orange oder einer Zigarette. Ein Nicken, das signalisierte: Es ist gut. Ein Lächeln. Die Herzen dieser Menschen öffneten sich schnell.

Regelmäßig wurde gehalten, und dann kam der Zug quietschend und knarrend an einem ländlichen Haltepunkt oder in einer größeren Stadt zum Stillstand. Dann hieß es warten auf das gellende Pfeifen des Schaffners als Abfahrtsignal. Unterdessen zog die Landschaft schweigend an uns vorüber.

Nach Stunden der Stille und des Blickens aus dem Fenster bekam durch eine Begegnung plötzlich alles mehr Tiefe.

Kostas

In Thessaloniki stieg ein älterer Mann ein und setzte sich mir gegenüber. Er sah meinen Rucksack und suchte sofort den Kontakt. Er stellte sich als Kostas vor.

„Wohin geht die Reise?“, fragte er auf Englisch.

„Erst nach Istanbul und dann weiß ich nicht genau“, sagte ich. „Ich sehe, wo ich lande.“

„Das ist ein guter Anfang“, sagte er. „Lass dich überraschen. Lerne zu vertrauen. Das Universum sorgt für dich.“

Er beugte sich ein wenig vor, klopfte sich die Brille auf die Nase und hielt mich einen Moment mit bohrendem Blick fest. Im Gang schob sich eine Prozession von Suchenden vorbei, doch bei uns war jeder Platz besetzt. Er sagte, er sei um die Welt gereist und habe Monate, manchmal Jahre zwischen völlig unterschiedlichen Kulturen gelebt: mit einem Indianerstamm im Amazonasge-

biet, einem Nomadenvolk in der mongolischen Steppe und bei den Aborigines in Australien. Zwischendurch habe er auch noch ein paar Jahre Physik an der Universität von Karatschi gelehrt.

Es sei vor allem eine Suche nach Antworten auf seine Lebensfragen gewesen. Seine Schlussfolgerung sei einfach: Jede Antwort ruft neue Fragen hervor; wirkliche Antworten gibt es nicht. Wir müssten lernen, mit der Ungewissheit unseres Daseins zu leben: wer wir sind, was unsere Bestimmung ist. Frieden schließen mit unseren Zweifeln und akzeptieren, dass unser Wissen immer begrenzt bleiben werde.

„So muss es auch sein“, sagte er, „denn nicht das Wissen, sondern der *Glaube* gibt uns Lebenskraft.“

Er saß halb im schrägen Licht, das durch das Fenster fiel. Graue Locken an den Schläfen, ein paar sprungbereite Haare am Kinn. In seinem Gesicht jene feinen Risse von Sonne und Wind; Augen, die lachten, bevor es der Mund tat. Seine Jacke war ordentlich, aber an den Ellenbogen abgewetzt, der Kragen glänzend vom vielen Tragen.

„Ich glaube an die gegenseitige Verbundenheit der Menschen“, fuhr er fort. „Und ich glaube, dass unser Verlangen, eins zu sein, von jetzt an unsere Zukunft bestimmt - nichts anderes. Du hältst mich vielleicht für verrückt, wenn du auf die Welt schaust. Aber die Kraft des Glaubens liegt gerade darin, dass ich Schöpfer der Welt bin und bestimme, wie sie aussehen wird.“

Während er sprach, spielte er mit einem Taschenstein, der genau in seine Hand passte. Ab und zu blickte er hinaus, nicht wirklich in die Landschaft, sondern durch die Scheibe hindurch, als verfolge er etwas, das weiter vorne wartete. Zu seinen Füßen standen eine gefaltete Canvas-

Tasche mit ausgefranstem Saum und ein kleines, verbeultes Thermoskännchen.

„Aber was, wenn du dich irrst und die Wirklichkeit etwas ganz anderes zeigt? Was ist dein Glaube dann noch wert?“, fragte ich.

„Die Wirklichkeit, von der du sprichst, ist nur eine Art zu sehen - mit den dazu passenden Bildern. Was wirklich vor sich geht, können wir nicht wissen. Diese Lücke fülle ich mit meinem Glauben. Darin liegt meine Freiheit, meine Schöpferkraft. Ich kann also glauben, dass all das Elend, das wir sehen, letztlich dazu bestimmt ist, den Menschen zur Einsicht zu bringen - und uns am Ende miteinander zu verbinden.“

„Dann musst du stark sein, wenn du das glauben kannst“, sagte ich.

„Da hast du vollkommen recht. Glauben ist ein Prozess: Er wird immer wieder durch deinen Zweifel auf die Probe gestellt. Nur dadurch kann er sich stärken und zu einer wahren Schöpferkraft heranwachsen.“

Ich wurde still. War dies unser Weg? War dies die Prüfung des Lebens: Wie stark ist unser Glaube?

Der Wagen wiegte sanft; Staub hing in der Bahn des Lichts. Weiter vorne klirrten Tassen. Im Abteil schwebte ein dünner Rauchfaden; irgendwo verlösch ein Lachen. Seine Worte glitten im Rhythmus der Schienen und sanken allmählich immer tiefer.

„Wenn du gleich ankommst und die Stadt besuchen willst, überquere den Bosphorus zu Fuß. Lass jeden Schritt dich deiner neuen Welt näher bringen - über eine Brücke, die Ost und West verbindet.“

Er fügte poetisch hinzu: *„Istanbul, alte Stadt mit vielen Namen. Einst Kampfschauplatz von Brüdern, jeder überzeugt von seiner Botschaft für die unwissende Menschheit. Eine Botschaft,*

die Unterschiede freilegte und Gemeinsamkeiten vergaß. Das Blut floss reichlich, doch die Wahrheit blieb unberührt. Jetzt liegt dort eine Brücke, die sie verbindet. Nur noch ein Schritt - und wir sind drüben, wo viele Schätze im strahlenden Licht eines neuen Morgenrots warten.“

Als Kostas in Kavala ausstieg, gab er mir die Hand und lächelte.

„Hör weiter zu“, sagte er. „Das ist wichtiger als reden.“

Unser Gespräch hallte in mir nach, während sich der alte Zug wieder in Bewegung setzte - ächzend und prustend. Ich blickte aus dem Fenster, sah aber nichts mehr - nur noch das, was er gesagt hatte. Es ließ mich nicht los. Alles war auf einmal anders. Nicht der äußere Schein, sondern Einsicht - der wahre Glaube - bestimmt, was wahr ist. Wir sind die Schöpfer. Das Paradies lag um die Ecke. Ich fragte mich, ob ich je so glauben könnte. Dann erst wärest du wirklich frei.

Istanbul

An der Grenze wurde der Zug angehalten. Die Pässe wurden eingesammelt und die Waggonen durchsucht. Draußen gingen bewaffnete Soldaten auf und ab. Nach langem Warten kam der Stempel, und wir fuhren weiter - nun nach Türkei hinein, während sich die Landschaft langsam veränderte. Berge und Hügel wichen weiten Ebenen, orthodoxe Kirchlein Minaretten.

Der Abend fiel irgendwo hinter Edirne. Istanbul rückte näher. In der Ferne erschien schließlich das Leuchten einer Stadt, die auf zwei Welten ruht, wie Kostas es so schön beschrieben hatte. Der Zug seufzte und ächzte auf den letzten Kilometern. Es waren die letzten schwersten Meter. Es war spät, als wir ankamen. Staubig, schläfrig und ein

wenig verirrt stieg ich aus - in eine Stadt, von der ich nur den Namen kannte.

Fest entschlossen, seinen Rat zu befolgen - wörtlich und symbolisch - wollte ich am nächsten Tag den Bosphorus überqueren, Schritt für Schritt. Doch die Wirklichkeit holte mich ein. Wegen der hohen Zahl an Selbstmorden war der Fußgängerüberweg schon seit einigen Jahren geschlossen.

Ich nahm den Bus. Aus dem Fenster hatte ich einen weiten Blick über eine der wichtigsten und strategischsten Wasserstraßen der Welt. Unter mir glitten Frachter, Fähren, Yachten und sogar ein Öltanker vorbei. Neben uns zog ein endloser Strom von Autos von West nach Ost und von Ost nach West.

Auf der anderen Seite lag eine Betonlandschaft, so weit das Auge reichte. Millionen Menschen, zusammengepackt in steinernen und betonierten Bauten. Bei der Ankunft traf ich auf ein riesiges Chaos. Überfüllte Durchgangsstraßen, Verkehr, der ständig zum Stillstand kam. Am fanatischen Hupen hörte ich die Frustrationen. Die Luft war schwer von Abgasen. Straßenverkäufer, oft Kinder, zwängten sich durch den stehenden Verkehr und priesen ihre Waren bei Autofahrern an: Tütchen Trinkwasser, Uhren, Kämme, Schlüsselanhänger, Stifte und Fußballsticker.

Die Hektik überwältigte mich, also verließ ich die Hauptstraße und machte mich auf die Suche nach einem Hotel. Es dauerte, bis ich mich orientieren konnte und nicht ständig im selben Kreis landete. Schließlich fand ich in einem Viertel mit Low-Budget-Hotels ein Zimmer. Mein Geld wechselte ich auf dem Schwarzmarkt, was mehr einbrachte als der offizielle Kurs. Meine schottischen Pfund erwiesen sich als schwierig: Sie hatten zwar denselben Wert wie englische, aber nicht jeder glaubte das. Nach einiger Diskussion gelang es doch, sie zu tauschen.

In den folgenden Tagen erkundete ich die Umgebung. Ich streifte über Märkte und Basare, durch enge Gassen voller kleiner Läden und dem Duft orientalischer Gewürze. Ich blieb stehen, um alten Männern zuzusehen, die im Schatten byzantinischer Mauern über traditionellen Brettspielen brüteten. Jugendliche in westlicher Kleidung, mit Walkmans auf dem Kopf, zogen an mir vorbei - und an verwitterten Fassaden leuchteten große Neonreklamen auf. Überall gab es Lokale, in denen man Alkohol kaufen oder ein Bier trinken konnte. Viele Frauen gingen unverschleiert durch die Straßen.

Vor Banken und Behörden standen schwer bewaffnete Sicherheitskräfte. Junge Soldaten, das Maschinengewehr an der Brust, hielten schweigend Wache. Gebetsrufe vermischten sich mit dem Dröhnen des Verkehrs und den Rufen der Markthändler, während Minarette mit ihren spitzen steinernen Fingern zum Himmel wiesen. Im Hintergrund der Bosphorus - ein Ort der Stille, wenn die Hektik zu viel wurde.

Unter all den Eindrücken stach ein Ort sofort heraus. Von der Brücke aus hatte ich ihn bereits gesehen: die Blaue Moschee, hoch auf einem Hügel über der Stadt. Ein beeindruckendes Bauwerk aus dem frühen 17. Jahrhundert und die blauen Fliesen an der Außenseite, denen sie ihren Namen verdankt. Beim Eintreten überkam mich eine tiefe Ruhe - als reichte Gott mir die Hand.

Begegnungen in der Stadt zwischen zwei Welten

Ich aß auswärts. Es war günstig, und die türkische Küche schmeckte mir gut. Manchmal streifte ich große Teile der Stadt auf der Suche nach einem netten Restaurant ab. An

einem dieser Abende kam ich in einem Café mit einer Gruppe türkischer Studenten ins Gespräch. Sie fanden es interessant, mit Westlern zu reden. Sie sprachen alle Englisch, und wir redeten über alles Mögliche: Religion, Politik, Frauen, Sex, Sport. Das Café war auch bei Reisenden recht bekannt, und wir trafen uns dort fast jeden Tag.

Im Westen lebt das Bild, die Türkei sei eine Diktatur, aber davon merkte ich wenig. Meine türkischen Freunde hatten genug Kritik an der Regierung, aber das war bei uns nicht anders. Es waren progressive Leute, die mit Blick auf den Westen Veränderungen sehen wollten.

Einer von ihnen hieß Burak, ein Jurastudent mit einer großen Mähne Locken und noch größerem Selbstvertrauen. Er bestellte Raki, als wäre es Wasser, und hatte zu allem eine Meinung - vom Osmanischen Reich bis zu europäischen Frauen.

„Die Türkei ist wie ein Teenager“, sagte er. „Zwischen Tradition und Freiheit, auf der Suche nach sich selbst. Immer im Konflikt. So wie ich.“

Er sprach schnell und leidenschaftlich, konnte aber plötzlich verstummen und hinaus starren, als hätte er etwas verloren.

Ein anderer war Emre, Philosophiestudent. Kettenraucher, trank seinen Tee mit drei Zuckerwürfeln und fand, dass jedes gute Gespräch mit einem Witz beginnen sollte.

„Ich will die Welt verstehen“, sagte er eines Abends, „aber nur, wenn sie selbst ein bisschen mitarbeitet. Bis dahin: improvisieren.“

Er hatte eine Schwäche für westliche Literatur. Cioran hielt er für ein Genie, Nietzsche für „schwer überschätzt“, und von Camus besaß er drei Ausgaben von *L'Étranger* - eine auf Türkisch, „für meine Mutter, falls sie jemals wissen will, warum ich so bin.“

Burak, Emre und ein paar weitere Jungs nahmen mich und einen anderen Backpacker zum Essen in ein Restaurant am Bosphorus mit. Man wähnte sich dort in der Natur, weit weg vom Lärm der Stadt. Vor dem Dinner machten wir einen kurzen Spaziergang am Wasser entlang. Dort standen die Villen der Reichen - still, zwischen üppigen Bäumen, mit Blick auf den Bosphorus und in der Ferne das Goldene Horn.

Unsere Freunde bestanden darauf, dass wir nichts zahlten. Für sie war es eine Ehrensache, uns einzuladen. Das Restaurant war alles andere als billig, aber sie fuhren groß auf: mehrere Gänge, Wein, Raki - alles drum und dran.

Dass Menschen, die uns kaum kannten, ein so üppiges Mahl anboten und so viel Geld dafür ausgaben, berührte mich. Zum ersten Mal verstand ich, was türkische Gastfreundschaft wirklich bedeutete: großzügig, herzlich und bedingungslos - als wären wir seit Jahren Freunde. An diesem Abend fühlte ich mich nicht mehr wie ein Durchreisender, sondern willkommen in einem Land, das mir wie von selbst seine Türen öffnete.

Als wir Abschied nahmen, gab mir Emre einen kleinen Zettel mit einem Zitat von Rumi.

„Für unterwegs“, sagte er. *„Denn der Weg ist wichtiger als das Ziel - besonders, wenn man sich verirrt.“*

Richtung das Mittelmeer

Nach etwa einer Woche nahm ich den Zug nach Ankara. Der fuhr so langsam, dass wir für rund 450 Kilometer mehr als zwölf Stunden brauchten. Ich wollte meine Zeit jedoch nicht noch einmal in einer großen Stadt verbringen und reiste am selben Tag weiter.

Einen wirklichen Plan hatte ich nicht. Es war vor allem

die Rastlosigkeit, die mich antrieb. Die Dinge, die ich zurückgelassen hatte, spukten noch in meinem Kopf herum. Durch das bloße Reisen und Unterwegs sein war ich nicht so damit beschäftigt.

Ich war neugierig, wie es wäre, in diesem Land zu trampeln, und zog per Anhalter weiter nach Süden: die Küste Anatoliens. Im Allgemeinen wurde ich flott mitgenommen, aber der Fahrstil der Türken war von einem anderen Kaliber. Überholen, wo es eigentlich nicht ging; Autos und Lastwagen, die mit lautem Hupen an einem vorbeizogen, wenn es gerade noch gut ging. Häufig tauchten Autos in den Straßengraben, um überholende Gegenverkehrsfahrer zu vermeiden.

Wiederholt sah man Lastwagen, die von der Straße abgekommen waren oder auf der Seite lagen. Fast jedes Auto hatte Beulen, und viele Fahrzeuge wären nach westlichen Maßstäben längst schrottreif. Für die Straßen galt Ähnliches: manchmal gut befahrbar, manchmal voller Löcher und Risse.

Bei Mehmet im Truck

Auf einer staubigen Einfahrt bei einer Tankstelle kam ein knallroter Lkw zum Stehen - bis obenhin vollgestopft mit Hühnern, eingepfercht in Stapeln kleiner Käfige. Ein gackerndes und flatterndes Orchester auf Rädern. Die Tür seufzte auf. Und da stand Mehmet. Groß, breit, mit einem Grinsen im Gesicht. Er winkte mich heran. Ich stieg ein.

Unterwegs rauchte er eine Zigarette nach der anderen, als müssten seine Lungen so hart arbeiten wie sein Motor.

Er war irgendwo in den Vierzigern, und alles an ihm war groß: sein Kopf, seine Nase, sein Körper, seine Hände, seine Füße. Ein dichter Haarschopf und ein Bart machten

das Bild komplett. Wenn er sprach, dann mit einer derart tiefen Bassstimme, dass die ganze Kabine mit schwingte. Während er fuhr, war er ständig beschäftigt: essen, trinken, Radio bedienen. Gefiel ihm ein Lied, brüllte er mit, schlug den Takt auf seine Oberschenkel oder das Armaturenbrett und piff manchmal falsch darüber hinweg. Jedes Mal, wenn er überholte - auch in unübersichtlichen Kurven -, rief er „*Bismillah!*“ und lachte wie einer, der das Leben für einen Witz hält, den man nicht zu ernst nehmen sollte.

Er fand, ich äße zu wenig, hielt bei einer Straßenraststätte und bestand darauf, dass ich einen Dürüm mit Lammfleisch bekam. „Stark werden!“, sagte er und tippte auf seinen Bizeps. Der war in der Tat beeindruckend.

An der Tankstelle, wo wir uns verabschiedeten, drückte er mir eine Packung Kekse in die Hand.

„Für unterwegs“, sagte er mit einem Augenzwinkern. „Und sing öfter. Ist gut fürs Herz.“

Quer durch Anatolien

Als Mehmet mich absetzte, blieb mir die Landschaft im Gedächtnis - staubig, langsam, alt. Die Dörfer, durch die wir fuhren, schienen in der Zeit stehengeblieben. Kinder rannten mit alten Fahrradreifen lachend und schreiend hinter uns her. Betagte Männer saßen in der Schatten auf Bänken mit Tee in kleinen Gläsern und Hütchen auf dem Kopf. Manchmal grüßten sie, manchmal schauten sie nur.

Die Luft war trocken und klar. Die Hitze flirrte in der Ferne über dem Asphalt. Sanfte Hügel wichen kahlen Ebenen, auf die die Sonne erbarmungslos niederbrannte. Berge tauchten wie Schemen am Horizont auf. Ich fühlte mich klein in dieser weiten, rauen Landschaft. Ein altes,

beseeltes Land. Hier lagen die Fundamente von Zivilisationen, die die Welt geprägt haben.

Nach meinen Fahrten ließ ich mich meist an Tankstellen absetzen. Sie fungierten als kleine Oasen - Begegnungsorte, mit Gerüchen von gegrilltem Fleisch und Diesel. Jungs verkauften Wassermelonen aus dem Kofferraum eines alten Autos. Das schrille Autoradio spielte türkische Volksmusik. Am Straßenrand standen Stände mit Gemüse und Obst, Keramik und Kleidung. Schlichte Imbisse unter freiem Himmel, eine Bar in einem Betonbau. Prostituierte hielten sich dort auf - unauffällig und in der Menge verborgen. Kenner wussten genau, an wen man sich wenden musste.

Abends blieb es belebt - oft der einzige Ort weit und breit, wo noch etwas los war. Eine Mitfahrgelegenheit zu finden, war nicht schwer, selbst im Dunkeln. Ich sprach die Leute an; meist wussten sie, wer wohin fuhr. Dann konnte ich fragen, ob ich mitfahren durfte.

Am liebsten reiste ich tagsüber, damit ich die atemberaubenden Fernsichten und die ständig wechselnde Landschaft genießen konnte. Es waren nicht nur die Ausblicke, die mir gefielen, vor allem auch die Menschen: so herzlich und gastfreundlich.

In Silifke, am Mittelmeer, folgte ich der Küstenstraße Richtung Westen. Es war Frühling; die Touristen waren noch nicht da. In den Dörfern und Städtchen sah ich mich nach interessanten Menschen um. Oft traf ich jemanden oder eine kleine Gruppe, mit der es gesellig wurde. Andernfalls zog ich weiter. Nachts schlief ich meist am Strand.

Nach einer Woche entlang der Küste kam ich in Marmaris an, wo ich hängen blieb. Hier war es etwas internationaler, mit einer Bar, in der Jugendliche verschiedener Nationalitäten zusammenkamen, vor allem aus Europa. Das Wetter war herrlich, und abends saßen wir vor dem Café an

der Kaimauer, plauderten und philosophierten. Meine Gedanken an Schottland waren in den Hintergrund getreten. Es war die richtige Entscheidung gewesen. Ich sehnte mich keinen Moment in mein früheres Leben zurück. Hier gefiel es mir.

Kostas' Worte kehrten zurück: Lerne zu vertrauen. Zum ersten Mal verspürte ich keinen Drang, weiterzuziehen. Nicht, weil die Reise zu Ende war, sondern weil ich gerade nichts suchen musste. In mir war es still.

Arbeiten an der Bucht

Marmaris hatte mich zur Ruhe gebracht, doch nach einer Woche spürte ich, wie meine Neugier wieder zu brodeln begann. Ich hörte von Datça - einem ruhigen Dorf auf einer Halbinsel, mit einer tiefen Bucht, in wunderschöner Umgebung, abgeschieden und ganz für sich. Es klang wie ein Ort, der auf mich wartete. Also ging ich.

Bei der Ankunft war es still im Dorf. Auf der Straße sah ich kaum Menschen. Im Hafen, an der Bucht, war etwas mehr Betrieb. Ich lief an den festgemachten Yachten vorbei und schaute auf die kleinen Fische, die zwischen den Booten im klaren Wasser schwammen.

Auf einem der Yachten stand eine braungebrannte Frau auf dem Deck und kämpfte mit einem Segeltau. Ich blieb stehen und dachte kurz darüber nach, ihr zu helfen, aber in diesem Moment löste sie es selbst. Sie drehte ihren Kopf in meine Richtung, als hätte sie gespürt, dass ich sie ansah. Ich nickte, hob meine Hand und ging weiter.

Am Strand war es genauso ruhig.

Zurück im Dorf ging ich an einem Restaurant vorbei. Draußen stand ein Mann und rauchte. Er grüßte mich auf Deutsch - überraschend, da er nicht besonders deutsch

aussah. Wir kamen ins Gespräch. Er erzählte, dass er jahrelang in Deutschland gearbeitet hatte und fragte, was ich hier zu tun hatte.

„Ich weiß es nicht genau“, sagte ich. „Jemand hatte es mir empfohlen. Schöner Ort, wie man sieht - aber sehr ruhig.“

Er stellte sich als Ökan vor.

„Komm rein, dann trinken wir etwas.“

Er holte zwei Dosen Limonade aus dem Kühlschrank und wir setzten uns an einen Tisch. Das Restaurant war leer; offiziell war es noch nicht geöffnet. Wenig später kam sein Kollege Urkun dazu. Auch er hatte jahrelang in Deutschland gearbeitet und sprach ebenfalls fließend Deutsch, aber er überließ das Reden meistens Ökan.

Ökan war der Koch. Ein großer, schlanker Mann von etwa vierzig Jahren und strahlte Ruhe aus. Bei ihm bekam ich sofort ein Gefühl von Heimkommen. Der Respekt, den er zeigte, seine warme, fast väterliche Haltung und die Sprache, die mir als Grenzbewohner so vertraut klang, stellten mich sofort auf mein Wohlsein.

Wir verstanden uns gut und verbrachten die Tage danach viel Zeit miteinander. Gegen Abend ging er wieder zur Arbeit. Die ersten Nächte schlief ich in einem kleinen Hotel. Nach ein paar Tagen fragte mich Ökan, ob ich vielleicht Lust hätte, im Restaurant zu arbeiten. Er hatte bereits mit dem Chef darüber gesprochen - der gab seine Erlaubnis. Das war eine schöne Überraschung. Ich musste nicht lange überlegen; einen Tag später konnte ich anfangen.

Ich arbeitete als Kellner und lernte schnell die feinen Tricks des Berufs: wie man mehrere Teller gleichzeitig trägt, Tische ordentlich deckt, rechtzeitig nachgießt und reibungslos abräumt. Das Restaurant war auf Meeresfrüchte spezialisiert - besonders auf Hummer.

Ich verdiente kaum Geld, aber das war mir egal. Wir wurden gut versorgt. Als Personal bekamen wir täglich kostenlose Mahlzeiten und schliefen nachts auf dem Boden des Restaurants.

Ilmit, der Besitzer, sprach kein Deutsch; mit ihm kommunizierte ich auf Englisch. Er war Mitte dreißig und offen homosexuell - etwas, das in einer kleinen türkischen Gemeinschaft zumindest bemerkenswert war.

Die meisten Gäste des Restaurants waren Türken. Ausländer sah man selten. Dadurch wurde ich im Dorf schnell zu einer Sehenswürdigkeit - ein junger Westeuropäer, der in einem türkischen Restaurant arbeitete, das weckte Neugier. Der Chef spielte das geschickt aus, indem er mich seine besten Kunden bedienen ließ. Ich verstand, dass er mich als eine Art Trumpf einsetzte, aber das machte mir nichts aus.

Nach Wochen des Unterwegsseins fühlte sich Datça wie ein Ort an, an dem ich bleiben durfte. Ich musste nirgendwohin. Es gab Ruhe, Rhythmus, Arbeit.

Familienbesuch

Der Sommer hatte begonnen und es wurde immer voller im Restaurant. Auch kamen mehr Touristen aus Europa. Der Hafen war voller Yachten und der Strand war tagsüber gut besucht. Ich machte meine Arbeit mit Freude und die Atmosphäre im Restaurant war entspannt und gastfreundlich. Es lag auch an einem wunderschönen Ort: direkt am Meer, nahe dem Hafen. Besucher stiegen direkt von ihren Booten auf die Terrasse.

Obwohl ich den Rhythmus im Restaurant genoss, fühlte ich manchmal ein Vermissen. Meistens in Momenten, in denen ich mich alleine fühlte und die Stimme meiner

Mutter hören wollte. Telefonieren war jedoch nicht selbstverständlich. Es gab keine direkte Verbindung; alles ging über Zwischenstationen, mit langen Wartezeiten - wenn es überhaupt gelang.

Als ich sie wieder einmal sprach, sagte sie, dass sie und mein Vater mich gern besuchen wollten. Das freute mich sehr; die Aussicht, meine Familie bald zu sehen, fühlte sich wie ein Geschenk an.

Eine Reise zu planen war nicht einfach, denn es gab keine Flüge in diesen Teil der Türkei. Über Istanbul war es möglich, aber dann würden sie noch ein bis zwei Tage unterwegs sein nach Datça. Wir beschlossen, dass ich herausfinden würde, was der beste Weg sei.

Rhodos schien mir am praktischsten: dorthin konnten sie direkt fliegen und von dort mit dem Boot nach Marmaris. Ich rief sie zurück, um zu erklären, wie sie am einfachsten hierherkommen konnten. Mein Vater sagte, dass Marleen und Frans Marsman auch mitkämen - ob ich das gut fände. Kein Problem natürlich.

Aber als sie auf Rhodos ankamen, erfuhren sie, dass kein Boot in die Türkei fuhr. Meine Mutter geriet in Panik bei dem Gedanken, dass sie mich nicht sehen könnte. Alle waren aus der Fassung. Erst nach viel Nachfragen erfuhren sie, dass es doch eine Fähre gab, aber sie wurde von einem türkischen Unternehmer betrieben. Wegen der Spannungen zwischen Griechen und Türken waren sie zuerst falsch informiert worden.

Noch am selben Tag kamen sie erleichtert und sicher in Datça an.

Es war ein herzliches Wiedersehen und sie fanden den Ort sofort wunderschön. Mein Vater und Frans waren besonders fasziniert von der kleinteiligen Wirtschaft: überall kleine Läden und handwerkliche Betriebe. Das

meiste Essen kam aus der Region und aus dem Meer, das reichlich frischen Fisch und Schalentiere lieferte.

Für meinen Vater war das ein Idealbild: zurück zur Einfachheit. Keine großen Firmen, die ihre Produkte von weit her aufzwingen, sondern Menschen, die ihre eigenen Bedürfnisse decken. Hier sah er die Blaupause seines idealen Gesellschaftsbildes.

Frans war ein alter Freund meines Vaters. Zusammen hatten sie in den siebziger Jahren den Biologischen Verein gegründet - er als Vorsitzender, mein Vater als Schatzmeister. Jetzt lebte er allein und war zur Ablenkung mitgekommen.

Er malte ab und zu ein Dorfbild, aber am liebsten redete er. Stundenlang konnte er erzählen; Wetter und Natur waren seine Hauptthemen. Er veröffentlichte mehrere Bücher über biologischen Gartenbau und hielt Vorträge im ganzen Land. Er glaubte an Kleinschaligkeit, warnte vor Monokultur und sah überall Zeichen rasch abnehmender Biodiversität. Auch hier in der Türkei, fand er, müsse man seine Botschaft hören.

Das Problem war, dass er keine Fremdsprachen sprach. Wenn er seine Rede vor lokalen Zuhörern begann, bat er mich, ins Deutsche zu übersetzen. Das ging gut, bis er begeistert wurde von seiner eigenen Geschichte. Dann wartete er nicht mehr auf die Übersetzung, aus Angst, seinen Schwung zu verlieren, und redete, fast in Trance, in einem Atemzug weiter. Die Botschaft, die er so leidenschaftlich vermitteln wollte, verlor sich dadurch irgendwo zwischen den Sternen. Niemand verstand mehr, worum es ihm ging.

Trotzdem sorgte die Anwesenheit von Frans oft für lustige und herausfordernde Momente. Wir fielen im Dorf auf und zogen viel Aufmerksamkeit der Einheimischen auf

uns. Ich gab mir die Freiheit, viel Zeit mit ihnen zu verbringen. Während ihres Besuchs arbeitete ich nicht im Restaurant - der Chef fand das kein Problem. Ich hatte alle Zeit. Ich war besonders viel mit Marleen zusammen. Sie war mein Halt und meine Zuflucht gewesen, als es zu Hause nicht so gut lief. Dass sie dabei war, tat gut. Anders als in Aberdeen gab es diesmal keine Zweifel.

Meine Eltern machten hauptsächlich ihr eigenes Ding, zusammen mit Frans. Abends aßen wir meist gemeinsam - in ihrem Hotel oder anderswo. Unter solchen Umständen gab es wenig Spannungen zwischen meinem Vater und mir. Es war Urlaub, genug Ablenkung, wir waren uns nicht zu nah und hatten keine unausgesprochenen Erwartungen. In der ganzen Zeit fiel kein schlechtes Wort.

Über den Wochen lag ein wohltuender Frieden. Und dann gab es Orte, die irgendwie perfekt dazu gehörten - wie das Schwefelbad außerhalb des Dorfes. Aus einer natürlichen Quelle floss schwefelhaltiges Wasser in ein großes Becken - ideal für Menschen mit Hautproblemen. Meine Schwester hatte seit ihrer Kindheit Ekzeme, und dieses Wasser machte ihre Haut wieder glatt. Das warme Schwefelwasser fühlte sich wie eine Decke an. Als ob es nicht nur unsere Haut, sondern auch etwas Tieferes reinigte - Unruhe, Heimweh. Wir lagen manchmal stundenlang darin, während dicke Aale über den Boden glitten und sanft an unseren Zehen knabberten. Leider waren sie wegen des hohen Schwefelgehalts nicht essbar.

Meistens waren wir am Strand, abwechselnd mit Busausflügen in die Umgebung. Auch Ökan war oft dabei. Mit seinem Deutsch konnte er sich gut verständigen. Ich genoss die Zeit mit meiner Familie und sie genossen sichtbar dieses schöne Land und die freundlichen Menschen.

Nach ihrer Abreise nahm ich meine Arbeit im Restaurant wieder auf.

Soziales Leben

Das Restaurant lief auf Hochtouren. Hochsaison, wir arbeiteten sieben Tage die Woche - jetzt musste der Chef Geld verdienen. Ich lernte ein wenig Türkisch, was die Gäste sehr schätzten. Es fühlte sich an, als würde ich hier nie wieder weggehen. Mein Visum hatte ich bereits verlängert.

Inzwischen war ich Teil einer Gruppe junger Leute geworden - eine bunte Mischung aus Türken und Ausländern. Wir trafen uns fast täglich am Strand oder in Cafés. Die Gruppe wechselte ständig, je nachdem, wer kam und wer weiterreiste. Diese Beweglichkeit hielt sie offen und lebendig - immer wieder tauchten neue Menschen auf, mit ihren eigenen Geschichten und Ansichten.

Ich hatte eine kurze Romanze mit einem dänischen Mädchen. Sie war mit ihren Eltern und ihrem kleinen Bruder auf einem Boot unterwegs. Aber wegen meiner Arbeitszeiten - meist bis Mitternacht - konnte ich abends nicht weg. Tagsüber waren wir frei und erkundeten stille Plätze am Wasser oder im Schatten von Kiefern. Das endete, als sie weiter die Küste entlang fuhr. Sie sagte, sie würde mir eine Karte schicken, aber ich hörte nie wieder von ihr.

Obwohl ich mit den Türken über fast alles reden konnte, gab es ein Thema, das heikel war: die Kurden. Manche behaupteten sogar, es gäbe in der Türkei überhaupt keine Kurden. Wenn ich westliche Berichte erwähnte, reagierten sie ablehnend und wollten nicht darüber sprechen.

Akt des Widerstands

Nicht jede Rebellion beginnt mit großen Worten - manchmal mit einem Hummer in der Pfanne.

Es war nicht immer harmonisch. Ökan und Urkun fanden, dass sie unterbezahlt wurden. In einer schwülen Nacht spürte ich die Spannung in der Küche. Ökan schlug die Kühlschranktür zu.

„Denkt er, dass wir alles schlucken?“

Urkun nickte.

Ihre Blicke sagten alles. Diese Nacht griffen sie ein. Ohne Erlaubnis nahmen sie alle Hummer aus dem Gefrierschrank. Einer nach dem anderen ging in die Pfanne.

„Heute Chefen wir nur für uns,“ sagte Ökan.

Wir aßen schweigend, Schulter an Schulter, wissend, dass das Folgen hatte.

Der Chef merkte nichts. Er schlief anderswo und war nachts nie im Restaurant.

Am nächsten Tag gab es keine Hummer. Eine große Einbuße, besonders in der Hochsaison. Ilmit fragte, was passiert sei. Ökan erklärte es. Er war nicht erfreut, aber konnte nichts tun. Er brauchte sie. Er versprach mehr Geld und fuhr nach Marmaris, um neue zu holen.

Gott im Gewissen

Mit Ökan sprach ich auch manchmal über Glauben. Er war Muslim und fand, auf Grundlage dessen, was er in Deutschland gesehen und erlebt hatte, dass es im Wesen wenig Unterschied zwischen dem Christentum und dem Islam gab. Für ihn war der Glaube vor allem eine Gewissensfrage.

Eines Nachmittags im Restaurant erklärte er, was er meinte.

Ökan stellte seinen Tee ab, sah mich an mit einem Blick, der irgendwo zwischen Ernst und Sanftheit schwebte.

„In unserem Innersten“, sagte er langsam, „wissen wir genau, was gut und böse ist. Das flüstert uns unser Gewissen zu. Das gilt für jeden, unabhängig davon, welchem Glauben er angehört. Gott spricht durch unser Gewissen. Zum Beispiel: was dich davon abhält, ein Mädchen gegen ihren Willen zu bedrängen - das ist Gott.“

„So können wir auch dem Weg des Guten folgen. Dafür brauchen wir keine dicken Bücher oder ausgefeilten Lehrsysteme. Ehrlich zu sich selbst zu sein und nah bei seinem Gefühl zu bleiben - so lernt man am meisten. Das Gute und das Böse, Unwahrheit und Wahrheit können nicht zugleich in einem Herzen wohnen. Mit dem Verstand lernt man beides kennen, doch im Herzen kann nur eines von beiden die Grundlage des Lebens sein.“

„Keine großen Worte, sondern den Mut haben, klein zu sein und auf sein Herz zu hören“, fügte er hinzu, „dann weißt du genug.“

Der Imbiss in Marmaris

Der Chef hatte Pläne mit mir. Er wollte sein Unternehmen erweitern und hatte kürzlich einen Imbiss in Marmaris eröffnet. Den sollte ich zusammen mit jemand anderem führen. Ein Teil des Gewinns sollte mir gehören - endlich würde ich dann auch Geld verdienen.

Zunächst schien das ein attraktives Angebot. Aber ich hätte die ganze Woche in Marmaris sein müssen, während Ökan in Datça blieb. Ich habe es versucht, aber ich vermisste die Geselligkeit meiner Kollegen. Außerdem merkte ich, dass diese Arbeit nicht zu mir passte.

Die Verantwortung war größer, aber vor allem störten

mich Atmosphäre und Standort. Im Restaurant konnte ich es den Gästen wirklich angenehm machen, an einem wunderschönen Ort direkt am Meer. In Marmaris dagegen saß ich zwischen halbfertigen Betonbauten und servierte Snacks über die Theke. Keine Atmosphäre, keine Gemütlichkeit.

Die Tage in Marmaris zogen sich endlos. Ich fühlte mich entfremdet, und gedanklich war ich immer öfter wieder in Datça. Mir wurde klar: das war nicht der Ort, an dem ich bleiben wollte.

Nach einer Woche sagte ich dem Chef, dass ich aufhören wollte. Er versuchte mich umzustimmen und sagte, ich müsse Geduld haben. Seiner Meinung nach wuchs Marmaris rasant, und der Tourismus würde dort auf Dauer zu einer Goldgrube werden. Aber so weit dachte ich nicht voraus. Zurück nach Datça zu gehen sei laut ihm keine Option - er wolle alles umstrukturieren. Was seine Pläne genau waren, habe ich nie verstanden. Vielleicht war etwas zwischen ihm und Ökan und Urkun passiert, oder der Streit um das Gehalt war noch nicht gelöst. Vielleicht passte ich dort einfach nicht mehr hinein. Ich hatte keine Ahnung.

Nach fast vier Monaten wusste ich, dass es Zeit war, weiterzuziehen. Ich fuhr noch einmal nach Datça, um mich von den Menschen dort zu verabschieden, besonders von Ökan. Er fuhr mich zurück nach Marmaris und sagte unterwegs, dass auch er aufhören wolle - vielleicht sogar zurück nach Deutschland. Er hatte keine Lust mehr, für so einen Hungerlohn weiterzuarbeiten.

Wir nahmen Abschied, und ich dankte ihm für alles, was er für mich getan hatte. Während ich wegging und wir uns zum letzten Mal zuwinkten, rief er mir nach: „Lass dich nicht zum Narren halten. *Gott steckt in uns allen.*“

Das vergessene Paradies

Kurz hinter Marmaris begann ich eine lange Wanderung über unbefestigte Wege und Pfade, durch eine hügelige und bewaldete Gegend. Die Natur war trocken und ausgedörrt - es hatte seit Monaten nicht geregnet. Das Gestrüpp war hart und stachelig. Ab und zu schlängelte sich eine Schlange über den Weg: manchmal eine dicke schwarze, dann wieder eine kleine grüne, von der man sagte, sie sei die gefährlichste. Die Sonne brannte heiß, und ich suchte regelmäßig ein schattiges Plätzchen, um mich kurz auszuruhen.

Manchmal bekam ich spontan eine Mitfahrgelegenheit. Dann holperte ich auf einem Wagen hinter einem Traktor über steinige Wege, oder ein Auto hielt an und nahm mich ein Stück mit. Wohin? Ich hatte keinen Plan - ich zog einfach umher und schaute, wohin ich kam. Inzwischen konnte ich ein einfaches Gespräch auf Türkisch führen. So konnte ich auch mit den Einheimischen ein paar Worte wechseln. Aber oft, sobald ich etwas sagte, dachten sie, ich könne sie verstehen. Dann redeten sie unaufhörlich weiter, und es war kein Faden mehr darin zu finden.

Hier und da lagen kleine Teiche im Wald. Als ich einmal Gelegenheit hatte, ein erfrischendes Bad zu nehmen und gerade richtig unter Wasser war, schoss eine Wasserschlange direkt vor meinem Gesicht vorbei. Ich erschrak zu Tode und wusste nicht, wie schnell ich wieder auftauchen musste. Dort sah ich, wie das Tier über die Wasseroberfläche davonhuschte.

Wer weiß, wie viele Schlangen hier noch waren, dachte ich. Auf jeden Fall war ich schnell von meinen Badeplänen geheilt.

Auf dem Weg kam ein Fußgänger vorbei und ich erzählte ihm von der Schlange. Ich brauchte mir keine

Sorgen zu machen - Wasserschlangen seien ungefährlich. Das konnte er leicht sagen, aber ich wagte es nicht noch einmal.

Gegen Abend kam ich in ein Tal, eingeschlossen zwischen bewaldeten Hügeln, die sich bis zum offenen Meer erstreckten. Die späte Sonne warf lange Schatten über die stille Bucht. Ein weitläufiger Sandstrand trennte das Land vom Wasser. Ich war erstaunt über die unberührte Schönheit. Als wäre ich in *ein vergessenes Paradies* hineingelaufen.

Auf der flachen Ebene stand ein einziges kleines Gebäude - ein Restaurant oder etwas, das dafür durchgehen sollte, und sonst war es leer. Dort waren ein paar Leute. Ich fragte, ob ich irgendwo mein Zelt aufstellen durfte. In Datça hatte ich für viel zu viel Geld ein Zelt von einem Privatmann gekauft, das sich im Nachhinein als löchrig wie ein Sieb herausstellte. Aber das machte nichts - zu dieser Jahreszeit fiel ohnehin kein Regen. Der Besitzer zeigte auf den Strand, der bis auf ein paar Boote, die an Land lagen, völlig verlassen war. Dort durfte ich mein Zelt aufstellen.

„Wie konnte es sein, dass so ein wunderschöner Ort nicht mehr Touristen anzog?“, fragte ich mich.

Doch das hatte ich zu schnell gedacht. Die Touristen, die hierher kamen, reisten meist mit dem Boot an. Es waren nicht viele, und oft hatte ich den Strand für mich allein. In den Tagen danach lagen regelmäßig luxuriöse oder weniger luxuriöse Yachten vor Anker in der Bucht.

Harpunentauchen mit Ilay

Es gab einen jungen Mann, Ilay, der ein Boot am Strand hatte. Damit brachte er Touristen in die Stadt Dalyan, die direkt um die Ecke lag. Neben ihrer schönen Lage war der

Ort seit Menschengedenken für seine köstlichen Fischgerichte bekannt.

Ilay hatte viele Jahre in Österreich gelebt und sprach perfektes Deutsch, mit einem milden österreichischen Akzent. Er war ein paar Jahre älter als ich. Mit seinem strengen Blick und seiner kurzen, kräftigen Statur erweckte er von Natur aus Respekt. Er war nicht jeden Tag da, aber wenn er kam, waren wir meist zusammen. Ich durfte bei den Touristenausflügen mitfahren, die er organisierte, und half ihm bei kleinen Arbeiten.

Wenn es wenig zu tun gab, fuhren wir gemeinsam hinaus aufs Meer. Das flache Wasser war ideal zum Tauchen, mit einer großen Vielfalt an Fischen und Pflanzen. Ilay brachte mir den Umgang mit der Harpune bei.

Fische zu fangen erwies sich als gar nicht so einfach. Die ersten Male verfehlte ich immer. Der Lichteinfall führte mich oft in die Irre. Unter Wasser verschiebt sich das Bild. Wenn ein Fisch direkt vor dir schwimmt, ist er in Wirklichkeit schon weiter. Das macht das Zielen schwierig - man muss nicht auf den Fisch zielen, sondern davor - oder knapp dahinter, je nach Winkel.

Ilay hatte da eindeutig mehr Gefühl für. Einfacher war es, Tintenfische zwischen den Steinen hervorzuziehen - vorausgesetzt, ich fand sie. Sie bewegten sich kaum und waren daher eine einfache Beute.

Ich begann es immer mehr zu genießen: seine Nahrung direkt aus der Natur zu holen. Herrlich primitiv, und es gab so viel Befriedigung. So oft es ging, tauchte ich mit Ilay ins Meer, um unser Abendessen zu fangen. Abends rösteten wir die Fische über einem Feuer, und mit Brot und Wein schmeckten sie uns hervorragend.

Weltschule auf einer Yacht

Die Bucht übte auf besondere Menschen eine Anziehung aus. Manchmal legten Boote an, mit Touristen oder Reisenden, die auf ihre eigene Weise nach Einfachheit suchten. Einer von ihnen war eine niederländische Familie auf einer Segelyacht. Sie waren zu dritt: Vater, Mutter und Tochter, und segelten um die Welt. Das Mädchen war Teenager und müsste eigentlich zur Schule gehen. Aber ihr Vater, Ruud, fand, dass sie auf diese Weise viel mehr lernte. Die Mutter, Marijke, war Lehrerin und gab ihr das nötige theoretische Wissen mit - praktisch, falls sie später doch studieren wollte. Mir erschien diese Art des Lernens auch nicht schlecht. Vielleicht wäre dann bei mir vieles anders gelaufen.

Ruud hatte sein Unternehmen in Nordholland verkauft. Er war, wie er sagte, völlig fertig mit dem Leben in den Niederlanden. Von dem Erlös hatte er diese Yacht gekauft. Im Winter segelten sie in Richtung Karibik, im Sommer kamen sie meist in diese Gegend. In Ekincik, wie dieser Ort hieß, kehrten sie immer wieder zurück, wenn sie in der Nähe waren. Die Türkei war sein Lieblingsziel. Er kannte Ilay schon lange und war begeistert davon, wie er seine Angelegenheiten regelte. Ilay arbeitete nicht allein, sondern war Teil eines Kollektivs von Bootsführern, die ihre Einnahmen miteinander teilten.

„Das ist mir nie gelungen“, sagte Ruud.

Er hatte einmal versucht, etwas Ähnliches mit seinen Konkurrenten am IJsselmeer aufzubauen, wo sie ebenfalls Touristen transportierten. Aber die richtige Mentalität fehlte. Lieber konkurrierten sie sich gegenseitig in den Ruin, als etwas gemeinsam auf die Beine zu stellen. Genau deshalb schätzte er, was Ilay aufgebaut hatte.

Skorpione

An einem glühend heißen Nachmittag ging ich zu meinem Zelt, um mein Handtuch zu holen. Nichtsahnend öffnete ich den Reißverschluss der Zeltplane und sah überraschend, wie der Zeltboden auf und ab wog. Als ich ihn anhob, wimmelte es von durchsichtigen, blassgelben Skorpionen. Erschrocken rannte ich zum Restaurant und erzählte dem Chef, was ich gesehen hatte.

„Was kann ich dagegen tun?“, fragte ich ihn.

„Wenn die Sonne untergeht, sind sie weg“, sagte er gelassen.

„Sie suchen nur Schatten.“

Er hatte recht: Als ich schlafen ging, war kein Skorpion mehr zu sehen. Aber am nächsten Nachmittag waren sie wieder da. Offenbar hatten sie ihren Platz gefunden.

Die Versuchung

Eines Abends lud mich der Chef ein, etwas zu trinken. Es waren Gäste bei ihm zu Besuch, die mich kennenlernen wollten. An einem langen Tisch auf der Veranda saßen ein Mann und eine hübsche Frau um die dreißig mit einer dicken schwarzen Lockenmähne - sie schienen ein Paar zu sein. Ich setzte mich ihnen gegenüber und wartete, was passieren würde.

Sie hatten bereits Getränke vor sich. Vom Chef bekam ich ein Glas Cola. Das Gespräch fand hauptsächlich zwischen den dreien statt. Man sah mich kaum an und ich verstand nicht, warum ich dort war, bis der Chef mich ermutigte, Kontakt zu der Frau aufzunehmen. Das fand ich seltsam - besonders in einem Land, in dem man Zurückhaltung gegenüber Frauen lernt.

Etwas stimmte nicht. Langsam wurde mir klar: Die Frau war Prostituierte, und der Mann ihr Zuhälter. Sie hatten es eindeutig auf mich abgesehen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ab und zu lächelte sie mich an, während die Männer mich ein wenig aufzogen - zumindest fühlte es sich so an.

Sie war nicht vulgär, im Gegenteil: sehr fein und subtil zog sie meine Aufmerksamkeit auf sich. Alles an ihr war verführerisch. Besonders die frei fallenden Brüste in ihrer Bluse, die sie immer so positionierte, dass meine Fantasie völlig verrückt spielte. Ich war zu schüchtern, um ein Gespräch mit ihr zu beginnen. Sie wählte einen anderen Ansatz.

Ihr Blick suchte meinen, ihre Mundwinkel spielten mit einem Lächeln. Kleine, einladende Bewegungen der Augenbrauen. Hände, die sie durch das Haar gleiten ließ, während sie den Kopf zurückwarf und ihre Brust leicht nach vorne streckte - *hier bin ich - für dich*.

Ein kleines Tierchen, das sie achtlos von ihrer Bluse wischte, wobei ihre Hand langsam der Rundung einer Brust folgte, als wäre es meine Hand, die sie berührte.

Schließlich war ich so erregt, dass ich es nicht mehr aushielt. Ich murmelte dem Chef zu, dass ich kurz aufs Klo müsse, und lief hastig auf das Feld hinaus. Nach zwei Berührungen kam die Entladung und endlich fiel die Spannung von mir ab.

Zurück im Restaurant konnte ich die Situation wieder klar sehen. Ich merkte, dass ich dort nichts zu suchen hatte. Ich entschuldigte mich beim Chef und seinen Gästen und ging zum Strand.

Ich fühlte mich ein wenig ausgenutzt - als hätten sie ein Spiel mit mir gespielt. Es hatte etwas Respektloses. Gleichzeitig fragte ich mich, ob ich es nicht lockerer hätte nehmen sollen. Vielleicht war das einfach ihre Art, sich gegenseitig

zu testen, eine Art Macho-Humor. Wie auch immer, ich war erleichtert, dass ich nicht mitgemacht hatte. Dass ich meine Würde bewahrt hatte.

Visum

Aber sogar das Paradies kann nicht ewig dauern. Der Drang, weiterzuziehen, kehrte zurück und wurde wieder stärker. Mein Plan war, über Syrien und Jordanien nach Israel zu reisen. Dafür musste ich nach Istanbul zurück, denn ein Visum für die ersten beiden Länder konnte ich nur dort oder in Ankara beantragen. Zeit zu handeln.

Ilay und ich verabschiedeten uns, und ich fuhr mit dem Bus zurück nach Istanbul. Jeder Ort hatte mir etwas anderes gegeben, wurde mir bewusst. In Istanbul der warme Empfang. Auf meiner Reise durch das Land das Gefühl der uralten Zivilisationen, die der Menschheit ihren Stempel aufgedrückt hatten. In Datça die Verbundenheit. Und in Ekincik: die Stille, die Schönheit und die Einfachheit des Lebens.

Beim syrischen Konsulat stellte sich heraus, dass ich nur ein Transitvisum für drei Tage bekommen konnte. Der Mann hinter dem Schalter fragte, wohin ich danach wollte.

„Über Jordanien nach Israel“, sagte ich.

Er forderte mich auf, das aufzuschreiben, und schob mir ein Blatt hin.

Als ich den Zettel zurückgab, sah er böse auf und sagte: „Kein Visum.“

„Warum nicht?“, fragte ich erstaunt.

„Du gehst nach Israel, dann bekommst du kein Visum für Syrien.“

„Was für ein Schwein“, dachte ich. Er ließ mich das extra aufschreiben - dann hatte er einen Beweis. Ich fühlte mich

in eine Falle gelockt. Eines war klar: der Hass zwischen den beiden Völkern saß tief.

Einer der Umstehenden, ein Ausländer, hatte alles mitgehört. Als ich gehen wollte, rief er mich.

„Es gibt eine andere Möglichkeit“, sagte er. „Aber du musst zum syrischen Konsulat in Ankara gehen und dort erneut ein Visum beantragen.“

Ein guter Tipp. Am selben Tag reiste ich los. In Ankara machte ich nicht denselben Fehler noch einmal. Ich bekam mein Transitvisum. Gleich nebenan in der Botschaftsggend holte ich mir auch ein Visum für Jordanien. Keine Probleme dort, und ich bekam sogar ein Visum für drei Monate.

Als ich beide Visa hatte, konnte ich endlich aufatmen. Es war geschafft. Auf dem Rückweg in die Stadt fiel mir etwas auf: Vor der saudischen Botschaft stand eine lange Schlange Männer. Dutzende. Ich fragte, was los sei.

„Eine Arbeitserlaubnis für Saudi-Arabien beantragen“, sagte jemand.

Für einen Moment spielte ich mit dem Gedanken, mich anzustellen. Arbeiten in einem Land, in das man sonst nie käme - ich war neugierig. Aber ich verwarf den Gedanken schnell und reiste weiter, erneut Richtung Küste.

Atatürk und der Westen

Ich reiste entlang der Küste von Badeort zu Badeort. Dieses Mal nach Osten. Nachts schlief ich am Strand, tagsüber aß ich in kleinen Restaurants - Bohnen in scharfer Soße mit türkischem Brot, Fisch und mediterranem Salat, meine Lieblingsmahlzeit. Als ich auf einer Terrasse aß, sprach mich ein Mann an. Er schien nett und ich lud ihn ein, sich zu setzen. Ich sagte ihm, dass mir

aufgefallen war, wie viele Statuen von Atatürk im Land standen.

„Was war das für ein Mann, und warum wird er so verehrt?“, fragte ich ihn.

Er erklärte, dass Atatürk der Begründer des modernen Türkei war. Nach dem Fall des Osmanischen Reiches erkannte er, dass das Land dem Westen in vieler Hinsicht hinterherhinkte. Er führte tiefgreifende Reformen durch: Trennung von Kirche und Staat, ein neues Rechtssystem und das lateinische Alphabet. Damit führte er das Land in eine neue Ära.

„Die meisten Türken sind ihm dafür noch immer dankbar“, sagte er.

Er fügte jedoch hinzu, dass die echte Annäherung an die westliche Welt nie wirklich gelungen sei. Die Türkei strebe seit Jahren einen Beitritt zur Europäischen Union an, aber das scheine nicht voranzukommen. Manche bezweifelten, ob es jemals dazu kommen würde.

Der Priester von Samandağ

Je näher ich Syrien kam, desto mehr wollte ich vor meiner Abreise noch ein letztes Mal im Meer schwimmen. In Antiochia hörte ich von einem Ort an der Küste, nicht weit von dort entfernt: Samandağ.

Der Strand war eine Enttäuschung: eine große schlammige Fläche, voller meterhoher, senkrecht stehender Holzpfähle. Dazwischen standen ein paar Hütten, ebenfalls auf Pfählen. Wofür das alles diente, konnte ich nicht herausfinden - aber von Strandfreuden war hier keine Rede. Enttäuscht ging ich zurück in die Stadt.

Auf einem kleinen Platz sah ich einen Priester in schwarzem Gewand vorbeigehen. Ein christlicher Pater -

das hatte ich in der Türkei noch nie gesehen. Neugierig folgte ich ihm. Als er merkte, dass ich hinter ihm lief, blieb er stehen. Ich stellte mich vor und sagte, dass ich es besonders fand, hier einen Priester zu treffen.

„Sie sind der erste“, sagte ich.

Er lächelte überrascht und gab mir die Hand. Er leitete eine kleine Gemeinde mit einer eigenen Kirche und fragte, ob ich Lust hätte, mitzugehen. Sein Name war Antonio, ein Italiener. Unterwegs erzählte er etwas über die Geschichte dieser Gegend.

„Hier findet man noch die Überreste des alten christlichen Glaubens, der in den ersten Jahrhunderten nach Christus aufblühte. Antiochia war damals eine wichtige Gemeinde der frühen Kirche. Hier wurde der Begriff ‚Christen‘ zum ersten Mal verwendet. Sowohl Paulus als auch Barnabas hielten sich einige Zeit in dieser Gemeinschaft auf.“

Ich fragte ihn, ob er es nicht schade fand, dass in der Wiege des Christentums nun vor allem Muslime lebten.

Er lächelte. „Das ist nicht meine Sache. Meine Aufgabe ist nicht zu missionieren. Solange Menschen einander mit Respekt begegnen und in Frieden leben, gibt es kein Problem. *„Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst“* - das ist der Kern. Und das kannst du mit jedem teilen, auch mit Muslimen. Im Kern glauben sie dasselbe.“

Seine Worte klangen wie eine kleine Predigt. So klar hatte ich die Botschaft Christi noch nie gehört

„Ist es wirklich so einfach?“, fragte ich. „Können sich alle Religionen darin wiederfinden?“

„Mehr noch, es gilt sogar für Menschen, die nicht an Gott glauben. Wer seinen Nächsten liebt, erweist damit auch dem Schöpfer Liebe - bewusst oder unbewusst. Für

Gott macht das keinen Unterschied. Liebe ist Liebe. Und genau das gefällt Ihm am meisten.“

Inzwischen waren wir bei der Kirche angekommen. Es war ein kleines gotisches Gebäude mit einem quadratischen Turm und einem Kreuz auf der Spitze. Innen fand ich ein vertrautes Bild: der Altar auf einem Podest, dahinter Jesus am Kreuz. Entlang der Wände die Stationen des Kreuzwegs, und auf beiden Seiten des Mittelgangs Reihen verwitterter Holzbänke.

Obwohl ich seit Jahren keine Kirche mehr besucht und auch nicht das Bedürfnis danach verspürt hatte, war es doch ein vertrauter Anblick - und das tat gut. Etwas Unveränderliches, ein Anker in der Zeit. Doch ich erkannte: nicht das steinerne Gebäude, sondern die einfache Botschaft Christi war der wahre Anker.

Er fragte mich, ob ich etwas in sein Gästebuch schreiben wolle. Zuerst wollte ich das nicht, vor allem weil ich nicht wusste, was ich hineinschreiben sollte. Doch ich überwand mich und schrieb

„Wir sind alle Kinder Gottes.“

Grenzübergang nach Syrien

Nach dem Gespräch mit Antonio blieb ich noch einen Tag in Samandağ. Dann packte ich meinen Rucksack und ging zurück zur Hauptstraße, um eine Mitfahrgelegenheit in Richtung Syrien zu suchen. Hans, ein österreichischer Lastwagenfahrer, der auf dem Weg nach Saudi-Arabien war, nahm mich mit. In der Nähe der Grenze zu Syrien warteten bereits Dutzende Lastwagen. In den Stunden danach kamen immer mehr dazu. Erst am nächsten Tag durften wir weiterfahren.

„Wir fahren morgen alle im Konvoi“, sagte Hans. „Hier mussten wir uns zuerst sammeln.“

Er fuhr diese Strecke seit Jahren und war dann etwa sechs Wochen von zu Hause weg.

„Meine Ehe ist noch intakt“, sagte er mit einem Lächeln. „Das ist eine Seltenheit unter Fernfahrern.“

Kinder unter Trucks

In jener Nacht schlief ich oben auf der Plane des Anhängers. Am Morgen musste Hans sich mit seinen Papieren bei der Zollstelle melden. Ich ging mit für die Pass- und Visumskontrolle.

Ein paar Stunden später krochen wir im Schnecken-tempo über die Grenze. In Syrien wurden wir auf einen riesigen Parkplatz geleitet, wo wir erneut angehalten wurden. Mittlerweile standen über hundert ausländische Lastwagen auf einem trockenen, staubigen Feld. Die Sonne brannte gnadenlos. Unter den Aufliegern suchten Kinder Schatten.

Ab und zu fuhr ein Lastwagen weg, ohne dass kontrolliert wurde, ob Kinder darunter lagen. Ich sprach den Platzmeister an, der die Lastwagen einwies, und fragte, ob das nicht lebensgefährlich sei - einige Kinder schliefen an den Reifen. Eine falsche Bewegung, und es wäre vorbei.

Er zuckte die Schultern.

„Letzte Woche fünf Tote“, sagte er, als wäre es nichts Besonderes.

„Warum tut ihr nichts dagegen?“ fragte ich so ruhig wie möglich, während ich vor Wut kochte.

„Die Kinder müssen selbst aufpassen.“

Ich konnte nicht glauben, was ich hörte. Ich wusste, dass

ich es loslassen musste, aber mein Herz schlug voller Zorn weiter.

„Hier sind so viele Kinder und so viele Lastwagen“, fuhr er fort. „Die Eltern sollen dafür sorgen, dass sie nicht hier sind. Wir können nicht überall gleichzeitig aufpassen.“

Es schien, als zähle ein Kinderleben hier nicht mehr als Staub unter den Reifen. Als ich Hans darauf ansprach, nickte er.

„Passiert öfter - Kinder unter den Rädern. Das ist eine andere Welt“, sagte er trocken.

Je weiter ich nach Osten reiste, desto weniger selbstverständlich schien der Wert eines Menschenlebens.

Im Konvoi

Nachdem jeder genug Treibstoff hatte, fuhren wir im Konvoi Richtung Homs - vorne und hinten begleitet von Militärfahrzeugen. Wir durften nirgendwo abbiegen und nur auf Befehl anhalten. Schnell ging es nicht. In einer langen Schlange krochen wir über den Asphalt, durch die leere, sandige Landschaft. Die Luft flimmerte vor Hitze, während die Sonne grell auf Metall und Glas von Hunderten Lastwagen brannte.

Gedämpfte Gespräche

Ich merkte, dass der Kontakt mit Hans stockte. Lange Pausen, in denen ich etwas sagen wollte, aber mir nichts einfiel. Gesprächsstoff zu finden gelang kaum. Bei dem Gedanken, dass wir noch lange aufeinander angewiesen waren, fühlte ich mich unbehaglich. Es passte einfach nicht - manchmal ist das so. Wahrscheinlich dachte Hans dasselbe. Ich wurde unsicher. Lag es an mir? War ich zu

müde, um etwas Leichtigkeit einzubringen? Meine Gedanken sprangen hin und her, aber sobald ich reden wollte, blockierte etwas. Auch von Hans kam wenig. Dann eben schweigen. Es blieb mir nichts anderes übrig.

Damaskus im Abendlicht

Nach einem ganzen Tag Fahrt hielten wir in Damaskus. Ich war neugierig - dies sollte die älteste kontinuierlich bewohnte Stadt der Welt sein. Hier, auf dem Weg nach Damaskus, hatte Paulus das Licht gesehen, Christus erkannt und wurde später zum großen Inspirator der ersten christlichen Gemeinden, wie jener in Antiochia. Ich dachte an den Priester aus Samandağ, der mir den Kern des christlichen Glaubens so einfach erklärt hatte.

Der Abend lag wie ein Schleier über Damaskus. In den engen Gassen der Altstadt flackerten die ersten Laternen, ihr Licht spiegelte weich auf den verwitterten Steinmauern. Die singende Stimme des Muezzins glitt über Straßen und Plätze. Läden blieben geöffnet, in gelblichen Lichtschein getaucht. Aus einem offenen Innenhof klirrte Geschirr. Ein warmer Wind zog mit dem Geruch von verbrannter Holzkohle durch die Straßen. Bettler streckten ihre verformten Hände aus und murmelten unverständliche Worte. Kleine Kinder, barfuß und in abgetragenen Kleidern, umringten mich und wollten *money*. Eine Frau in Burka ging ein Stück vor mir mit einer Tasche voller Brote. Ein Polizist winkte mich heran. Er fragte, ob ich Dollar wechseln wolle. Ich lehnte ab und ging weiter.

Eine Stimme aus dem Keller

In einer Gasse mit kleinen Geschäften tauchte plötzlich ein Mann aus einem Kellereingang auf. Er packte meinen Arm, sah mich verzweifelt an und sagte in gebrochenem Englisch:

„I am Christian. You cannot live in this country as a Christian.“

Ich erschrak, aber ich sah seine Verzweiflung. Er versuchte zu erklären, wie schwer es sei, hier als Christ zu leben, doch sein Englisch reichte nicht. Ich verstand ihn kaum. Was ich jedoch verstand: Er fühlte sich nicht frei. Das überraschte mich - Syrien galt als eines der wenigen Länder in der Region mit Religionsfreiheit. Doch er wirkte ehrlich und war sichtlich bewegt.

„Vielleicht ist die Praxis anders als das Papier“, dachte ich.

Ich konnte nichts für ihn tun. Nachdenklich kehrte ich zum Lastwagen zurück.

Seine Worte blieben hängen, auch wenn ich wenig damit anfangen konnte. Aber sie berührten etwas. Etwas, das ich nicht in Worte fassen konnte.

Am nächsten Tag erreichten wir die Grenze zu Jordanien. Dort verabschiedeten Hans und ich uns - zu Erleichterung von uns beiden.

Jordanien

In Jordanien mussten die Lastwagen nicht mehr im Konvoi fahren und jeder konnte seinen eigenen Weg wählen. Ich fuhr erst nach Amman und trampelte von dort weiter Richtung Aqaba. Nach einigen kurzen Fahrten nahm mich ein Lastwagenfahrer mit Öltanker mit.

Er war offensichtlich schon lange unterwegs. Die Müdigkeit stand ihm ins Gesicht geschrieben. Ab und zu sank sein Kopf langsam nach vorne, als würde er einschlafen. Dann schreckte er hoch, riss den Kopf nach oben, starrte eine Weile geradeaus - bis sein Kopf wieder nickend nachgab.

Durch seinen Dämmerzustand gerieten wir manchmal von der Straße ab. Dann schrak er hoch, schätzte blitzschnell die Lage ein und lenkte gegen. Ich versuchte, ihn wach zu halten, indem ich mit ihm redete. Er sprach ein wenig Englisch, was half.

Er erzählte, er komme direkt aus dem Irak und transportiere Öl zum Hafen von Aqaba. Wegen wirtschaftlicher Sanktionen konnte der Irak sein Öl nicht direkt verkaufen. Deshalb fuhren Tanklaster zwischen den Ölfeldern im Norden des Iraks und dem Hafen Jordaniens hin und her. Dort wurde das Öl auf Tankschiffe gepumpt und im Namen Dritter verkauft. Die Fahrt dauerte etwa 24 Stunden - und so lange saß mein Fahrer schon fast hinter dem Steuer.

Unterwegs hielten wir an einem sandigen Rasthaus mit Tankstelle, um zu essen und auszuruhen. Ein trockener Wüstenwind fegte über den Platz, während die Sonne gnadenlos brannte. Anders als in der Türkei gab es hier wenig zu erleben. Keine Marktstände, keine Essbuden.

Der Fahrer bestand darauf, mein Essen zu bezahlen. Ich sagte, dass es nicht nötig sei, aber wusste, dass Widerspruch zwecklos war. Für ihn war es eine Frage der Ehre: Ich war sein Gast - also trug er Sorge. Punkt.

Whiskey aus Indien

Nachdem ich gegessen hatte, lief ich draußen herum. Der Fahrer war drinnen geblieben und ruhte auf einer Bank. Ich

wurde von etwa vier Männern angesprochen, um die dreißig. Sie riefen mir etwas zu, das ich nicht verstand. Bald wurde klar, dass sie "Whiskey" meinten. Ob ich welchen wollte, fragten sie. Sie nahmen mich mit zu einem Schuppen ein Stück weiter. Ihre Bewegungen verrieten, dass sie betrunken waren. Stolz zeigten sie mir einen Stapel voller Whiskeykisten. Einer hielt eine hoch und lallte: „India. Whiskey, aus India.“

Ich sagte, dass ich nicht interessiert sei. Dann musterte ich sie. Blutunterlaufene Augen, geschwollene Gesichter, in denen jedes ursprüngliche Merkmal verschwunden war. Sie waren ihre eigenen größten Kunden. Ausdruckslos starrten sie mich an. Sie priesen ihre Ware weiter an, schwankend, schwitzend - es war schmerzhaft anzusehen.

Schweigend ging ich zurück. Mein Fahrer war wieder fit. In der Kabine erzählte ich ihm von dem Whiskey.

„Ah, Schmuggelware“, sagte er.

Ich dachte: Hier machen sie auch, was sie wollen. *Glaube oder kein Glaube.*

Tramper

Jordanien fühlte sich rauer an, direkter. Nicht nur wegen der leeren, trockenen Landschaft, sondern auch wegen der Art, wie Menschen dich ansahen. Wie ich in der Türkei schon gemerkt hatte, herrschen hier andere Erwartungen gegenüber Trampnern. Nicht jeder stand mit demselben Ziel wie ich am Straßenrand. Manchmal fuhren Autos vorbei, deren Insassen obszöne Gesten machten. Ab und zu wurde ich mitgenommen und jemand versuchte, sich mir anzunähern. In Jordanien passierte das deutlich öfter als in der Türkei, und es war äußerst lästig.

Als ich kurz eindöste und mein Fahrer versuchte, mich

zu berühren, stellte ich ihn direkt zur Rede: „Warum passiert das hier so oft?“

Ich sagte, er sei nicht der erste - dass ich ständig belästigt werde. Ich war es leid. Er verstand meinen Punkt.

Er sagte: „In diesem Land haben viele Männer ein großes Problem. Sie können nicht heiraten. Wenn du heiraten willst, musst du eine Brautgabe zahlen. Aber die Brautgaben sind hoch und für arme Männer unerschwinglich. Sie haben keine Chance. Um ihre sexuellen Bedürfnisse dennoch zu erfüllen, helfen sie einander.“

„Willst du damit sagen, dass viele Männer hier bisexuell sind?“

Er ließ das Lenkrad los, hob die Hände und machte eine Geste, die sagen sollte: Das musst du beurteilen.

Gefangen am Strand

Ich wurde in Aqaba abgesetzt. Dort traf ich Harold, einen amerikanischen Jungen in meinem Alter. Ein Backpacker wie ich. Wir sahen uns an und lächelten - es fühlte sich an, als hätten wir einen Gleichgesinnten gefunden. Westler waren selten hier, und diese Sehnsucht nach Wiedererkennung war bei uns beiden da. Es dämmerte bereits, also gingen wir zum Strand, um auszuruhen und zu schauen, ob wir dort schlafen konnten. Es war schon dunkel, als wir ankamen. Wir legten uns in den warmen Sand; das Meer plätscherte leise. Rechts lag der Hafen, gegenüber flimmerten nachts die Lichter von Eilat. So nah - und doch unerreichbar.

Die Feindschaft in dieser Region verhinderte, dass ein natürlicher Umgang zwischen Menschen entstehen konnte. Grenzen waren hermetisch abgeriegelt und streng bewacht. Ein Fehltritt - bewusst oder nicht - konnte schnell eskalie-

ren. Während mein Blick über das ruhige Meer zu den glitzernden Lichtern auf der anderen Seite wanderte, fragte ich mich: „Was ist hier eigentlich los?“

Wir beschlossen, dort zu schlafen. Kaum lagen wir in unseren Schlafsäcken, tauchte plötzlich ein Meer aus Licht auf. Zwei Militärjeeps richteten ihre Scheinwerfer direkt auf uns. Männer stiegen aus, es gab Aufruhr - alle redeten durcheinander auf Arabisch. Wir hatten keine Ahnung, was vor sich ging. Der Sergeant sagte, wir müssten mitkommen: militärisches Gebiet.

Nirgendwo hatten wir Schilder oder andere Hinweise gesehen, dass dies verbotenes Gelände war. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Was, wenn sie uns an einen abgelegenen Ort mitnahmen? Wir waren diesen bewaffneten Männern schutzlos ausgeliefert. Still betete ich zum lieben Gott, dass uns nichts zustoßen möge.

Schließlich brachten sie uns zum Hauptquartier, etwa zehn Kilometer entfernt. Unsere Sachen wurden durchsucht, und wir mussten unsere Pässe abgeben.

Doch der Sergeant war milder als gedacht. Er sah, dass wir nichts Böses im Sinn hatten. Nach einer Stunde durften wir gehen.

„Ganz Aqaba ist Militärgebiet und ihr dürft nirgendwo draußen schlafen“, sagte er.

Aber er half uns. Er brachte uns zu einem Rasthaus in der Nähe.

„Mit dem Chef dort könnt ihr eine Schlafgelegenheit regeln.“

So war es. Der Chef führte uns hinter das Gebäude. Dort gab es ein kleines Gelände, wo öfter Reisende schliefen. Bröckelnde Mauern markierten die Umzäunung. Wir setzten uns daneben und machten es uns bequem.

Ich erzählte Harold, wie ängstlich ich gewesen war, und

von meinen Erfahrungen unterwegs. Auch er hatte ähnliche Situationen erlebt.

„Wie bist du damit umgegangen?“ fragte ich.

„Einfach sagen, dass ich kein Interesse habe.“

„Das reichte?“

„Ja - außer einmal“, sagte Harold. „Ich saß schon im Auto, als er während der Fahrt sein weißes Gewand hob und meine Hand nahm, um sein Geschlecht anzufassen. Ich zog sie weg und sagte, er solle sofort anhalten. Er weigerte sich. Ich drohte mit einem Schlag und hob schon die Faust. Da erschrak er und hielt an. Ich sprang raus und rannte weg.“

Ich erzählte ihm, was der Lastwagenfahrer zuvor gesagt hatte.

Spuren einer verlorenen Zivilisation

Nach all der Spannung tat es gut, ein paar Tage gemeinsam zu reisen. Am nächsten Tag machten wir uns nach Norden - beide wollten wir nach Israel, mit nur einem möglichen Grenzübergang: der König-Hussein-Brücke nahe Amman.

Wir hatten es nicht eilig, und ich fand es schön, einmal mit jemandem zu gehen. Doch ein Unterschied war klar: Harold war stärker, robuster, und konnte weiter laufen in der Hitze und Trockenheit. Ich wollte mir nichts anmerken lassen und folgte so lange ich konnte. Wenn ich doch Pause brauchte, sagte er: „Schon müde?“

Nach einigen Tagen durch das staubige Landesinnere erreichten wir das Tal von Moses, Wadi Musa, nahe der alten Handelsstadt Petra. Es wimmelte von Touristen, und Harold war wie verwandelt. Ich hatte noch nie von Petra gehört. Er kannte es aus Büchern und lief glänzend vor Begeisterung voraus. Zeigte, erklärte, benannte jeden Stein.

Ich schwieg meist. Dieser Ort brauchte keine Erklärung - er sprach.

Während Harold leidenschaftlich sein Wissen teilte, gingen wir durch die rotrosafarbenen Felsen und engen Schluchten, vorbei an uralten Fassaden, Wasserkanälen, Ruinen. Beeindruckende Bauten blickten auf uns herab. Ich stellte mir vor, wie die Menschen hier vor Jahrtausenden lebten - wie wir, nur in anderer Zeit. Bei jedem Schritt fühlte ich ihre Geschichte - eine Erinnerung an unser eigenes Verlangen nach Bedeutung und Schönheit.

Beduinen

Nach einem Tag voller Eindrücke gingen wir weiter, noch still von Petra. Gegen Abend sahen wir auf einem Plateau ein großes schwarzes Zelt, wie ein Schatten im letzten Licht. Harold schlug vor, zu fragen, ob wir dort übernachten durften.

Ein Mann um die sechzig begrüßte uns herzlich. Vor dem Zelt winkte er uns im Schneidersitz heran. Wir setzten uns auf unsere Rucksäcke. Vor uns knisterte ein kleines Feuer; im Schein der Glut zog eine Teekanne. Der Mann sprach nur Arabisch. Mit Gesten machte er klar, dass wir mitessen konnten - ein Angebot, das wir gerne annahmen - und zeigte uns einen Schlafplatz.

Mit Händen und Füßen versuchten wir, ein Gespräch zu führen.

Er sagte, er habe vier Frauen. Die jüngste, erst sechzehn, bediente uns. Ihre Bewegungen waren ruhig, fast rituell. Ein zerschlissenes Wollkleid bedeckte ihren schmalen Körper; ihr Haar war verstaubt und fest. Schweigend schenkte sie zäh süßen Tee in kleine Gläser - mit diesem leicht bitteren

Nachgeschmack lange gezogener Blätter - und verbeugte sich jedes Mal kurz. Die anderen Frauen blieben im Zelt.

Der Mann machte deutlich, dass sie frei zogen über Grenzen, die für andere fest waren. Seit Jahrtausenden bewegten sie sich in diesem ganzen Gebiet: Saudi-Arabien, Palästina, Irak, Syrien. Ihr Leben zeigte, dass Grenzen nur Absprachen sind - wandelbar, temporär.

„Seltsam“, dachte ich. „Sie hatten kein Land, und doch war hier alles ihr Land. Diese streng bewachten Grenzen, um die so viel Aufhebens gemacht wird und für die so viel Blut vergossen wird, sind nicht mehr als eine Idee.“

Das Mädchen kam mit einer Metallschale: Fladenbrot, Berge Reis, gewürztes Fleisch, ein Schälchen Joghurt, ein paar Oliven. Wir aßen mit der rechten Hand - Brot reißen, tauchen, teilen. Der Gastgeber aß mit uns.

In der Ferne hörte man Ziegen; ein Hund bellte kurz. Die Luft kühlte, die Sonne war weg, der Himmel zündete seine ersten Sterne an.

Nach dem Essen wurde das Feuer gelöscht, und wir krochen in unsere Schlafsäcke.

Eine königliche Brücke

Langsam wurde es Zeit, die Grenze nach Israel zu überqueren - dem gelobten Land.

Gleichzeitig begann unsere Zusammenarbeit zu knirschen. Irgendwann hatte ich stark das Gefühl, dass Harold mich lieber los wäre; seiner Meinung nach lief ich zu langsam.

Der Weg zur King-Hussein-Brücke, dem einzigen offiziellen Grenzübergang zwischen Jordanien und Israel, war weit. Das Tempo lag Harold nicht; egal wie sehr ich

versuchte, mitzuhalten, es gelang mir nicht. Danach sahen wir uns nie wieder.

Der Grenzposten war stark bewacht. Zu Fuß durfte man nicht überqueren: Man musste ein Ticket für einen Shuttlebus kaufen. Eine Fahrt von nur ein paar hundert Metern - mehr war es nicht. In einem kleinen Büro kauften wir die Tickets; dort wurde auch der Pass kontrolliert.

Vor dem kleinen Gebäude stand eine lange Schlange. Ich war der Letzte. Das Problem: Es fuhren nur wenige Busse am Tag. Wer zu spät war, hatte Pech - manchmal bis zum nächsten Morgen. Als ich endlich an der Reihe war, lief es schief. Der Beamte behauptete, der Bus sei voll. Ich glaubte ihm kein Wort. Meiner Meinung nach gab es noch genug Platz, doch er weigerte sich, mir ein Ticket zu geben. Der nächste Bus? Erst am nächsten Morgen.

Ich protestierte heftig - so laut, dass selbst der Kommandant außerhalb des Gebäudes aufmerksam wurde.

Ich sehnte mich danach, endlich wieder in einem westlichen Land zu sein. Ein Ort mit einer Kultur, die ich verstand. Wo Jungen und Mädchen offen miteinander umgingen und ich mich mühelos verständlich machen konnte. Ich wollte wieder spüren, was es heißt, als Individuum frei zu sein. In diesem Land fand ich kaum Anschluss. Ich hatte genug. Keine Minute länger wollte ich bleiben.

Ich trieb es auf die Spitze. Er *musste* mir dieses Ticket geben. Vorher würde ich nicht gehen. Der Kommandant schätzte die Lage ein. Er blieb ruhig. Das wirkte. Kurz darauf bekam ich mein Ticket. Ich sagte nichts mehr, bedankte mich, gab beiden die Hand und ging zum wartenden Bus.

Von einer königlichen Verbindung hätte man vielleicht mehr erwartet: Es war nicht mehr als eine schmale, metal-

lene Brücke mit nur einer Spur - gerade breit genug für den Bus. Auf der anderen Seite, oben auf einem Hügel, hielten Soldaten die Durchfahrt im Blick. Sie standen in einem mit Sandsäcken verstärkten Posten, Maschinengewehre im Anschlag.

Jerusalem

Ein Visum brauchte ich nicht, ich könne so lange bleiben wie ich wolle, sagte die Frau bei der Passkontrolle. Schön zu wissen. Draußen warteten palästinensische Taxis - dies war das Westjordanland; palästinensisches Gebiet. Ich stieg in einen Bus Richtung Jerusalem.

Dort traf ich auf eine andere Welt, als ich erwartet hatte. Die Heilige Stadt, die für alle Anhänger des Gottes Abrahams ein warmes Willkommen sein sollte, war von Angst erfüllt.

Überall patrouillierten Gruppen bewaffneter Soldaten - junge Männer und Frauen, manchmal kaum zwanzig. Es wirkte wie eine besetzte Stadt.

Ich lief durch das Zentrum, vorbei an jahrhundertealten Steinbauten, Tempeln und Märkten. Palästinenser, Juden, Touristen - alles mischte sich. Ich sah keine Unterschiede. Nur Menschen. Jeder einzigartig, aber alle mensch.

Auf einem Platz sprach ich ein Mädchen in Uniform an. Sie war jung, vielleicht neunzehn. Schön, bewaffnet.

„Warum patrouillierst du hier?“, fragte ich.

„Wir schützen die Menschen vor Anschlägen“, antwortete sie fließend auf Englisch.

„Wenn wir etwas Verdächtiges sehen, dürfen wir Taschen kontrollieren. So halten wir es hier sicher.“

„Kontrolliert ihr auch Juden? Oder nur Palästinenser?“

Sie sah mich an, als hätte ich etwas Dummes gesagt.

„Sie verüben die Anschläge.“

Sie lächelte kurz und ging weiter, das Gewehr locker über der Schulter.

Ich sah ihr nach und fragte mich: *Sie schützen etwas - aber was eigentlich?* Sich selbst? Eine Idee? Einen Anspruch? Eine Angst vielleicht.

Wo lag das Problem? Hochmut? Glaubte ein Volk wirklich, über dem anderen zu stehen und deshalb ein größeres Recht zu haben - im heiligen Land? Aber was ist heilig an einem Ort, an dem Misstrauen herrscht und Nachbarn einander fürchten?

Ruth und Gastfreundschaft

In einem Straßencafé lernte ich eine ältere Frau kennen. Sie hieß Ruth und erzählte, dass ihre Familie ursprünglich aus den Niederlanden stammte. Ich versuchte noch etwas Niederländisch mit ihr, aber außer ein paar Wörtern wusste sie kaum etwas.

Wir verstanden uns sofort. Wir lachten viel, und nach einer Weile sagte sie, dass ich, wenn ich wolle, bei ihr übernachten könne. Sie hatte zwei kleine Kinder; ihr Mann, ein Wissenschaftler, war vorübergehend in den USA. Sie wirkte ehrlich und warmherzig. Ich nahm ihr Angebot gern an.

Nach der Einschüchterung an der Grenze und den Spannungen in der Stadt überraschte es mich, wie schnell Ruth mich bei sich aufnahm. Es fühlte sich wie ein seltener Moment des Vertrauens an, in einer Region, in der Misstrauen die Norm schien.

Sie lebte in einer luxuriösen Wohnung außerhalb des Zentrums. Ich bekam mein eigenes Zimmer und durfte kommen und gehen, wie ich wollte. Am nächsten Tag gab sie mir sogar einen Schlüssel.

Am Abend fragte ich sie, warum sie mich aufgenommen hatte, ohne zu wissen, wer ich war

„Während des Zweiten Weltkriegs wurden Juden von Menschen aufgenommen, die sie auch nicht kannten“, sagte sie. „Und das war lebensgefährlich. Warum sollte ich das also nicht tun? Unsere Freiheit verdanken wir auch solchen Menschen.“

Vielleicht ist Gastfreundschaft genau das: jemanden ohne Garantie hereinzulassen, weil man weiß, dass man selbst auch einmal aufgenommen wurde.

Ich fragte sie, wie es ist, in einem Land zu leben, in dem man ständig Angst hat.

„Schrecklich“, sagte sie. „Es scheint, als würde es niemals enden.“

„Was ist die Lösung?“

„Wenn wir die Menschen in Not nicht als uns selbst sehen - wie wir einst waren - wird sich hier nie etwas ändern. Sonst bleibt es Krieg.“

Tagsüber erkundete ich die Stadt; abends aß ich mit Ruth und den Kindern. Sie fanden es aufregend, einen fremden Mann im Haus zu haben. Die Kinder sprachen gut Englisch; der Junge forderte mich zu einer Partie Dame heraus. Früher war ich gut darin, aber ich hatte es Jahre nicht gespielt.

Ich liebte seinen Ehrgeiz - er wollte mich unbedingt schlagen. Und einmal gelang es ihm. Stolz rannte er zu seiner Mutter und erzählte auf Hebräisch, wie er mich besiegt hatte.

„A real grandmaster, hè“, lachte Ruth.

Zwei Stimmen an der Klagemauer

Neugierig auf den spirituellen Kern der Stadt ging ich eines Nachmittags zur Klagemauer. Dort hörte ich zwei Männer miteinander Englisch sprechen. Ich stand nah genug, um jedes Wort aufzufangen. Der eine war ungefähr in meinem Alter und hatte deutlich das Wort. Der andere, viel älter, hielt sich im Hintergrund. Beide trugen eine Kippa.

Der Jüngere argumentierte, dass die Juden mehr Recht auf das Land hätten als die Palästinenser.

„Wir tun wenigstens etwas damit“, sagte er. „Wir machen es fruchtbar, bauen Pflanzen an, ernähren die Bevölkerung.“

Der ältere Mann hörte zu, doch sein Blick schweifte ab. Der Jüngere bat nach jedem Punkt um Bestätigung.

„Ja, ja“, murmelte der andere, als wolle er das Gespräch lieber hinter sich lassen.

Der Jüngere redete unbeirrt weiter darüber, wie die Juden das Land bearbeiteten und zum Leben erweckten. Der ältere Mann hörte schweigend zu, bis der Jüngere begann, von historischen Rechten zu sprechen.

„Laut den Schriften war dies immer unser Land“, sagte er. „Das müssen die Palästinenser akzeptieren.“

Einen Moment blieb es still. Dann wandte sich der Ältere langsam zu ihm, seine Stimme ruhig und scharf.

„Und wie ist es mit anderen Völkern? Haben die dann auch Rechte auf ihr ‘ursprüngliches’ Land, auch wenn sich die Bevölkerung dort inzwischen völlig verändert hat? Dürfen die Deutschen dann Teile von Polen, der Tschechoslowakei oder Frankreich beanspruchen, nur weil dort einst Deutsche wohnten - und weil es in ihren Schriften steht?

Und die Indianer in Amerika - dürfen sie das Land zurückfordern, weil sie zuerst da waren?“

Der Jüngere verstummte.

„Aber findest du nicht, dass dieses Land uns gehört?“ fragte er schließlich.

„Solange es keinen Frieden gibt“, sagte der Ältere, „gehört dieses Land niemandem. Wir müssen immer noch darum kämpfen.“

Er drehte sich um und ging.

Die Worte des Älteren blieben bei mir. Auf meiner weiteren Reise durch Israel klang dieser eine Satz immer wieder nach - wie ein Echo in der Landschaft, in den Gesprächen, in dem Zustand, in dem das Land war.

Durch das Heilige Land

Nach ungefähr einer Woche sagte ich zu Ruth, dass ich das Land weiter erkunden wollte. Sie verstand.

Am Abend vor meiner Abreise saßen wir zu dritt am Tisch. Die Tochter war bei einer Freundin. Ruth hatte gekocht - etwas Einfaches, aber liebevoll zubereitet. Sein Söhnchen plapperte fröhlich durcheinander, machte Witze und versuchte, mich zu überreden, noch eine Weile zu bleiben.

Nach dem Essen spielten wir noch Karten. Ruth gewann eindeutig.

„Werde ich dich vermissen?“ sagte sie lächelnd. „Vielleicht ein bisschen.“

Wir lachten. Es lag etwas Leichtes in der Luft, als wüssten wir, dass dies kein endgültiger Abschied sein musste.

Am nächsten Morgen, als es Zeit war zu gehen, ging ich mit ihnen nach draußen. Ihr Sohn umarmte mich und flüsterte: „Kommst du irgendwann zurück?“

„Vielleicht“, sagte ich.

Kurz darauf reiste ich per Anhalter durch das Land. Das funktionierte überraschend gut - Menschen stoppten schnell, um mich mitzunehmen.

Überall gab es Kontrollposten, mit dicken Betonblöcken an beiden Seiten der Straße. Dort fuhren wir mit geringer Geschwindigkeit im Zickzack hindurch, und dann standen Soldaten mit automatischen Waffen bereit. Meist durften wir sofort weiterfahren, manchmal mussten wir unsere Papiere zeigen.

Es gab auch junge Männer, die einfach zum Spaß Anhalter mitnahmen. Ich traf einen. Er sagte, er hätte sonst nichts zu tun. Während ich bei ihm im Auto saß, nahm er unterwegs noch ein paar andere mit.

In Gesprächen hatten die Menschen immer eine Meinung über die Probleme in diesem Land. Einige gaben den Juden die Schuld, andere den Palästinensern, wieder andere der Religion.

Das Gelobte Land als Missverständnis

Später, in Hebron, hörte ich eine andere Stimme. Nicht religiös, sondern menschlich - als hätte endlich jemand ausgesprochen, was wirklich fehlte.

Ich saß unter einem Sonnenschirm bei einem kleinen Teehaus, als ein Mann mittleren Alters sich zu mir setzte. Freundlich, fließendes Englisch. Erst redeten wir über das Wetter, Tourismus, Tee. Doch bald kamen wir auf Religion - ein Thema, das ihn sichtbar beschäftigte.

„Sagen Sie mir“, sagte er, „warum ist jeder so besessen von diesem Stück Land? Seit den Kreuzzügen - und wahrscheinlich länger - herrscht hier Unruhe. Jeder glaubt, Jerusalem sei das Zentrum des Universums. Warum? Weil es in alten Texten steht?“

Er nahm einen Schluck Tee und sah mich durchdringend an.

„All diese Geschichten vom gelobten Land, vom Land der Milch und des Honigs... Wer kann ernsthaft glauben, dass damit dieses trockene, verwundete Stück Erde gemeint ist?“

Er beugte sich vor.

„Ist es nicht viel wahrscheinlicher, dass diese Worte etwas Geistiges meinen? Kein Land, kein Territorium - sondern einen Ort in unserem Herzen. Einen inneren Zustand. Kein Besitz, sondern Bewusstsein. Darum geht es doch in Religion: um den Geist, nicht um Steine und Boden.

Solange Menschen das nicht begreifen - solange sie an der trügerischen äußeren Form festhalten, ohne zum Kern vorzudringen - wird es hier nie Frieden geben.“

Er schwieg kurz.

„Manchmal denke ich: vielleicht müssten wir alle religiösen Gebäude schließen. Tausend Jahre Stille. Keine Predigten, keine Ansprüche, keine Kreuze, keine Davidsterne, keine Halbmonde. Dann könnten wir vielleicht lernen, was es heißt, Mensch zu sein - ohne dass jemand sich über den anderen erhebt, angeblich im Namen Gottes.“

Er lehnte sich zurück und seufzte.

„Denn seien wir ehrlich... Was haben uns die drei Religionen hier letztlich gebracht, außer endlosem Streit, Zerstörung und Tod?“

Der Sonnenschirm flatterte im Wind. Staub wehte über die Terrasse.

“Worum geht es letztlich? In Harmonie leben - ist das nicht, worum jede Religion im Kern bittet? Versteht man das nicht, dann braucht man sich auch nicht darauf zu berufen.“

Ich sah ihn an, berührt von seiner Offenheit. Er war

jüdisch, doch darunter lag etwas Grundlegenderes: Menschlichkeit. Welchen Sinn hatte der Glaube, wenn er immer wieder zu Blutvergießen führte?

Das brennende Meer

Nach diesem aufschlussreichen Gespräch sehnte ich mich nach etwas Körperlichem. Etwas Einfachem, Greifbarem.

Meine Reise brachte mich zum Toten Meer, auf das ich immer neugierig gewesen war. Rund 400 Meter unter dem Meeresspiegel, mit Wasser so salzig, dass man automatisch treibt - das wollte ich erleben.

Auf Höhe von Masada setzte mich ein junger Mann ab, der nach Eilat unterwegs war. Auf der anderen Seite der See stiegen steile Felswände auf - dahinter lag Jordanien. Ich zog mich bis auf meine Badehose aus und ging ins Wasser. Ich hatte auf Abkühlung gehofft, aber das Wasser war wärmer als die Luft. Ich schwitzte weiter. Doch es stimmte: Sinken war unmöglich. Was ich auch tat, ich blieb oben - wie ein Korken auf einem stillen Teich.

Das viele Laufen hatte Spuren hinterlassen: meine Oberschenkel waren wund, mein Gesicht empfindlich. Sobald ich ins Salzwasser ging, fühlte es sich an, als würde meine Haut brennen. Ich hielt es nicht aus - ich musste wieder raus.

Am Ufer wurde es nicht besser. Das Salz klebte auf meiner Haut, und ich hatte zu wenig Wasser, um mich abzuwaschen. Mit einem Handtuch versuchte ich, es abzureiben, aber es half kaum. Alles brannte und klebte weiter. Selbst der Wind schürfte.

Etwas später dachte ich: vielleicht heilt das Salz. All diese Mineralien aus dem Toten Meer könnten die Wunden reinigen - vielleicht musste ich einfach durchhalten.

Ich ging wieder ins schlammige Wasser, diesmal mit einer Mission. Ich biss die Zähne zusammen, so lange ich konnte. Das wiederholte ich ein paar Mal. Dann hatte ich genug.

Massada

Gegen Abend traf ich eine Gruppe von Menschen, die vorhatten, den Hügel nach Masada hinauf zu steigen. Ein Ort, der jahrhundertlang ein Symbol für Widerstand war. Sie wollten oben übernachten und am nächsten Morgen den berühmten Sonnenaufgang sehen. Ich fragte, ob ich mitdürfe,. Das war kein Problem.

Wir waren zu siebt, eine lustige, gemischte Gruppe, aus verschiedenen Ländern. Darunter ein jüdischer Junge, Sem, und seine palästinensische Freundin, Muna.

Der Aufstieg war lang und steil. Als wir den Gipfel erreichten, war es bereits dunkel. Oben bewegte sich die Luft stärker und fühlte sich kühler an, auch wenn es immer noch warm genug war, um draußen zwischen den Ruinen dieser alten Zitadelle zu sitzen.

Nach einer Weile krochen wir in unsere Schlafsäcke und warteten auf den Morgen.

Sem und Muna standen als Erste auf. Es war dunkel. Halb träumend drehte ich mich noch einmal um. Nach einer Weile weckten sie uns.

„Es geht gleich los“, sagten sie.

Aus meinem Schlafsack heraus sah ich, wie es langsam hell wurde. Wir setzten uns in einem Halbkreis, mit Blick nach Osten, und warteten schweigend auf die ersten Sonnenstrahlen.

Was als eine spontane Übernachtung begann, erwies sich als etwas, das viel Größeres in sich trug.

Die Schöpfungsgeschichte*

Sem sagte: „Bevor die Sonne aufgeht, möchten Muna und ich etwas mit euch teilen: die Schöpfungsgeschichte, so wie wir sie zu verstehen gelernt haben. Für uns ist sie kein Bericht über die Entstehung des Universums, sondern ein Bild der spirituellen Entwicklung des Menschen.

Die Bibel ist ein geistliches Buch und verlangt nach mehr als einer wörtlichen Lektüre. Diese Geschichte ist für uns ein Schlüssel: Sie hilft uns, die Welt und uns selbst besser zu verstehen.

Wir möchten sie mit euch teilen, weil die aufgehende Sonne - wie diese Geschichte - ein Symbol für inneres Erwachen ist.“

Jemand seufzte tief, ein anderer nickte. Niemand sprach, aber die Stille schien mit Bedeutung erfüllt. Dann begann Sem zu erzählen.

Der erste Schöpfungstag.

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und die Erde war wüst und leer, und in der Tiefe war Finsternis; aber Gottes Geist schwebte über den Wassern. Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht. Gott sah, dass das Licht gut war; da schied Er das Licht von der Finsternis. Das Licht nannte Gott Tag, und die Finsternis nannte Er Nacht. Es wurde Abend und es wurde Morgen; das war der erste Tag.

Was meinte Mose mit ‚Himmel‘ und ‚Erde‘? Der ‚Himmel‘ ist das Geistige im Menschen und die ‚Erde‘ das Natürliche. Diese sind noch wüst und leer. Die ‚Wasser‘ sind das begrenzte Begreifen der Dinge. Der Geist Gottes schwebt

zwar darüber, befindet sich aber nicht darin. Darum sprach Er: Es werde Licht.

Der erste natürliche Zustand des Menschen entspricht der Nacht. Wie ein Kind im Leib der Mutter. Die Seele ist noch nicht entwickelt, und darum herrscht Finsternis. Wenn er geboren wird, werden ihm Einsichten und Fähigkeiten beigebracht. Dadurch kann er sich in der Welt behaupten. Das ist der irdische Zustand des Menschen. Er entspricht dem Abend. Wobei es mit der irdischen verstandesmäßigen Entwicklung genau so geht wie mit dem immer schwächer werdenden Licht der natürlichen Dämmerung.

Wenn sich die Menschen nur auf Verstandesdinge richten, verlischt das göttliche Licht in ihren Herzen. Erst wenn die Liebe Gottes in ihnen zu brennen beginnt, tritt der kalte Verstand langsam in den Hintergrund. Gottes wahres Licht in den Herzen der Menschen ist der Morgen. Darum kam zuerst der Abend und danach der Morgen. Das ist der Weg, auf dem sich der geistige Prozess notwendigerweise vollzieht. Das Verstandesmäßige verliert seine Bedeutung in der herannahenden Nacht, und an seine Stelle tritt am Morgen die geistige Einsicht. Das war der erste Tag.“

Inzwischen wurde es heller und heller, aber die Sonne war noch nicht erschienen. Muna übernahm von Sem und fuhr fort.

Der zweite Schöpfungstag.

„Gott sprach: ‚Es soll im Wasser ein Fels sein, der die Wassermassen scheidet.‘ Und so geschah es.

Dieser Fels ist der eigentliche Himmel im Herzen des Menschen. Ein wahres Glauben, durch das er

den Unterschied zwischen dem Natürlichen und dem Geistigen wahrnehmen kann. Das Wasser

zieht sich zurück. Je mehr dieser Glaube zunimmt, desto mehr erkennt der Mensch die Unbedeutendheit des rein Verstandesmäßigen. Auf diese Weise lässt sich der Verstand vom Glauben regieren, und aus dem Abend entsteht ein immer hellerer Morgen. Der Morgen des zweiten Tages ist bereits heller als der des ersten Tages.

Am zweiten Tag sieht der Mensch bereits das Wahre, das sich auch als ewig wahr erweisen wird. Doch es fehlt ihm an der rechten Ordnung. Er vermischt das Natürliche noch immer mit dem Geistigen und ist daher nicht imstande, immer richtig zu handeln. So weiß er zum Beispiel nicht, ob der Glaube aus Wissen hervorgeht oder umgekehrt, und worin der Unterschied der beiden besteht.

Aber Gott kommt ihm zu Hilfe. Er stärkt das Licht im Menschen, das wie eine Frühjahrssonne auch die nötige Wärme mitbringt und die Samen, die in die Herzen der Menschen gelegt sind, zur Keimung bringt. Die Wärme ist die Liebe und ist geistig zugleich der Boden, in dem die Samen Wurzeln schlagen. Darum mussten sich die Wasser scheiden, sodass trockene Stellen an die Oberfläche kamen, in denen die Samen zu Leben spendenden Früchten heranwachsen können.“

Muna schwieg einen Moment, und über den Bergen erschien allmählich ein orangefarbener Schimmer.

„Wollt ihr den dritten Schöpfungstag hören? Oder fängt es an zu langweilen?“

„Nein, weiter!“, riefen wir.

Der dritte Schöpfungstag.

„Und Gott sprach: ‚Es lasse die Erde grünes Gewächs hervorbringen, Pflanzen, die Samen tragen, und Bäume, die Früchte tragen.‘ Und so geschah es.

Der Mensch kann ans Werk gehen. Seine Einsichten sind wie regenbeladene Wolken, die über dem Meer aufsteigen und das trockene Land befeuchten und fruchtbar machen. Die Erde wird grün und bringt allerlei Pflanzen, Gräser und Bäume hervor, die sich wiederum aussäen. Das bedeutet, dass die Liebe in den Herzen des Menschen sogleich dasjenige begehrt, was ihm von der himmlischen Weisheit eingegeben wird. Denn wie ein Samenkorn in gutem Boden viele Früchte hervorbringen wird, so bringt auch das rechte Wissen im lebendigen Boden des Herzens Früchte hervor. Das Licht aus dem Himmel wird so zur Tat. Dies ist der dritte Tag der Entwicklung des Herzens im Menschen; des geistigen Menschen. Um diesen geistigen Menschen geht es letztlich.“

Muna hielt wieder inne, und inzwischen spürten wir die ersten Sonnenstrahlen in unseren Gesichtern. Sem übernahm wieder.

Der vierte Schöpfungstag.

„Und Gott sprach: ‚Es sollen Lichter am Himmelsgewölbe entstehen, die Tag und Nacht scheiden und Zeichen geben für Zeiten, Tage und Jahre, und neben allen Sternen sollen zwei große Lichter am Himmelsgewölbe stehen, die auf die Erde scheinen. Ein großes Licht für den Tag und ein kleineres für die Nacht.‘ Und so geschah es.

Wenn der Mensch einen bestimmten geistigen Entwicklungsgrad erreicht hat, erweckt Gott seinen ungeschaffenen ewigen Geist in seinem Herzen zum Leben. Mit diesem Geist sind die zwei großen Lichter gemeint, die an das Firmament gesetzt sind. Jeder Mensch hat eine Seele, die auch ein Geist ist und die Fähigkeit besitzt, Gut und Böse zu unterscheiden und sich das Gute anzueignen. Wenn eine

Seele in voller Freiheit das Gute angenommen hat, ist sie bereit, das ungeschaffene Göttliche in sich aufzunehmen. Das reine Göttliche ist das große Licht, und die Seele des Menschen, die dadurch gestaltet werden kann, das kleine Licht.

Durch die Verbindung zwischen Seele und dem Göttlichen kann er Gott in Seinem reinsten Wesen schauen. Das meint Mose, wenn er sagt, dass das große Licht den Tag regiert und das kleinere die Nacht - was so viel heißt, dass der Mensch mit aller Weisheit den geistigen Ursprung des Geschaffenen erkennen kann. Damit auch die Zeiten, Tage und Jahre, das heißt: das Erkennen der göttlichen Weisheit, Liebe und Gnade in allen Erscheinungen. Die Sterne sind sodann die vielen nützlichen Einsichten, die man in den einzelnen Dingen erwirbt und die von Natur aus aus der einen Einsicht hervorgehen, die durch die zwei großen Lichter symbolisiert wird.“

„Den Rest halte ich kurz“, sagte Sem.

Der fünfte und der sechste Schöpfungstag.

„Diese Tage beschreiben die Schöpfung der Tiere und des Menschen. Damit meint Mose das gänzliche Zum-Leben-Kommen dessen, was der Mensch von Natur aus in sich trägt. Der Mensch erkennt und schaut im reinen göttlich Ungeschaffenen Licht die unbegrenzte und endlos wechselnde Fülle der Schöpfungsideen und Formen und beginnt auf diese Weise, seine rein göttliche Herkunft zu realisieren. Die Erzählung von der Schöpfung des ersten Menschen ist das Bild für die völlige Menschwerdung, das heißt: das Erlangen der vollkommenen Kindsein Gottes.“

Er sah uns an und sagte:

„Vielleicht versteht ihr jetzt, dass Adam und Eva nicht

die ersten leiblichen Menschen waren, sondern die ersten geistigen - Menschen, wie Gott sie gemeint hat, und wir ihre Nachkommen.“

Mit einer letzten Botschaft schloss er ab.

„Sucht vor allem in eurem Herzen das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und macht euch um alles andere wenig Sorgen; denn das kann euch ganz unverhofft zufallen. Aber lasst uns jetzt vor allem den Sonnenaufgang genießen - und vor allem den in unserem Herzen.“

Inzwischen färbte sich der Himmel gelb und orange. Eine mächtige Feuerkugel schob sich über den Horizont und wärmte unsere Gesichter. Die kahlen Berge und Täler verloren ihre scharfen Kanten und badeten bald in einem Meer aus Licht. Die Schöpfungsgeschichte - nicht als Ursprung von Erde und Sternen, sondern als innerer Weg des Menschen.

Die Sonne brach hervor, als würden Licht und Finsternis erneut voneinander geschieden. Doch nun als Symbol eines inneren Erwachens. Unten zog sich das Tote Meer kräuselnd zurück und wieder vor, wie ein Atem: Wasser, die weichen, Trockenes, das sichtbar wird - außerhalb von uns, in uns. Was trübe war, sank. Gedanken klärten sich wie Schlick, der endlich den Grund findet. Irgendwo zwischen Brust und Kehle öffnete sich eine Luke.

Und wir, mit den Gesichtern nach Osten, wussten plötzlich, wie es funktioniert: zuerst Abend, dann Morgen; zuerst Verstand, der verlischt, dann Liebe, die brennt. Draußen wurde es Tag. Drinnen begann die Schöpfung.

Jakob Lorber

Während die Sonne höher an den Himmel stieg, fragte ich Sem, woher er diese Weisheit hatte.

„Von Jakob Lorber. In seiner Buchreihe ‚Das Große Johannes-Evangelium‘ gibt er diese Auslegung der Schöpfungsgeschichte.“

„Aber ist das nicht ein christliches Buch? Du bist doch Jude?“

„Ja, die Bücher gehören Muna, sie ist Christin. Ich lese sie auch. Religion bedeutet mir nicht so viel. Ich will wissen, was wahr ist. Diese Lesart der Schöpfungsgeschichte fühlt sich für mich wahrhaftiger an als das, was ich früher von meinen Eltern oder in der Synagoge mitbekam. Sie haben die Bildsprache wörtlich genommen. Und ich denke, das geschieht in vielen Religionen. Darum lassen Muna und ich zu bestimmten Gelegenheiten eine andere Stimme hören. Wir haben diese Geschichte schon dutzende Male vorgetragen. Es berührt uns jedes Mal, wenn Menschen still werden bei einer alten Erzählung, die - in einem anderen Licht - plötzlich eine ganz andere Bedeutung bekommt.“

Jakob Lorber. Diesen Namen musste ich mir merken.

Als wir den Berg hinabstiegen, kam uns die raue Wirklichkeit wieder entgegen. Es war, als wolle die Magie auf dem Gipfel nicht mit uns hinunter. Wo oben nur Raum und Licht herrschten, warteten unten Gegensätze, Meinungen und Grenzen. Und doch trugen wir etwas mit uns - einen Schimmer von etwas Größerem, etwas Weicherem.

Aber hier, zwischen Betonblöcken und Kontrollposten, zwischen Maschinengewehren und Stacheldraht, war diese Sanftheit verletzlich. Und zugleich: unzerstörbar.

Kein Volk mehr wert als das andere

Nach zwei Wochen fühlte es sich an, als sei meine Reise hier vollendet. Trotz der eindrucksvollen Gespräche und spirituellen Einsichten blieb die politische Wirklichkeit schmerz-

haft. Eine Seite hielt die Fäden fest in der Hand, die andere weigerte sich, sich damit abzufinden. Es war schmerzlich, dieses Land - so beladen mit heiligen Bedeutungen - als Ort des Misstrauens und der Spaltung zu erleben.

Wir sind mit der Vorstellung aufgewachsen, dass das jüdische Volk nach den Schrecken des Zweiten Weltkriegs einen sicheren Zufluchtsort verdiente. Doch nun, hier, erwies sich, dass andere, die dieses Land seit Generationen bewohnen, selbst nicht mehr sicher waren.

Ist das ein Volk mehr wert als das andere?

Gibt es so etwas wie ein Patent auf Leid?

Was ist falsch daran, zusammen zu leben?

„Jeder darf da sein - sonst wäre er nicht da“, sagte mein Vater immer.

Ich wünschte, ich könnte glauben wie Kostas. Dass hinter diesem bitteren Konflikt eine sanfte Kraft waltet, die uns letztlich verbindet - unsere eigene Schöpfungskraft. Unerschütterlich daran glauben, dass wir eins sind. Was auch geschehen mag.

Ich beschloss aufzubrechen.

Trampte zur Grenze mit Ägypten,

kaufte ein Visum für drei Tage,

flog von Kairo nach Athen

und war vier Tage später zu Hause.

**Aus den Werken von Jakob Lorber (Das Große Johannes-Evangelium Band 1)*

TEIL II

GITARRE AUF DEM RÜCKEN

KLÄNGE DER STRASSE

Musik

Seit meinem sechsten Lebensjahr nahm ich Unterricht. Zuerst Blockflöte, dann Trompete und als Jugendlicher Gitarre. Nach meiner Rückkehr aus Israel stürzte ich mich ganz auf die Gitarre. Ich übte stundenlang täglich und wurde allmählich immer besser. Der Jazz hatte mich gepackt; er forderte mich heraus, meine Seele in Klang zu fassen. Ich spielte in Bands und in der Big Band Emmen. Der nächste Schritt lag nahe – ich dachte ernsthaft an das Konservatorium.

Aber der Drang nach Freiheit war stärker. Nicht das Studium, sondern das Reisen und das Abenteuer sollten die kommenden Jahre bestimmen. Diesmal mit einer Gitarre auf dem Rücken.

Von angespartem Geld kaufte ich mir mit fünfundzwanzig ein gebrauchtes Motorrad: eine BMW R 80 G/S, geeignet für Straße und Gelände. Ich wollte damit durch Europa reisen. Zunächst Richtung Norden: Skandinavien.

Kopenhagen

Mein erstes Ziel war Kopenhagen, eine Stadt, die ich nur dem Namen nach kannte. Gitarre im Koffer auf dem Rücken, Zelt und Schlafsack hinten drauf, zusammen mit dem Rest meiner Sachen. Meine Mutter hatte zwei Leder-schützer für die Beine genäht, die ich über die Hose ziehen konnte gegen die Kälte. Über Hamburg fuhr ich auf der Autobahn nach Puttgarden und nahm dort die Fähre nach Dänemark.

In der Nähe von Kopenhagen fand ich einen Campingplatz. Tagsüber war ich mit dem Motorrad in der Stadt unterwegs. Es war meine erste Erfahrung als Straßenmusiker. Ich hatte noch etwas Erspartes - genug, um vorerst über die Runden zu kommen - aber natürlich war es die Absicht, für mich selbst zu sorgen. Das stellte sich als schwierig heraus. Es war Sommer, und die Einkaufsstraßen Kopenhagens waren voll mit Straßenmusikern. Am Ende des Tages hatte ich oft nur ein paar Kronen verdient. Doch unter uns Musikern lief der Kontakt jedoch gut; wir mochten uns, waren vielleicht Konkurrenten, doch die Stimmung war kollegial. Abends, wenn die Läden schlossen, trafen wir uns zum Jammen - die schönsten Stunden.

Da war ein schwedischer Junge, Gustaf, der immer an derselben Stelle spielte. Er war eine Art Dreh- und Angelpunkt in der Szene. Auffällig war: er spielte den ganzen Tag ein und dasselbe Stück - „Room to Move“ von John Mayall. Mit seiner Mundharmonika zog er es endlos in langen,

schleppenden Blues-Phrasen. War er fertig, begann er kurz darauf wieder von vorn. Auf der Straße ging das gut - der dauernde Strom der Vorbeigehenden nahm es kaum wahr. Für mich wäre das geisttötend gewesen, aber bei ihm wirkte es. Und wenn wir jamnten und er einstieg, spielte es keine Rolle, mit welchem Lied wir anfangen - am Ende landeten wir immer wieder bei „Room to Move“. Weil es aber ein großartiges Stück war, ging bei allen die Post ab.

In der Stadt lernte ich Nils kennen, ebenfalls ein Schwede. Er hatte eine wunderbare Stimme und spielte sowohl auf der Straße als auch in Cafés. Dort sang er zum Beispiel „Daniël“ von Elton John - eines seiner Favoriten - und bat dann um Gage. Das brachte in kurzer Zeit wesentlich mehr ein als all die Stunden draußen.

Für mich war das noch eine Brücke zu weit. Einfach so in ein Café zu gehen und zu spielen - das traute ich mich nicht.

Wir verstanden uns gut. Nils sagte, ich sei immer in Stockholm willkommen, und gab mir seine Adresse. Er würde bald zurückgehen. Ich blieb vorerst in Kopenhagen. Was danach kam, würde sich zeigen.

Christiania

Neben dem Straßen musizieren wollte ich auch etwas von der alternativen Kultur mitbekommen, für die die Stadt

bekannt war. Es gab verschiedene Brutstätten für Kreativität und Eigensinn, doch eine davon faszinierte mich besonders: Christiania - die Freistadt mitten in Kopenhagen. Ursprünglich war es ein altes Arbeiterquartier am Hafen, das in den sechziger Jahren komplett besetzt worden war.

Eine bunte, anarchistische Enklave mit farbigen Wandmalereien, selbstgebauten Häusern aus Wrackholz, Autoreifen und ausgeschlachteten Materialien. Die Bewohner - eine Mischung aus Hippies, Künstlern, Aktivisten, Ex-Süchtigen und Idealisten - strebten nach einer anderen Lebensweise. Sie wollten frei sein von Autorität, Bürokratie und kommerziellem Druck.

Bei meinem Besuch waren die Hippies und Künstler längst weg. Auf dem Gelände sah ich vor allem Mitglieder einer Motorradgang mit Lederjacken und Abzeichen. Sie schienen hier das Sagen zu haben. Wo ich eine Umgebung mit viel kreativer Ausdruckskraft und harmonischem Zusammenleben erwartet hatte, hing jetzt eine düstere Stimmung. Drogenhändler, Süchtige, Jugendliche, die ziellos herumstanden; das war deprimierend. Ich drehte eine Runde in der Hoffnung, etwas von dem ursprünglichen Bild wiederzufinden. Vergeblich. Enttäuscht zog ich ab.

So war es mit der Freistadt geworden.

Waren die dunklen Kräfte denn immer stärker als das Gute?

War der Mensch wirklich nicht in der Lage, ohne Führung oder Autorität zusammenzuleben?

Mit diesen Fragen lief ich zurück in die Stadt.

Motorrad zerstört

Das Musizieren auf der Straße gefiel mir zunehmend. Ich verdiente nicht viel, aber das Gefühl von Freiheit, die Begegnungen und die Möglichkeit, mich auszudrücken, gaben mir viel. Es war eine Lebensweise, die zu mir passte. Ich ging voll darin auf. Die Straße wurde meine Bühne, das Publikum kam von selbst. Doch es gab auch trübe Momente.

Eines Abends wollte ich zurück zum Campingplatz. Da sah ich, dass das Armaturenbrett meines Motorrads zerstört war. Jemand hatte offenbar versucht, es zu stehlen, aber vor allem Schaden angerichtet. Das Zündschloss war kaputt - Starten unmöglich. Ich konnte nur das Lenkradschloss lösen, so dass ich das Motorrad schieben konnte.

Zum Glück gab es in der Nähe eine Werkstatt für Motorräder. Es war schon spät und eigentlich geschlossen, aber drinnen räumte noch ein junger Mitarbeiter auf. Ich erklärte ihm, was passiert war, und er beschloss sofort zu helfen. In kurzer Zeit baute er ein neues Armaturenbrett ein.

Während er arbeitete, kam der Chef herein. Er fuhr den Jungen sofort an. Ich verstand kein Dänisch, aber der Ton

war eindeutig: Er war wütend. Worum es genau ging, wusste ich nicht, aber ich hatte das Gefühl, meine Anwesenheit käme ungelegen. Ich stand daneben, horchte und wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Etwas sagen? Meine Seite der Geschichte erzählen? Vielleicht. Aber ich schwieg. Es schien klüger, mich nicht einzumischen.

Am Ende durfte der Junge die Arbeit fertigstellen. Er schenkte mir ein kurzes, aussagekräftiges Lächeln und arbeitete schweigend weiter. Als er fertig war, rief er den Chef herbei. Ich bezahlte, bekam meine neuen Schlüssel und dankte beiden.

Erst dann wurde mir klar, wie verletzlich ich eigentlich war mit einem Motorrad - zumal ich wenig davon verstand. Reparaturen an einer BMW waren teuer, und es würde nicht bei diesem einen Mal bleiben.

Sprung nach vorn

Die Summe, die ich zahlen musste, war ein großer Schlag auf mein Budget - mit dem ich nicht gerechnet hatte. Die Abhängigkeit von meinem Einkommen auf der Straße würde von nun an nur zunehmen. Ich beschloss, einen Schritt nach vorn zu machen. Ich war inzwischen überzeugt: Das war das Leben, das ich wollte.

. . .

In Kopenhagen sah ich jedoch wenig Zukunft. Die Konkurrenz war groß, die Einnahmen mager. Bliebe ich hier, könnte ich genauso gut nach Hause fahren. Deshalb beschloss ich, nach Stockholm zu fahren, zu Nils. Ich hatte ihn schon eine Weile nicht mehr gesehen und dachte, dass er inzwischen wohl wieder zu Hause wäre.

Ich nahm die Fähre von Helsingør nach Helsingborg. Anstatt direkt nach Stockholm zu fahren, wählte ich eine Route entlang der Westküste Schwedens, in Richtung Karlstad.

Es war ein Genuss, mit dem Motorrad unterwegs zu sein. Die Straße schlängelte sich durch leicht welliges Land mit Wäldern, Seen und rot gestrichenen Holzhäusern. Der Himmel war klar, mit einzelnen Haufenwolken, die wie Segel über dem Blau trieben. Der Asphalt lag still und verlassen; ab und zu kam ein Gegenverkehr, dessen Fahrer freundlich grüßte.

Wie ein Tänzer ohne Publikum zog ich durch die Kurven. Ich fühlte mich frei. Mein Bauch bestimmte das Tempo. Keine Eile, kein Gedränge, nur das monotone Brummen des Motors und ein sich endlos wiederholendes Bühnenbild.

Gegen Abend suchte ich einen schönen Platz in einem Wald oder an einem See und baute dort mein Zelt auf.

Sonja

In der Nähe von Säffle traf ich eine junge Frau. Sie lebte in einem märchenhaften Haus, versteckt zwischen den Bäumen, etwas außerhalb eines kleinen Dorfes. Ich fuhr vorbei und hielt aus Neugier an, um diesen besonderen Ort anzusehen. Auf den ersten Blick schien es unbewohnt. Nicht lange danach erschien eine Frau in einem langen lila Kleid. Sie fragte, was ich dort machte. Ich war überrascht und fühlte mich ein wenig befangen, dort so ungeniert vor ihrem Haus zu stehen. Ich stammelte eine Erklärung. Sie beruhigte mich sofort; es machte ihr nichts aus, und sie schien mein Interesse sogar zu schätzen. Mit einem flüchtigen Lächeln sagte sie, dass ich, wenn ich wollte, gern kurz hereinkommen könne.

Als ich das Haus betrat, überkam mich ein trauriges Gefühl. Hier schien Glück längst gewichen zu sein. Im Wohnzimmer stand ein Sofa und ein niedriger Tisch, bedeckt mit Kram - halb abgebrannte Kerzen, leere Becher, ein paar Steine, alte Feuerzeuge und vergilbte Zettel. Klumpen von Kerzenwachs klebten auf der Tischplatte.

An der Wand stand ein Schrank mit ein paar hängenden Kleidungsstücken. Auf dem Boden lag ein violetter Wollteppich, gesprenkelt mit braunen Flecken. In einer Ecke stand ein alter Fernseher mit einer dünnen, spröden Antenne. Die Pflanzen auf der Fensterbank wirkten welk - durstig, matt, vergessen.

Die Küchenzeile war übersät mit schmutzigem Geschirr, Töpfen und anderem Kochgerät. Die doppelflügelige Tür zum Garten stand offen, doch ein richtiger Garten war kaum auszumachen. Das Gras stand kniehoch - wie auch im Vorgarten. Es schien, als warte man hier auf eine Energie, die alles auf den Kopf stellen und allen Kummer fortjagen würde.

Ich war erstaunt, dass sie mich eingeladen hatte - einen völlig Fremden in eine Welt hereinzulassen, die von Traurigkeit durchzogen war.

„Sonja“, sagte sie beiläufig und deutete auf das Sofa, auf dem ich sitzen konnte. Sie kochte Tee, spülte zwei Tassen ab und setzte sich schließlich neben mich.

Man sah ihr an, dass sie sich schlecht pflegte. Fein abblätternde Haut bedeckte ihre Wangen und Stirn, unter den blauen Augen wölbten sich dunkle Ringe, ihre Haut wirkte blass und müde. Ihr schulterlanges blondes Haar hing kraftlos herab. Sie nahm ein Haargummi, band es zu einem lockeren Zopf. Ich schätzte sie auf Mitte dreißig. Sie sprach recht gut Englisch, und ich erzählte, warum ich an ihrem Haus Halt gemacht hatte. Das überraschte sie offenbar - ein Lächeln huschte über ihr Gesicht.

Sie erzählte, sie habe als einziges Kind das Haus ihrer Eltern geerbt. Die seien vor einiger Zeit gestorben - zuerst der Vater, kurz darauf die Mutter. Man spürte ihre Trauer,

besonders die nach dem Vater, mit dem sie oft im Wald unterwegs war. Von ihm hatte sie gelernt, die Natur zu beobachten: Pilze, Pflanzen und Sträucher zu unterscheiden - welche essbar waren, welche Heilkräfte besaßen. Ihre Mutter hatte daraus dann Heilmittel bereitet oder Mahlzeiten gekocht, was sie aus dem Wald mitbrachten.

Ich konnte nicht genau herausfinden, was mit ihr los war - und streng genommen ging es mich auch nichts an. Doch ich war neugierig, ob sie mir ein wenig erzählen würde. Ich fragte, wie ihre Eltern gestorben seien. Sie sagte, sie hätten einen Autounfall gehabt: Der Vater sei auf der Stelle tot gewesen, die Mutter wenige Tage später. Sie zögerte, schien unschlüssig, ob sie weitersprechen sollte. War mehr dahinter als nur der Unfall?

Sie stand auf und ging schweigend durch die doppelflügelige Tür.

„Das ist es“, dachte ich. „Mehr bekomme ich nicht zu hören.“

Doch kurz darauf kam sie zurück, setzte sich wieder und räusperte sich. Es lag eine Geschichte auf ihren Lippen, die endlich erzählt werden wollte.

„Mein Vater war Psychiater“, begann sie. „Er spezialisierte sich auf halluzinogene Pflanzen - vor allem Pilze. Er war überzeugt, dass sie auch in der Behandlung psychiatrischer Patienten eingesetzt werden könnten. Er führte Experimente durch, alles freiwillig und wissenschaftlich fundiert.

Es ging um *Mikrodosierungen*: sehr kleine Mengen des Wirkstoffs.

Eines Tages ging etwas schief. Ein Patient verlor nach einer Sitzung den Bezug zur Realität und beging später Selbstmord. Die Familie des Patienten - wohlhabend und einflussreich - gab meinem Vater die Schuld und klagte ihn wegen fahrlässiger Tötung an. Er wurde freigesprochen, denn die Familie hatte vorher schriftlich zugestimmt und es lag keine gefährliche Dosis vor. Aber das Urteil akzeptierten sie nicht. Von da an taten sie alles, um ihn zu zerstören - bis hin zu Morddrohungen.

Mein Vater hörte auf, Therapien mit halluzinogenen Mitteln durchzuführen, und schloss schließlich seine Praxis für immer. Er war emotional gebrochen. Man hatte ihn öffentlich an den Pranger gestellt, und in seinen Augen war seine Glaubwürdigkeit als Fachmann verloren.“

Sie schluckte.

„Das war nicht alles“, fuhr sie fort. „Die Dorfbewohner begannen, uns zu meiden. Der einst geachtete Mann wurde plötzlich als eine Art Magier aus norwegischen Sagen gesehen. Jemand, der mit Geistern sprach und dunkle Rituale vollzog. Wir wurden zu Aussätzigen in unserer eigenen Gemeinde.

Die Geschichten wurden immer grotesker. Über uns lag ein Fluch. Wenn wir einkaufen mussten, fuhren wir nach Karlstad und kauften Vorräte für einen Monat. Im Dorf war es zu belastend.“

Sie schüttelte den Kopf und trank Tee. Sie konnte es noch immer nicht fassen.

„Mein Vater war nicht in der Lage, das zu verarbeiten. Er fing an, viel zu trinken. Eines Tages fuhren er und meine Mutter nach Hause, er verlor die Kontrolle über das Steuer und prallte frontal gegen einen Baum.“

Sie sah mich an, ihre Blick zerbrechlich, sank dann mit dem Kopf nach vorn. Ich verspürte den Impuls, sie zu umarmen - hielt mich aber zurück.

„Und du?“, fragte ich leise. „Wie war das für dich?“

„Am Anfang hielten wir uns gegenseitig über Wasser“, sagte sie.

„Aber jetzt bin ich allein. Für das Dorf bin ich eine Sonderbare. Eine Einsiedlerin. Vielleicht eine Hexe. Ich komme damit schlecht klar. Uns ist so viel Ungerechtigkeit widerfahren für etwas, woran wir keine Schuld tragen. Ich frage mich jeden Tag: Warum?“

Ich zögerte und sagte schließlich: „Man sagt, dass der, den Gott am meisten liebt, am meisten leiden muss.“

„Warum sollte das so sein?“

„Weil derjenige, der tief leidet, Trost bei Gott sucht. Dadurch findet er schnell Nähe zu Ihm. Das ist Sein Weg. Menschen, denen es gut geht, sehnen sich nicht so nach Gott und bleiben daher weiter fern.“

Sie starrte auf ihre Tasse und flüsterte: „Ich spüre Ihn nicht. Nicht in meiner Nähe. Mehr so, als hätte Er uns verlassen.“

„Das kann ich gut verstehen.“

Ihre Melancholie lag wie eine schwere Decke über uns. Ich wollte diesem Gefühl entkommen. Meine Hände juckten, ich musste im Haus etwas tun und schlug vor, abzuwaschen. Sie meinte, das sei nicht nötig, aber ich bestand. Schließlich gab sie nach. Kurze Zeit später stand sie neben mir mit einem Tuch zum Abtrocknen. Als wir fertig waren, sagte sie, ich könne mein Zelt im Vorgarten aufschlagen. Das tat ich. An diesem Abend sah ich Sonja nicht mehr.

Am nächsten Morgen packte ich meine Sachen. Ich klopfte an die Tür, um mich bei ihr zu bedanken. Es war noch früh, und es dauerte einen Moment, bis sie öffnete. Mit einem vagen Lächeln, die Haare zu einem Zopf gebunden und im lila Kleid vom Vortag, gab sie mir zögerlich die Hand. Mit einem schwachen Lächeln, die Haare zu einem Zopf gebunden und das lila Kleid vom Vortag, gab sie mir eine unsichere Hand. Sie sagte, es würde sicher wieder getratscht. Die ganze Nacht ein fremder Mann im Haus, mit dem sie zweifellos das Bett geteilt hatte. Es sei ihr egal, meinte sie, doch ihr Blick sagte etwas anderes.

. . .

Ich fuhr ab mit einer Schwere, die ich nicht abschütteln konnte. Sonjas Haus, ihr Leid, ihre Isolation - das hatte mich getroffen. Sie schien gefangen in einem Drama, das sich über Jahre hingezogen hatte, in einer Welt, in der niemand mehr ihr Gehör schenkte. Ich war nur ein Vorübergehender, ein zufälliger Zeuge dieser Tragödie.

Unterwegs kam ich wieder zur Ruhe. Der vertraute Rhythmus, ein Gruß eines anderen Motorradfahrers, der Geruch von Kiefern und Benzin. Langsam glitten die Gedanken von mir ab, und die Straße lag wieder offen.

Ein unerwarteter Fan

Auch unter Motorradfahrern bemerkte ich eine Art Verbundenheit, ähnlich wie bei Straßenmusikern. An bestimmten Orten versammelten sich kleine Gruppen, und wenn ich mich dazugesellte, wurde ich sofort aufgenommen. Während der Fahrt grüßten wir uns mit einer Handbewegung - außer den Harley-Fahrern, die grüßten nur andere Harley-Fahrer.

Hinter Karlstad beschloss ich, auf einem Campingplatz zu übernachten, vor allem, um die Einrichtungen benutzen zu können. Ich bekam einen Platz neben einem schwedischen Ehepaar mit ihrem kleinen Sohn zugewiesen. Die Frau, etwa vierzig Jahre alt, lag oben ohne in einem Liegestuhl und sonnte sich. Ihr Mann - ein kräftiger Kerl von fast zwei Metern mit behaartem Körper - saß im Vorzelt ihres Travel-

Sleepers und arbeitete seinen Biervorrat ab. Der Tisch war überladen mit leeren Halbliter dosen.

Sie suchten sofort den Kontakt - besonders der kleine Junge, der war ganz verrückt nach dem Motorrad. Er wollte es anfassen und sah mich fragend an. Ich ließ ihn gewähren. Als er alles begutachtet hatte, hob ich ihn auf den Sattel. Über den Tank gebeugt, reichten seine kleinen Arme gerade bis zum Lenker, und während er am Gasgriff drehte, rief er begeistert: „Brrroem, brrroem!“

Die Eltern sahen lächelnd zu und murmelten etwas auf Schwedisch. An diesem Abend durfte ich mit ihnen essen. Als der Mann mir ein Bier anbot, verstand ich auch, warum er so viel trinken konnte - es hatte nur zwei Prozent Alkohol. In Schweden kann man das im Supermarkt kaufen. Für stärkeres muss man zum *Systembolaget*, einem staatlichen Geschäft, aber das gab es hier in der Nähe nicht.

Der Mann gab mir einen nützlichen Tipp: Wenn man durch Schweden reist, sollte man bedenken, dass der Sommer kurz ist. Der Winter konnte ganz plötzlich hereinbrechen. Es war erst Ende Juli, also war ich vorerst auf der sicheren Seite - aber die Warnung war trotzdem wertvoll.

Nach dem Essen spielte ich Frisbee mit ihrem Sohn, und später holte ich meine Gitarre hervor, um ein paar Lieder für sie zu spielen. Kurz bevor er ins Bett ging, bat er mich um ein Autogramm - er war fest davon überzeugt, dass ich

später ein großer Star werden würde. Ich musste lachen, gönnte ihm aber seinen Moment. Ich setzte meine erste Unterschrift für einen Fan und, wie sich später herausstellen sollte, zugleich meine letzte.

Am nächsten Tag erreichte ich Stockholm und machte mich auf die Suche nach Nils.

Stockholm

Ich fand seine Adresse ziemlich schnell. Aber als ich klingelte, kam keine Antwort. Um die Ecke hinter dem Gebäude befand sich ein kleines Tor, das zu einem Innenhof mit einer Hintertür führte. Dort stellte ich mein Motorrad ab. Nils tauchte an diesem Tag nicht auf - und auch in den folgenden Tagen blieb es still. Nachts schlief ich in meinem Schlafsack unter dem Torbogen, an mein Motorrad gelehnt. Dort war ich geschützt und hatte meine Sachen im Blick.

Eines Morgens kam eine ältere Frau durch die Hintertür hinaus und begann auf Schwedisch auf mich einzureden. Ich verstand kein Wort, aber Ton und Haltung ließen keinen Zweifel: Ein Fremder vor der Tür - das fühlte sich für sie nicht sicher an. Verständlich. Ich versuchte, sie zu beruhigen. Ich nannte den Namen Nils und machte ihr begreiflich, dass ich auf ihn wartete. Sie kannte ihn, aber das änderte nichts an ihrem Unbehagen.

Am nächsten Tag tauchte Nils zum Glück auf. Die alte Frau hatte ihn inzwischen angesprochen - sie sagte, sie habe Angst gehabt, mich dort vor der Tür zu sehen. Nils verstand sie und fand es auch keine besonders kluge Idee von mir. Ich gab ihm recht. Im Nachhinein hätte ich es besser wissen sollen und entschuldigte mich; ich wollte ihn nicht in Schwierigkeiten bringen. Er beruhigte mich - das Motorrad durfte stehen bleiben. Zusammen brachten wir meine Sachen nach oben, und von da an wohnte ich bei ihm.

Ich bekam den Code für die Haustür und einen Schlüssel für die Wohnung. So konnte ich kommen und gehen, wann ich wollte. Anfangs verbrachte ich viel Zeit drinnen. Es gab wenig Grund, hinauszugehen. Nils hatte ein großes Netzwerk von Freunden und Freundinnen und bekam regelmäßig Besuch. Viele von ihnen kamen aus Südeuropa und dem Nahen Osten. Es herrschte oft eine angenehme Atmosphäre. Laut den meisten war Nils kein typischer Schwede - dafür war er viel zu offen und gastfreundlich. Von der angeblich verschlossenen Art des Durchschnittsschweden hatte ich selbst wenig gemerkt, aber offenbar war das das gängige Bild.

Nils und ich machten Pläne, gemeinsam Musik zu machen. Er hatte einen Auftritt in Aussicht, die wir zusammen spielen konnten. In der Zwischenzeit zog ich allein durch die Stadt, um auf der Straße zu spielen, aber wie schon in Kopenhagen war die Ausbeute gering.

. . .

Trotzdem genoss ich Stockholm. Verwinkelte Gassen führten mich entlang der Kais der Inseln und durch Wohnviertel mit fast dörflichem Charakter. Unterwegs boten sich mir immer wieder wunderschöne Ausblicke. Das viele Wasser verlieh dem Zentrum eine offene, frische Ausstrahlung. Dadurch kamen die stattlichen, farbenfrohen Gebäude noch besser zur Geltung. Alles war sauber und aufgeräumt - viel ordentlicher als etwa in Kopenhagen.

Die Stadt flößte Ehrfurcht ein. Sie hatte eine gewisse Würde, eine stille Erhabenheit, die ich in keiner anderen Stadt gespürt hatte.

Konzert im Park

Auf einem meiner Streifzüge durch das Zentrum traf ich Finn, einen jungen Iren, der in einem kleinen Park spielte. Als ich ankam, stimmte er gerade seine Gitarre. Er saß auf einer Bank an einem runden Platz, der von einer niedrigen Mauer aus Basaltsteinen umgeben war. Darauf saßen schon etliche Zuschauer, die darauf warteten, dass er anfing.

Er sah meine Gitarre und fragte, ob ich mitspielen wollte. Ich zögerte. Der Gedanke, vor einem richtigen Publikum zu spielen, machte mich etwas nervös. Aber zugleich reizte mich die Herausforderung.

. . .

„Ja, das ist in Ordnung“, sagte ich mit mehr Überzeugung, als ich wirklich fühlte.

„Unterhalte sie schon mal“, meinte er. „Ich bin gleich so weit.“

Damit hatte ich nicht gerechnet - nun wurde ich ins kalte Wasser geworfen. Ich war auf mich allein gestellt. Das hatte ich noch nie gemacht: Zum ersten Mal vor Publikum. Aber jetzt gab es kein Zurück mehr.

Ich nahm all meinen Mut zusammen, packte meine Gitarre aus und blickte etwas unsicher um mich. Während ich die Saiten prüfte, überlegte ich fieberhaft, was ich spielen sollte. Viele Möglichkeiten gingen mir durch den Kopf. Schließlich entschied ich mich für ein instrumentales Stück - eine jazzige Blues-Progression im Swing-Feeling, mit laufenden Basslinien und kleinen solo-Ausflügen dazwischen. Etwas, das ich schon tausendmal gespielt hatte. Das war wenigstens weniger konfrontierend als zu singen. Doch ich wusste nicht, ob das Publikum das zu schätzen wusste. Es war wohl etwas ganz anderes, als sie von Finn gewohnt waren.

Zu meiner Überraschung brach lauter Applaus los, als ich fertig war. Finn war sofort begeistert und stellte mich dem Publikum als einen großartigen Gitarristen vor - was ich in Wirklichkeit keineswegs war - den er eigens für diesen Auftritt eingeladen habe. Wir spielten den ganzen Nachmittag zusammen. Ich folgte seinen Akkorden und versuchte, rhythmische und melodische Variationen einzubringen.

. . .

Finn hatte die Situation völlig unter Kontrolle und suchte ständig den Kontakt zum Publikum. Sie hingen an seinen Lippen - es war ganz klar seine Show. Am Ende teilten wir die Einnahmen. Ich hatte noch nie so viel Geld in so kurzer Zeit verdient. Für Finn war das selbstverständlich; bei ihm lief es immer so.

Ich fragte mich, wie es kam, dass die Leute sich so leicht zu ihm hingezogen fühlten. Er spielte nur mäßig Gitarre, und seine Stimme war nichts Besonderes. Doch sobald er sich irgendwo niederließ, strömten sie herbei.

„Er musste wohl eine besondere Gabe haben“, dachte ich.

Mir selbst fehlte das völlig. Ich war eher schüchtern und konnte mit einer großen Menschenmenge nicht umgehen. Vielleicht für ein einzelnes Lied - so wie am Anfang - aber nicht einen ganzen Nachmittag.

Auf der Titelseite

Am nächsten Tag geschah etwas Unerwartetes. Zu unserer Überraschung standen Finn und ich groß auf der Titelseite der Zeitung. Offenbar waren genau ein Jahr zuvor, im selben Park und am selben Datum, Unruhen zwischen zwei Jugendgruppen ausgebrochen. Sie hatten sich erneut verabredet, an diesem Tag im Park zusammenzutreffen, um die

Auseinandersetzung fortzusetzen. Davon hatten wir keine Ahnung.

Doch als die beiden Gruppen im Park ankamen, spielten Finn und ich gerade unser Konzert, und die Stimmung war entspannt. Anstatt aufeinander loszugehen, schlossen sie sich dem Publikum an und genossen die Musik. Vom Kämpfen war keine Rede mehr.

Eine Journalistin, die von den geplanten Ausschreitungen wusste, war in den Park gekommen, um darüber zu berichten. Als sie jedoch sah, dass alle friedlich beieinander saßen und der Nachmittag ruhig verlief, schrieb sie stattdessen darüber einen Artikel in der Zeitung.

Musik verbindet, lautete die Überschrift.

„Keine Unruhen wie im Vorjahr. Ein Konzert zweier großartiger Musiker sorgte für eine so gute Stimmung, dass die Jugendlichen vergaßen, warum sie eigentlich gekommen waren.“

Musik schien die Kraft zu haben, etwas in Bewegung zu setzen - sogar Streit zu verhindern. In diesem Moment wurde mir klar: Was ich tat, hatte Bedeutung, ich hatte Bedeutung.

Spielen in der U-Bahn

. . .

Nach unserem kurzen Moment des Ruhms stand ich am nächsten Tag wieder ganz normal auf der Straße. Mit Nils hatte ich bisher noch nicht zusammengespielt, aber er brauchte dringend Geld und schlug vor, in der U-Bahn Musik zu machen. Er hatte schon Erfahrung damit. Der Plan war einfach: Wir würden die ganze Linie abfahren und zwischen den Stationen jeweils ein Lied spielen. Danach gingen wir mit dem Hut herum - ich auf der einen, er auf der anderen Seite des Wagens.

Das schien mir eine gute Idee. Spannend auch. Wieder einmal etwas anderes. Wir suchten ein paar Stücke aus und machten uns auf den Weg.

Am Schalter kauften wir ein Ticket, stiegen in die nächste Bahn und stellten uns im Gang des Wagens einander gegenüber, etwa fünf Meter voneinander entfernt. Sobald der Zug anfuhr und alle saßen, begannen wir zu spielen.

Das funktionierte erstaunlich gut. Ein Lied reichte - die Fahrt zwischen zwei Haltestellen dauerte kurz, und wir mussten ja auch noch mit dem Hut herumgehen. Manchmal dauerte es, bis die Leute ihr Portemonnaie gefunden hatten. Wenn jemand etwas geben wollte, aber nicht schnell genug war, gingen wir erst weiter und kamen später zurück.

Gelegentlich reichte die Zeit nicht, um alle um eine Spende zu bitten - der Zug hielt schon, und Fahrgäste stiegen aus.

Doch bald lernte ich, die Situation besser einzuschätzen, und wurde geschickter. So arbeiteten wir uns die ganze Linie entlang. An der Endstation kehrten wir um und begannen von vorn.

Ein Lied kam besonders gut an, und unsere Stimmen mischten sich schön - es war *Mrs. Robinson* von Simon & Garfunkel. Damit verdienten wir stets am meisten Geld.

Danach spielten wir ein - oder zweimal pro Woche in der U-Bahn. Das war deutlich lukrativer als auf der Straße zu stehen.

Als wir nach Hause gingen, waren wir beide bester Laune. Es funktionierte - für uns beide. Wir bildeten ein gutes Team, verstanden uns intuitiv. Es fühlte sich an, als könnten wir die Welt erobern. Wenn auch nur in Gedanken.

Es war angenehm, in seiner Nähe zu sein. Er hatte etwas Sanftes, Geduldiges - eine menschliche Tiefe, die Ruhe ausstrahlte. Deshalb hatte er auch so viele Freunde. Sie liebten ihn aufrichtig.

Manchmal überraschte er mich mit einer spontanen Geste, die mich berührte. Einmal sprach er auf der Straße eine Frau an, nur um ihr zu sagen, dass sie einen schönen Mantel trug.

„Das musste einfach gesagt werden“, meinte er danach, ohne jede Hintergedanken.

Es war entwaffnend.

Er war am schönsten, wenn er sich selbst vergaß.

Josh

Auf der Straße zu spielen brachte vielleicht weniger ein, aber es erfüllte mich am meisten. Es war unvorhersehbar, voller überraschender und schöner Momente.

So lernte ich Josh kennen, einen amerikanischen Trompeter. Er hatte einen Kassettenrekorder an einen kleinen Pignose-Verstärker angeschlossen und spielte zu Jazzstandards, die er auf Band gesammelt hatte.

Josh war jüdischer Abstammung und hatte sein Heimatland gründlich satt. Seiner Meinung nach glitt die amerikanische Politik immer weiter in Richtung Faschismus, und die endlosen Kriege, an denen die USA beteiligt waren, stießen ihn ebenfalls ab. Er wollte nicht zurück.

Ich erzählte ihm, dass ich viele Jazzstücke kannte, und schlug vor, gemeinsam etwas auszuprobieren.

„Welche denn?“, fragte er.

Ich zeigte auf das *Real Book*, das auf dem Boden lag - die Bibel des Jazzmusikers mit Hunderten von Standards - und sagte, dass ich im Grunde alles spielen könne, was darin

stand. Es war zwar die B-Version für Trompete, aber ich konnte mühelos beim Spielen nach C transponieren. Ich erzählte, dass ich ein paar Jahre Jazzgitarre studiert hatte und das *Real Book* auch dort die Grundlage des Unterrichts gewesen war.

Josh und ich spielten ein paar Lieder zusammen und fanden schnell unseren gemeinsamen Rhythmus. Er begann mit dem Thema, dann improvisierte er, und danach war ich an der Reihe. Ich legte eine fließende Basslinie unter die Akkorde, mit rhythmischen Akzenten und Variationen. Zum Schluss spielte Josh das Thema noch einmal, womit wir das Stück beendeten.

Wir hatten Spaß und hörten erst auf, als seine *Embouchure* schlappmachte. Doch Jazz ist nicht jedermanns Sache, und wir verdienten wenig. Wenn man das dann auch noch teilen muss, lohnt es sich kaum.

Trotzdem trafen wir uns auch in den folgenden Tagen. Meist spielten wir ein paar Stücke zusammen, danach machte Josh wieder sein eigenes Ding. Nach einer weiteren gemeinsamen Session schlug ich vor, in der U-Bahn zu spielen. Ich erzählte ihm von meinen guten Erfahrungen mit Nils - das sollten wir auch versuchen. Er fand die Idee gut, und wir verabredeten uns für den nächsten Tag.

In der U-Bahn machten wir es genauso wie zuvor: etwa fünf Meter Abstand, und los ging's. Doch ich merkte sofort, dass

die Stimmung völlig anders war. Mit Nils hatte ich bekannte Lieder gespielt, mit Gesang, der zum Zuhören einlud. Mit einer Trompete war das anders.

Josh hatte keinen weichen, runden klassischen Ton, sondern einen rauen Jazz-Sound, der sich gnadenlos an dissonanten Akkorden von unten nach oben arbeitete und wieder zurück. Nicht gerade angenehm zum Zuhören. Einige reagierten sogar sichtbar genervt. Das machte mir zu schaffen. Ich wollte nicht das Gefühl haben, unerwünscht zu sein. Wir drängten uns ja ohnehin auf, und wenn man dann noch eine unangenehme Atmosphäre erzeugt, sollte man sich fragen, ob man wirklich das Richtige tut.

Die ablehnenden Blicke mancher, wenn ich mit dem Hut herumging, trafen mich manchmal tief. Ein paar Stationen später sagte ich zu Josh, dass das meiner Meinung nach wenig Sinn habe. Er verstand es, und wir beschlossen, aufzuhören.

Mir wurde klar, wie verletzlich das Leben als Musiker war. Talent, Technik oder Leidenschaft waren längst nicht immer entscheidend. Man konnte ein ganzes Studium hinter sich haben, die schönsten Stücke spielen - und trotzdem kaum Beachtung finden.

Josh wusste, wie das Spiel lief. Aber das hielt ihn nicht auf. Er genoss das Spielen auf der Straße. Dort konnte er sich ausdrücken, auf seine eigene Weise.

. . .

Und Aufmerksamkeit - das war es, wonach Nils sich am meisten sehnte.

Ambitionen

Er hatte mich ohne viele Fragen in sein Haus aufgenommen, und ich war ihm dafür aufrichtig dankbar. Seine Gastfreundschaft gab mir eine Basis, einen Ruhepunkt und die Möglichkeit, Stockholm kennenzulernen.

Seit meiner Ankunft hatten wir viel Zeit zusammen in der Wohnung verbracht und lernten uns immer besser kennen. Auch seine Zweifel und Unsicherheiten traten langsam zutage. Nils betrachtete sich selbst als ein verkanntes Talent. Seiner Meinung nach verdiente er viel mehr Anerkennung, als er bisher erhalten hatte. Seine Stimme - die sicher auffiel - konnte seiner Ansicht nach mühelos mit bekannten Künstlern wie ABBA und anderen schwedischen Größen mithalten.

Schon bald stellte sich heraus, dass Nils dazu neigte, zu viel zu trinken. Dann verfiel er in Melancholie, und in solchen Momenten war mit ihm kaum etwas anzufangen. Er sah sein Leben als eine Reihe verpasster Chancen, hoffte aber weiterhin auf ein Wunder: doch noch den Durchbruch, doch noch die Anerkennung, die ihm zustand.

. . .

In diesem Traum spielte offenbar auch ich eine Rolle. Er meinte, ich sei musikalisch etwas geschickter als er - wenn auch nur geringfügig. Ich sollte seine Lieder auf ein höheres Niveau heben, ihm helfen, besser dazustehen. So hoffte er, doch noch eine Chance zu bekommen.

Wir arbeiteten einige Abende lang zusammen an seinen Stücken. Ich gab den Melodien mehr Schichten, fügte Harmonien und Variationen hinzu. Aber es half ihm nicht. Im Gegenteil - er wurde gereizt, und ich bemerkte, dass ich ihn eher verunsicherte, als dass es etwas brachte.

Was er brauchte, war kein musikalischer Partner wie ich, sondern ein Produzent - jemand, der sein Talent ernst nahm, mit ihm aufnehmen wollte, vielleicht sogar Songs für ihn schrieb. Aber ich war nicht dieser Mensch.

Für Nils war es eine Enttäuschung, dass ich ihm nicht weiterhelfen konnte. Dass ich seine Ambitionen nicht teilte, konnte er kaum begreifen. Für mich ging es nicht um Karriere. Mein Antrieb war das Abenteuer. Musik war ein Mittel, kein Ziel.

Obwohl er Dinge von mir erwartete, die ich nicht erfüllen konnte - weil er ein zu rosiges Bild von meinem Können hatte - sah ich wiederum zu ihm auf. Er hatte durchaus Talent: seine Ausstrahlung, die Selbstverständlichkeit, mit der er sang, seine Hingabe. Seine Präsenz, auf der Straße oder in einer Bar, wirkte wie ein Magnet. Sie verfielen ihm.

. . .

Doch es schien ihm nicht vergönnt. Er jagte einem Traum nach, der immer weiter außer Reichweite geriet. Als ob es nicht für ihn bestimmt war.

Nils war Ende dreißig. Seiner Meinung nach musste es jetzt geschehen - sonst wäre es zu spät.

Irgendwie fühlte ich mich verantwortlich. Er hatte mir Unterkunft geboten, und ich sah, wie er kämpfte. Aber ich wollte mich nicht in seinem Kampf verlieren - nicht in seinen Erwartungen verschwinden.

Gleichzeitig war Musik für ihn auch eine Art, Kontakt herzustellen. Er war ein Menschenfreund, kein Denker oder Stratege. Er liebte Gesellschaft. Das war auch der Grund, warum er auf der Straße spielte: wegen der Begegnungen.

Er sagte oft, dass alle so in sich gekehrt lebten. In Schweden, fand er, sei es schwer, wirklich zueinander durchzudringen. Aber sobald er sang, öffneten sie sich - dann ließen sie ihn für einen Moment in ihre Welt.

Wenn ich über seine Ambitionen nachdachte, fragte ich mich, was eigentlich der Unterschied war zwischen einer zufälligen Begegnung auf der Straße und einem Saal voller Fans, die dich bewundern. Geht es um Bestätigung - den

Rausch des Applauses, den Beweis, dass du zählst? Oder um Verbindung, etwas Echtes zwischen dir und einem anderen, auch wenn es nur eine einzige Person ist?

Nils träumte von Publikum, von Ruhm, vom Durchbruch. Aber was, wenn dieser Traum unerreichbar bleibt? Was bleibt dann übrig? Bist du dann weniger wert?

Inzwischen holte ihn die Realität ein. Geld interessierte ihn kaum, aber es brachte ihn ständig in Schwierigkeiten. Er sagte, dass er seine Wohnung bald verlieren würde wegen Mietschulden.

Als ich fragte, wie hoch die Schulden seien, sagte er nur: *Genug*.

Er hoffte auf etwas Aufschub, um seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Ich fragte mich, ob meine Anwesenheit für ihn eine Stütze war – oder heimlich auch eine zusätzliche Last. Wir lehnten uns gegenseitig aneinander, doch das Gleichgewicht war fragil.

Die Hochzeitsfeier

Ein Auftritt stand bevor. Nils hatte Verbindungen und wurde gelegentlich gebeten, die musikalische Umrahmung

bei Feiern oder Veranstaltungen zu übernehmen. Wir hatten ein Repertoire zusammengestellt, das größtenteils von ihm stammte - Lieder, die er gern spielte und an die ich mich anpasste.

Unser erster Gig war bei einem Hochzeitsjubiläum. Ein Paar feierte seine silberne Hochzeit. Nils kannte sie und stellte mich als seinen musikalischen Begleiter vor. Wir bekamen einen Platz in einer Ecke des Saals zugewiesen und bauten dort unser Set auf. Er hatte eine kleine Tonanlage, die für den Raum völlig ausreichte.

Nils übernahm die Führung, wie meistens. Dann war er in seinem Element, während ich lieber einfach mein Instrument spielte.

Wir begannen mit ein paar leichten Stücken, um in Schwung zu kommen. Während des ersten Sets waren wir kaum mehr als musikalische Tapete; die Leute waren noch mit Begrüßen, Reden und Trinken beschäftigt.

Inzwischen beobachtete ich die Hochzeitsgäste - wie sie sich verhielten und auf uns reagierten. Für mich war es ohnehin ein fremdes Land, also war ich gespannt, ob ich kulturelle Unterschiede bemerken würde. Aber eigentlich fiel mir kaum etwas auf.

. . .

Es erinnerte mich an das, was ich gewohnt war: das Volkstümliche, mit viel Essen und Trinken, Umarmungen, sobald genug Alkohol im Spiel war, Kinder, die hin- und herliefen und sich abwechselnd auf verschiedene Schöße setzten. Jemand, der noch schnell einen Toast ausbringen wollte, ein Paar, das schon tanzte, während der Rest noch nicht so weit war.

Je weiter das Fest voranschritt und der Alkohol zu wirken begann, desto ausgelassener wurden sie, und die Tanzfläche füllte sich zunehmend. Auch die Geldbeutel öffneten sich leichter, und während unseres Sets bekamen wir regelmäßig großzügige Trinkgelder.

Unser Zusammenspiel lief flüssig, obwohl wir viele Stücke noch nie gemeinsam gespielt hatten. Meistens begleitete ich, und Nils übernahm den Gesang. Die Refrains und Chöre sangen wir zusammen - das funktionierte gut.

Ab und zu durfte ich ein Stück singen. Dann schob ich zwischendurch eine *Mundtrompete* ein - eine raue Imitation einer Trompete, die durch den Saal schallte. Das sorgte allerdings für Spannungen: Nils fand es übertrieben; er wollte es lieber streng und ohne Schnörkel halten.

Aber ich ließ mich nicht bremsen. Den Gästen schien es egal - einige feuerten mich sogar an. Es war ein Fest, sie waren betrunken und mochten ein wenig Verrücktheit.

Als wir nach Hause kamen, teilten wir die Trinkgelder. Die Gage überließ ich Nils - er hatte den Auftritt organisiert und die Anlage mitgebracht. Außerdem konnte er das Geld besser gebrauchen als ich.

Sexuelle Freiheit

Ich lernte ein Mädchen kennen, das regelmäßig bei Nils zu Besuch kam - Catrin. Wir fingen etwas miteinander an. Es war eine kurzlebige Romanze, vor allem körperlicher Natur. Sie war ein freier Geist, und ich vermutete, dass ich nicht der Einzige war. In Schweden, so schien es mir, ging man ohnehin lockerer damit um.

In einem Hostel in unserer Nähe, das ich manchmal besuchte, weil es ein Treffpunkt für Reisende mit kleinem Budget war, arbeitete ein attraktiver nordafrikanischer Junge. Ich staunte über die Freiheit, mit der schwedische Frauen mit ihm flirteten. Manchmal fragten sie ihn sogar offen, ob er mit ihnen schlafen wolle.

Der Junge, ein praktizierender Muslim, hielt daran fest, dass er nur mit einer Frau schlafen würde, wenn sie seine Ehefrau wäre. Er wies sie auf leichte, oft humorvolle Weise ab, was ihn nur noch begehrenswerter machte. Trotzdem fragte ich mich, ob er der Versuchung auf Dauer widerstehen konnte - er war jung, und die Frauen blieben hartnäckig.

. . .

Dass Frauen sich so offen anboten, hatte ich noch nie erlebt. Aber in Schweden - oder zumindest in Stockholm - schien das völlig normal zu sein.

Schwedische Sprache

Catrin brachte mir ein bisschen Schwedisch bei. Wenn ich Schweden sprechen hörte, verstand ich kein Wort. Von der geschriebenen Sprache konnte man manchmal etwas ableiten - darin fanden sich erkennbare Wörter.

Einmal saßen wir in der Küche bei Nils und benannten die Dinge, die wir sahen: verschiedene Arten von Lebensmitteln, Besteck, Geschirr, Dinge auf der Arbeitsplatte und an der Wand. Sie nannte alles auf Schwedisch, ich auf Niederländisch. Zu meiner Überraschung stimmten etwa siebenzig bis achtzig Prozent der Wörter überein - manchmal mit anderem Klang oder kleiner Abweichung, aber gut zu verstehen. Das fand ich faszinierend.

Später machte ich dasselbe mit Nils. Auf dem Sofa sitzend, mit einem Bier in der Hand, zeigten wir auf so viele Dinge wie möglich, um zu testen, ob dieselben Wörter auftauchten.

Ein zusätzlicher Vorteil war, dass ich zu Hause Platt sprach - einen niedersächsischen Dialekt, dessen Laute und Intona-

tion dem Schwedischen sogar näher stehen als dem Niederländischen.

Was ich damals nicht wusste, war, dass im Mittelalter die Umgangssprache innerhalb der Hanse das Mittelniederdeutsche war. Diese Sprache ähnelt stark dem Niedersächsischen. Da viele skandinavische Städte Mitglied der Hanse waren, soll etwa die Hälfte des schwedischen Wortschatzes aus dem Mittelniederdeutschen stammen.

Wahrscheinlich galt das auch für Dänisch und Norwegisch. Es schien mir also nicht allzu schwierig, die Sprache zu lernen. Nicht, dass ich es jemals ernsthaft in Betracht gezogen hätte - alle sprachen Englisch, und das war einfach. Man musste sich wirklich Mühe geben, wenn man die Sprache beherrschen wollte, und da ich ohnehin nicht vorhatte, lange zu bleiben, schien es wenig Sinn zu haben.

Cornelis Vreeswijk

In Schweden hatten sie auch einen Nationalhelden. Jedes Mal, wenn ich einem Schweden sagte, dass ich aus den Niederlanden kam, riefen sie begeistert: „Cornelis Vreeswiek!“

Vreeswijk war ein niederländischer Volksänger, der in seiner Jugend nach Schweden gezogen war und dort zu einer Ikone

wurde. Seine Lieder und vor allem sein origineller Umgang mit der schwedischen Sprache machten ihn zu einer großen Gestalt. Später wurde sogar ein Gedenktag für ihn eingeführt.

Aber es waren nicht nur seine Musik und seine Texte, die ihn so beliebt machten. Auch sein Image und die Tragik seines Lebens berührten viele Schweden tief.

Jemand sagte einmal zu mir: „Er hat das Leiden eines Volkes auf sich genommen - und für die ganze Nation sichtbar gemacht.“

Schlägerei auf der Straße

Auf einem Platz im Einkaufsviertel - einem Ort, an dem ich oft Musik machte und der für mich stets eine verlässliche Einnahmequelle war - kam ein Junge mit einer Gitarre auf mich zu. Er fragte, ob wir zusammen spielen könnten, in einem Ton, der eher fordernd als freundlich klang. Darauf hatte ich wenig Lust. Ich versuchte, ihn abzuwimmeln, aber er ließ nicht locker.

Ohne weiter auf mich zu achten, holte er seine Gitarre heraus, stellte seinen Koffer auf, klappte ihn auf und setzte ein. Es war offensichtlich, dass er keine Ahnung von der ungeschriebenen Regel unter Straßenmusikern hatte: man respektiert den Platz des anderen.

. . .

Ich sagte ihm, er solle sofort aufhören und woanders hingehen, aber er weigerte sich. Ich legte meine Gitarre weg, trat nach vorn und stellte mich drohend vor ihn. Nach einem heftigen Wortwechsel gerieten wir aneinander.

Es ging so heftig zu, dass einer der Umstehenden meinte, die Polizei rufen zu müssen, und sich auf die Suche nach ihr machte. Da ständig Polizisten durch die Straße patrouillierten, würde es wohl nicht lange dauern. Doch ein anderer Zuschauer warnte uns, dass jeden Moment Polizei auftauchen könne.

Wir zögerten keine Sekunde: das Kämpfen hörte abrupt auf. Schnell richteten wir unsere Kleidung, griffen nach unseren Gitarren und taten so, als wäre nichts passiert. Kaum standen wir wieder aufrecht, als die Polizisten eintrafen.

Sie sagten, sie seien wegen einer Schlägerei gerufen worden, und fragten, ob wir etwas damit zu tun hätten. Wir wussten von nichts - wir sagten, wir hätten die ganze Zeit hier gespielt. Sie sahen uns misstrauisch an, konnten aber wenig tun. Nach ein paar prüfenden Blicken und etwas Hin-und-Her-Gerede zogen sie wieder ab.

Wir waren so erleichtert, dass wir uns spontan umarmten. Danach spielten wir noch ein paar Lieder zusammen - dank der heilenden Wirkung der Autorität.

Abschied

Der Vorfall wurde zum Spiegel des Moments. Unterschwellige Gefühle - vage, schwer zu fassen - suchten ihren Weg an die Oberfläche. Sie wollten gehört werden, aber das Bewusstsein war noch nicht bereit.

So war es auch zwischen Nils und mir. Das Beste war vorbei. Was zuerst selbstverständlich schien, begann zu reiben. Das fand ich schade. Ich hatte großen Respekt vor ihm. Aber ich fühlte mich zunehmend belastet durch meinen Aufenthalt in seiner Wohnung.

Ich zog mich allmählich zurück - nicht körperlich, sondern im Denken. In meinem Kopf war ich schon woanders, obwohl ich noch immer ihm gegenüber saß.

Wir hatten es versucht, Nils und ich. Aber was er sich von unserer Zusammenarbeit erhofft hatte, kam nicht zustande. Etwas lag zwischen uns - unausgesprochen, aber spürbar. Dass ich seine Erwartungen nicht erfüllen konnte, drückte auf mir. Aber ich war eben nur ein angehender Musiker.

Die Atmosphäre wurde angespannter. Und während Nils an dem festhielt, was er hatte, wuchs in mir der Drang nach etwas Neuem. Veränderung. Abenteuer. Es war Zeit weiterzuziehen.

Das sagte ich ihm. Er nickte langsam und meinte, dass es wahrscheinlich das Beste sei. Doch er schlug vor, noch ein letztes Mal gemeinsam aufzutreten - als eine Art Abschied, damit ich etwas Geld für die Weiterreise hätte.

Aber dieser Auftritt war erst in anderthalb Wochen geplant, und ich wusste, dass ich nicht länger bleiben konnte. Ich dankte ihm für das Angebot. Seine Enttäuschung war spürbar, auch wenn er sie nicht aussprach. Vielleicht hatte er noch Raum übrig, während ich innerlich schon gegangen war.

Für mich war der Moment gekommen. Nach fast zwei Monaten unter seinem Dach nahm ich die Fähre nach Helsinki.

Helsinki

Die Reise fühlte sich sofort wie ein Umschalten an. Wo ich noch in einem schlichten Wohnzimmer Abschied genommen hatte, stand ich nun auf einem Schiff, das die Ostsee durchpflügte, umgeben von Reisenden, die Lust auf Vergnügen hatten.

Auf dem Schiff gab es einen Nachtclub, mit einem DJ, der den ganzen Abend auflegte. Es herrschte eine rauchige, schwüle Atmosphäre. Der Raum war niedrig und quadratisch, mit Spiegeln an den Wänden, die ihn größer wirken

lassen sollten. Helle, farbige Lichter drehten sich träge im Kreis - rot, blau, grün - und warfen Blitze auf Gesichter, die bereits vom Schweiß und Alkohol glänzten. Der Boden vibrierte sanft im Bass eines Synth-Pop-Songs von A-ha oder The Human League.

Entlang der Ränder der Tanzfläche saßen Gruppen von Finnen und Schweden an kleinen runden Tischen, Bierdosen und Wodkagläser vor sich, einige laut, andere schweigend und starrend. Auf der Tanzfläche standen Männer in Jeansjacken und Frauen mit toupiertem Haar und Schulterpolstern, die langsam in Bewegung kamen.

Der DJ, verborgen in seiner Kabine, spielte Mixe von Kassette oder Vinyl, mit gelegentlich holprigen Übergängen, die niemanden störten. Jeder war auf der Durchreise, niemand kannte den anderen wirklich - und dadurch herrschte eine lockere Atmosphäre der Ungebundenheit.

Der Alkohol floss reichlich, die Grenzen verschwammen. Es war viel billiger wegen der niedrigen Steuern, und davon wurde ausgiebig Gebrauch gemacht. Manche machten daraus einen Ausflug, kamen nur an Bord, um zu feiern, und kehrten mit dem nächsten Schiff wieder zurück.

Es war wild, laut, fröhlich. Ich fühlte mich mitgerissen. Nur eines fiel mir auf: hier trank man nicht der Geselligkeit wegen, sondern nur, um betrunken zu werden. In den Niederlanden war das meist anders. Gegen Ende des

Abends war die Mehrheit stockbetrunken und konnte kaum noch stehen. Einige mussten gestützt werden, um in die Schlafkabine zu gelangen.

Ich hatte keine Kabine gebucht. Als die Bar schloss und der Saal sich leerte, kroch ich in meinen Schlafsack auf einer der Bänke, auf denen wir den Abend verbracht hatten. Es lagen noch ein paar andere dort - das beruhigte mich. So fühlte es sich wenigstens nicht an, als würde ich etwas Verbotenes tun.

Als ich das Schiff verließ, war die Luft grau. Ein nebliger Schleier hing über dem Kai. Die feuchte Luft beschlug das Visier meines Helms. Es war kühl. Der Hafen lag still und weit, mit dem Geruch von nassem Holz - aufgetürmt in riesigen Stapeln, bereit zum Transport.

Im Zentrum spannten sich Straßenbahndrähte wie Stahlnetze über breite Alleen. Die Farben der Gebäude wirkten matt im grauen Licht. Ich fuhr an schlichten Läden mit einfachen Schaufenstern vorbei, in ordentlich angelegten Straßen. Die Stadt wirkte übersichtlich, geordnet, kontrolliert.

Frida

Am Nachmittag wollte ich spielen. Ich versuchte mein Glück in einem großen überdachten Einkaufszentrum. Dass

es überdacht war, sorgte oft für eine schöne Akustik - aber der Nachteil war, dass sich die Ladenbesitzer schneller beschwerten, wenn sie sich gestört fühlten. Ich war gespannt, wie das hier in Finnland laufen würde.

Der Klang war herrlich. Ich musste kaum Laut geben, um gehört zu werden. Jeder Ton wirkte klar, definiert und intim. Wenn man sich gut fühlt, die Zeit vergisst und sich vom Rhythmus und der Musik tragen lässt, dann kommt das Geld von selbst - zumindest war das meine Erfahrung. Und wenn es nicht kam, war das auch in Ordnung. Dann hatte man wenigstens Freude gehabt. Aber es kam genug zusammen, und das machte es nur noch schöner. Auch die Ladenbesitzer hatten nichts dagegen.

Nach etwa einer Stunde blieb ein Mädchen in meinem Alter in einiger Entfernung stehen und schaute zu. Als ich mit meinem Lied fertig war, kam sie zu mir und begann ein langes Gespräch. Ihrer Meinung nach gab es in Helsinki nicht viele Straßenmusiker, und sie freute sich, einen zu treffen. Sie war ein offenes, spontanes Mädchen. Etwas mollig, mit dunklem lockigem Haar und einem runden Gesicht mit einigen Pickeln. Nicht auffallend hübsch, aber mit einer warmen Ausstrahlung und ehrlichem Interesse.

Sie fragte, wo ich übernachtete. Ich sagte, dass ich darüber noch nicht nachgedacht hatte. Ohne zu zögern bot sie mir an, bei ihr zu schlafen - wie ein Geschenk des Himmels. Ich überlegte kurz, ob ich noch ein wenig weiterspielen sollte,

aber eigentlich fand ich es zu spannend und hatte keine Lust mehr. Sie sagte, ich könne gleich mitkommen.

Mitfahren ging nicht, da ich mit dem Motorrad unterwegs war. Sie gab mir ihre Adresse und Telefonnummer und sagte, sie würde mich schon sehen, wenn ich auftauche. Ich bekam einen Stadtplan, den sie schnell irgendwo aus einem Laden geholt hatte, und sie markierte ihre Adresse darauf. Sie selbst fuhr mit dem Bus und würde in einer halben Stunde zu Hause sein.

Sie wohnte in einem Vorort, in einer Wohnung im dritten Stock. Die Vorderseite war weiß verputzt, mit einem offenen Treppenhaus und einer breiten Treppe nach oben. Als ich klingelte, wartete sie schon auf mich.

Innen war es ziemlich schlicht eingerichtet. Außer einem großen Sofa standen kaum Möbel, aber der Raum wirkte offen, mit einer großen Fensterfront an der Vorderseite. Nahe dem Fenster stand eine Pflanze in einem großen Topf auf einer Erhöhung, und an der Wand hingen ein paar Poster.

Wir aßen zusammen und machten es uns gemütlich. Sie erzählte, dass sie über ihre Eltern schwedischer Abstammung sei, aber ihr ganzes Leben in Helsinki gelebt habe. Nur ihr Name - Frida - verriet, dass sie von der anderen Seite kam. Sie sprach beide Sprachen fließend, und auch Englisch fiel ihr leicht.

. . .

Wir tranken Wein und redeten bis in die frühen Morgenstunden. In dieser Nacht schlief ich auf dem Sofa.

Am nächsten Tag war Samstag, und sie musste nicht zur Arbeit. Wir schliefen aus und hatten am Abend zuvor verabredet, dass wir zusammen in die Stadt gehen würden, um Musik zu machen.

Am Nachmittag nahmen wir den Bus zum Einkaufszentrum. Wir liefen herum, und ich erklärte ihr, worauf ich achte, wenn ich einen geeigneten Platz suche. Zuerst war da die Akustik - damit nicht nur das Publikum, sondern auch ich mich selbst gut hören konnte. Es durfte außerdem nicht zu laut oder zu voll sein. Aber ob ein Ort wirklich geeignet war, wusste man erst im Nachhinein. Wenn ich länger in einer Stadt blieb, testete ich mehrere Orte, um herauszufinden, was funktionierte.

Frida fand das alles spannend und wollte unbedingt helfen. Als wir eine geeignete Stelle gefunden hatten, fragte sie, ob sie auch etwas tun könne. Das war nicht schwer: nimm einen Becher oder eine Schale und bitte die Passanten freundlich um eine kleine Spende. Die Einnahmen wurden dann geteilt - so läuft das auf der Straße.

Aus Erfahrung wusste ich, dass Passanten eher bereit sind, etwas zu geben, wenn man aktiv auf sie zugeht. Eine

einfache Bitte mit einer offenen Haltung wirkte meist am besten. Es klingt einfach, aber auch das war eine Kunst für sich. Manche machten eine ganze Show daraus, andere taten es ohne Überzeugung oder hatten Mühe, Kontakt aufzubauen.

Es gab auch Leute, die kein Instrument spielten, sondern einfach nur um Geld baten. Daran war grundsätzlich nichts auszusetzen, solange sie sich an die ungeschriebenen Regeln hielten. Was man auf keinen Fall tun durfte, war „*deep tanking*“ - also mehr als seinen Anteil in die eigene Tasche stecken. Das musste übrigens nur einmal passieren: Wer dabei erwischt wurde, war sofort draußen - nicht nur bei mir, sondern bei allen Straßenmusikern der Stadt. Geld von einem Kollegen zu stehlen war eine Todsünde.

Frida ging voll darin auf und genoss es, sich mitreißen zu lassen. Sie fand einen Pappbecher und erfüllte ihre Aufgabe mehr als hervorragend. Beweglich wie sie war, tanzte sie um die Passanten herum, machte kleine Verbeugungen oder freundliche Gesten, um sie zu einer Gabe zu bewegen. Ein Talent war geboren. Sie brachte die Leute zum Lachen - und das war noch immer die beste Art, die Kasse zu füllen.

Außerdem war sie eine auffällige Erscheinung. Für diesen Anlass hatte sie ein langes schwarzes Kleid mit einem weißen Kragen angezogen. Ihr Gesicht war im Gothic-Stil geschminkt: weiß gepudert, schwarze Lippen, dunkle Ringe um die Augen. Ein ziemlich düsterer Look. Aber zu aller Überraschung erschien jedes Mal, wenn jemand vorbeiging,

ein breites, ansteckendes Lächeln auf ihrem Gesicht - als würde sie jedes Mal mit Freude von den Toten auferstehen.

Das Geschäft lief gut. Als wir fertig waren, konnten wir mühelos unsere Einkäufe bezahlen und uns sogar ein Bier leisten. Alkohol war in Finnland schrecklich teuer, also wählten wir sorgfältig, wohin wir gingen. Etwas außerhalb des Zentrums kannte Frida eine Kneipe mit moderateren Preisen, die vor allem von Einheimischen besucht wurde.

Wir nahmen den Bus und betraten kurz darauf einen großen, kahlen Raum. An einem langen, robusten Tisch saßen Männer und Frauen mit stoischen Gesichtern und tranken ihr Bier. In Richtung der Bar standen ein paar runde Tische mit Stühlen. Dort nahmen wir Platz.

Es herrschte eine ruhige Stille. Kein Gemurmel, keine Nebengeräusche. Die Wände bestanden aus dicken Holzbrettern mit kleinen Fenstern, durch die das letzte Tageslicht über halbleere Gläser und die traurigen Gesichter der Gäste fiel. Ihre schweigenden Köpfe bewegten sich kaum, wenn sie ihr Glas zum Mund führten.

Der abgenutzte Boden knarrte bei jedem Schritt zur Bar - das einzige Geräusch im Raum. Hinter der Theke stand ein riesiger Kerl mit langem dunklem Haar und ebenso langer Bart - er erinnerte an Rasputin. Auch er schwieg.

Als wir die Kneipe verließen, trugen wir die Atmosphäre mit hinaus in den Abend. Die Straßen waren leer; nur das Klacken unserer Schritte begleitete uns. Unterwegs wuchs zwischen Frida und mir das Gefühl, etwas Besonderes geteilt zu haben, als hätten wir gemeinsam eine verborgene Grenze überschritten. Wir waren glücklich, als hätten wir etwas überwunden.

An diesem Abend wurden wir einander intim, und ich schlief in ihrem großen Bett.

Gespannte Erwartungen

Am Sonntag blieben wir zu Hause und machten einen langen Spaziergang durch die Nachbarschaft. Frida war begeistert vom Straßen musizieren geworden und wollte mit mir auf Reisen gehen. Sie dachte daran, sich von der Arbeit freizunehmen und gemeinsam auf Tour zu gehen.

Aber ich spürte sofort, dass das keine gute Idee war. Das Spielen selbst dauerte höchstens ein paar Stunden am Tag - den Rest der Zeit musste man miteinander verbringen. Ich hatte wenig Vertrauen, dass das gutgehen würde.

Ich versuchte mir vorzustellen, wie das funktionieren sollte. Zusammen auf dem Motorrad? Dafür war kein Platz. Oder sollten wir uns immer irgendwo treffen? Das waren praktische Probleme. Aber wichtiger war: Ich sah mein freies

Leben in Gefahr. Ständig Rücksicht nehmen zu müssen auf jemand anders - das wollte ich nicht.

Wir hatten es schön zusammen. Trotzdem nagte etwas in mir. Ich war nicht verliebt - und ohne dieses Gefühl schien alles sinnlos. Die ersten feinen Risse zeigten sich. Frida war ziemlich dominant, und damit kam ich schlecht zurecht. Sie erinnerte mich an meine Mutter: lieb, aber herrisch.

Gleichzeitig zweifelte ich. Vielleicht würde es ja noch etwas werden und ich sollte mich nicht so anstellen. Einfach mit dem Fluss gehen. Wenn es schiefgeht, geht es eben schief - was soll's? Aber ich konnte mich nicht dazu durchringen.

Sie hatte inzwischen ihre Arbeit abgesagt oder sich krankgemeldet - alles, um so viel Zeit wie möglich mit mir zu verbringen. Aber das machte es nur schwieriger. In den folgenden Tagen drängte sie weiter, mit mir zu reisen. Und wenn das nicht ging, schlug sie vor, wenigstens einen kurzen Urlaub zusammen zu machen - den sie bezahlen würde.

Doch auf so etwas ließ ich mich nicht ein. Die Vorstellung, dass sie alles finanzierte, war mir zuwider. Frida verstand das nicht; für sie war es selbstverständlich, sogar praktisch. Aber für mich wirkte es genau entgegengesetzt.

Wir verstanden uns immer weniger, und es blieb nichts anderes übrig, als wieder aufzubrechen. Die Luft wurde

kälter, der erste Schnee war schon gefallen. Wie der schwedische Mann auf dem Campingplatz vorausgesagt hatte: Der Winter kam hier früh.

Der Abschied war nicht leicht. Frida machte noch einen letzten Versuch, mich umzustimmen, aber meine Entscheidung stand fest. Wir wussten beide, dass wir uns wahrscheinlich nie wiedersehen würden.

Ich nahm das Schiff zurück nach Stockholm und fuhr dann in einem Rutsch weiter nach Dänemark. In Kopenhagen blieb ich einen Tag, und von dort ging es weiter nach Deutschland. Mein Ziel war die Schweiz - dort hatte ich Freunde.

EDGE EFFECT: LEBEN AN DEN RÄNDERN

PERMAKULTUR, FREAKS UND
EIN VAGABUNDENPARADIES

Zwischenstopp Hannover

Nach einem langen Tag auf dem Motorrad fuhr ich am Abend in Hannover ein. An Musikmachen dachte ich nicht mehr. Ich war müde und durchnässt. Ein paar heftige Regenschauer hatten die Fahrt nicht angenehmer gemacht. Bei einer Tankstelle machte ich eine kurze Pause und füllte den Tank erneut. Für heute war es genug gewesen. Ich musste irgendwo etwas zum Schlafen finden. Inzwischen knurrte mein Magen.

Die Geschäfte waren schon geschlossen. Ich fuhr etwas herum, auf der Suche nach einem Café, in dem es auch etwas Einfaches zu essen gab. Knapp außerhalb des Zentrums fand ich eine kleine Bar mit einem Gasthaus daneben. Zwei Fliegen mit einer Klappe. Eine Nacht im Gasthaus konnte ich mir noch leisten.

All das Geld, das ich noch hatte - finnische Mark, schwedische und dänische Kronen - hatte ich bei der Fähre in Puttgarden gegen Deutsche Mark umgetauscht. Das sollte für die Reise in die Schweiz reichen. Danach würde ich

weitersehen.

Permakultur

Das Gasthaus ließ ich erstmal links liegen. Erst wollte ich etwas essen und ein Bier trinken. In der Bar war es gemütlich voll. Dort lernte ich Gerdt kennen, einen Gärtner mit wachen Augen und der Geduld eines Menschen, der nah an der Erde lebt.

Er erzählte, dass er mit *Permakultur* arbeitete. Davon hatte ich noch nie gehört, aber nach einer kurzen Einführung war mein Interesse sofort geweckt. Wir hörten den ganzen Abend nicht mehr damit auf. Gerdt war froh, dass er seine Gedanken endlich einmal teilen konnte.

Permakultur stellte sich als eine völlig neue Art heraus, mit der Natur umzugehen. Kein Kampf, sondern das Nutzen ihrer Kräfte, um sie in den eigenen Vorteil umzuwandeln. Das endgültige Ziel: ein Ökosystem aufzubauen, das dir, der Umgebung und der Natur zugutekommt.

Ich musste an meinen Vater denken. Der hätte das wunderschön gefunden. Er war ein Pionier im Bereich biologisch gärtnern. Auch er dachte in diese Richtung und versuchte, so wenig wie möglich in die Natur einzugreifen. So grub er zum Beispiel nie den Boden um, um die Bodenstruktur nicht zu stören. Über Unkraut machte er sich keine großen Sorgen. Nur bei jungen Pflanzen jätete er etwas, damit sie einen guten Start hatten. Danach mussten sie sich selbst behaupten. Erst wenn es wirklich aus dem Ruder lief und alles überwuchert wurde, griff er ein.

Das Unkraut ließ er einfach liegen - die Mineralien aus den absterbenden Pflanzen wurden wieder vom Boden aufgenommen. Davon profitierten die Nutzpflanzen. Im Dorf fand man, im Allgemeinen, dass mein Vater ein Chaos

daraus machte. Sie sahen keine ordentlich geharkten und geschuffelten Beete mit schwarzer Erde, wie sie es gewohnt waren. Sie nannten ihn spöttisch „den Biologen“, als ob er nicht ganz richtig im Kopf wäre. Aber das störte ihn nicht. Er wusste, was er tat - und warum.

In der Permakultur ging man jedoch noch einen Schritt weiter. Hier wurde die gesamte Wohnumgebung in die Natur integriert. Alles war darauf ausgerichtet, so weit wie möglich in die eigenen Grundbedürfnisse zu versorgen: Nahrung, Holz, Wasser, Energie. Auf der Basis eines Entwurfs schaust du, wie du in deiner Situation natürliche Prozesse optimal nutzen kannst.

Für mich war es eine Offenbarung, dass man darüber so tief nachgedacht hatte. Und dass es auch noch umsetzbar war - das beeindruckte mich enorm.

Ein Job

Am Ende des Abends, als die ersten Gäste aufstanden, um zu gehen, kam Gerdt plötzlich mit einem Vorschlag - ob ich bei ihm arbeiten wolle. Er hatte ein paar Aufträge in den Außenbezirken von Hannover und konnte eine zusätzliche Hand gut gebrauchen. Es ging um die Anlage von Gärten, wobei er so weit wie möglich die Prinzipien der Permakultur anwandte. Das schien mir etwas zu sein, aber erst musste ich eine Schlafstätte finden.

Das Gasthaus war inzwischen voll belegt. Meine eigene Schuld - ich hätte früher reservieren müssen, aber es war so gemütlich in der Bar, dass ich die Zeit vergessen hatte. Als ich daran dachte, war es zu spät.

Gerdt hatte eine Lösung: Ich konnte bei ihm und seiner Freundin schlafen; sie wohnten gleich um die Ecke. Für die anderen Tage hatte er eine Alternative. Auf einem Industrie-

gebiet mietete er ein kleines Grundstück mit einer Scheune. Dort sei es ruhig und laut ihm völlig ausreichend zum Übernachten.

Die Scheune

Als wir zusammen zu ihm gingen, wurde schnell klar, dass seine Freundin nicht gerade erfreut war, einen Gast im Haus zu haben. Sie murrte über ihn, und ich verstand aus ihrem Tonfall, dass sie genug von dieser Art spontaner Aktionen hatte. Offenbar war dies nicht das erste Mal. Es war spät, und außer einem teuren Hotel gab es keine Optionen. Sie fügte sich, wenn auch widerwillig.

Am nächsten Morgen war ich froh, dass ich gehen konnte. Seine Freundin blieb unfreundlich und konnte offensichtlich kaum erwarten, bis wir das Haus verließen. Die Scheune dagegen war perfekt. Sie sah fast wie eine Bar aus. Eine Seite war bis zur Hälfte offen, mit einem Holzbrett auf einem Gestell - als könnte man dort Getränke servieren. Um sie zu schließen, zog man eine Spanplattenklappe herunter.

Drinne war es unordentlich, aber indem ich etwas Platz schaffte, konnte ich eine gute Schlafstelle einrichten. Ich musste nicht auf dem Boden liegen. Es lagen Kissen von klappbaren Gartenstühlen, ordentlich gegen die Wand gestapelt. Mit etwas Pappe darunter gegen die aufsteigende Kälte konnte mir nichts mehr passieren.

Tagsüber ließ Gerdt mich tun, was ich wollte. Am nächsten Tag würden wir mit meinem ersten Auftrag beginnen.

An diesem Abend stellte sich heraus, dass die Scheune nicht nur mein Schlafplatz sein würde. Gerdt kam mit einem Eimer Garnelen an - bekommen von einem Fisch-

händler auf dem Markt. Er war erst damit nach Hause gegangen, aber seine Freundin ekelte sich vor dem Geruch. Dass er sie bat, die Garnelen zu schälen und zuzubereiten, war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Wütend schickte sie ihn aus dem Haus: ab in die Scheune, und für sein Essen sollte er selbst sorgen.

Gerdt konnte darüber lachen. Es war nicht das erste Mal, dass sie ihn hinauswarf.

„Das wird schon wieder,“ sagte er.

Er hatte Töpfe und Pfannen mitgebracht, Teller, Besteck, Gewürze und ein Glas Salz. In der Scheune stand ein Gaskocher mit Butan und es gab sogar einen Wasseranschluss. Wir begannen, die Garnelen zu schälen, aber sie waren winzig und es nahm kein Ende. Ein ganzer Eimer voll - viel zu viel. Das würden wir nie schaffen. Aufbewahren war keine Option; die Frage war eher, ob sie überhaupt noch essbar waren. Sie stanken fürchterlich, aber laut Gerdt waren sie völlig in Ordnung. Ich glaubte ihm. Er hatte recht - sie schmeckten großartig.

Am Morgen war der Gestank unerträglich. Auf den Garnelen hatte sich eine dünne Schaumschicht gebildet. Gerdt dachte, dass wir es vielleicht noch einen Tag hinauszögern könnten, sah aber schnell ein, dass es nicht mehr verantwortbar war. Am Ende kippte er den Rest auf den Komposthaufen.

Helmut

Am nächsten Morgen standen wir früh auf. Für den Auftrag mussten wir zunächst bei Helmut vorbeifahren, der den kleinen Bagger bediente, den Gerdt hinten auf seinem offenen Lieferwagen transportierte. Gegen sieben Uhr kamen wir an. Helmut saß mit seiner Frau beim Frühstück,

mit einem halbvollen Bierkrug vor sich. Wir sollten noch kurz warten - er war noch nicht fertig. Vor der Abfahrt kippte er noch ein paar kleine Flaschen Schnaps herunter. Ich warf Gerdt einen fragenden Blick zu, aber er reagierte nicht.

Bei einem großen Haus in einer ruhigen Wohngegend luden wir die Sachen ab. Der Garten war etwa 300 m² groß und Gerdt hatte einen Entwurf gemacht, in dem das sogenannte *Edge Effect* eine zentrale Rolle spielte.

In der Permakultur hatte man entdeckt, dass an Orten, wo verschiedene Ökosysteme aufeinandertreffen, ein Austausch vieler Arten stattfindet. So gibt es am Ufer eines Flusses Raum sowohl für Land- als auch für Wasserleben. Am Waldrand hast du Arten, die Licht mögen, und solche, die Schatten bevorzugen. Gerade diese Übergänge sorgen für mehr Biodiversität. An den Rändern bekommst du das Beste aus beiden Welten.

Gerdt nutzte dieses Prinzip intensiv in seinen Entwürfen. Manchmal war das einfach - ein angelegter Weg ist schon ein Übergang. Ein Haufen Äste und Blätter funktioniert ebenfalls. Eine andere Möglichkeit, die Biodiversität zu erhöhen, ist die Schaffung von Mikroklimata. Zum Beispiel durch das Bauen von Trockenmauern: Diese speichern tagsüber Wärme und geben sie abends wieder ab. Die Spalten zwischen den Steinen sind zudem ideale Unterschlüpfe für Insekten. Manche Pflanzen gedeihen gut in dieser zusätzlichen Wärme. So gibst du mehr Arten eine Chance.

Kräuterspirale

Helmut war dabei, einen Teich auszuheben, und ich half hier und da mit. Bald bekam ich meine eigene Aufgabe:

Gerdt brachte mir bei, wie man eine Kräuterspirale baut. Damit war ich den Rest des Tages beschäftigt.

Das Schöne an so einer Kräuterspirale ist, dass verschiedene Prinzipien der Permakultur darin zusammenkommen, wie das *Edge Effect* und die Schaffung von Mikroklimata. Die Spiralform ist universell und ermöglicht es, auf kleiner Fläche viele Übergänge zu schaffen.

Das Bauwerk ähnelt einem Schneckenhaus: von breit zu schmal, spiralgig im Uhrzeigersinn nach oben. Am Fuß sammelt sich das Wasser in einem kleinen Teich. Weiter oben trocknet die Erde aus. Ganz oben machen Steine und Kalk den Boden karg – ideal für Kräuter, die unter kargen Bedingungen gedeihen.

Ein solides Fundament ist entscheidend. Die Spirale besteht aus Erde und Steinen und wird ziemlich schwer. Wenn der Untergrund zu schwach ist, sackt das Bauwerk irgendwann ab.

Ich sammelte Steine und bat Helmut, ein Loch von etwa einem halben Meter Tiefe zu graben. Das ließ ich mit Kies füllen, darüber kam eine Schicht Erde - mein Fundament. Dann begann ich mit der Form. Die Steine dienten als Stütze und gaben die Konturen vor.

Als ich gegen elf Uhr schon gut vorangekommen war und Helmut bitten wollte, etwas Erde heranzuschaffen, sah ich, dass er in der Fahrerkabine des Baggers schlief. An einem Haken hing eine Plastiktüte; darunter lagen einige leere Schnapsfläschchen.

Ich ging zu Gerdt, sagte ihm, dass Helmut seinen Rausch ausschließ, und fragte, was wir tun sollten. Gerdt sah kurz nach, zuckte mit den Schultern und sagte: „Lass ihn schlafen. Wir können jetzt eh nichts mit ihm anfangen.“

Es kam mir merkwürdig vor. In jeder anderen Situation wäre dieser Mann fristlos entlassen worden. Aber Gerdt

schien das kein Problem zu finden. Helmut ließ sich an diesem Tag nicht mehr blicken.

Am Abend erklärte Gerdt, warum: Helmut hatte ihm jahrelang treue Dienste geleistet, und er würde ihn nie vor die Tür setzen. Dass er seinen Alkoholkonsum nicht mehr unter Kontrolle hatte, sei schon tragisch genug. Gerdt wollte das nicht noch verschlimmern, indem er ihm auch noch die Arbeit nahm.

Ich bewunderte sein Mitgefühl - aber aus meiner praktischen Art und der Erfahrung meines Berufslebens fiel es mir schwer, es völlig zu verstehen.

Versuchsgarten

Auf dem Gelände vor der Scheune hatte Gerdt seinen eigenen Permakulturgarten, in dem er mit verschiedensten Methoden experimentierte. Einen großen Teil des Bodens hatte er mit Knochen, abgetragenen Jeans, alten Schuhen, tierischem Blut und anderen ungewöhnlichen Materialien bestreut. Darüber lag eine dicke Schicht Stroh, in die er Kartoffeln gepflanzt hatte - ohne dass diese die Erde direkt berührten.

Diese Methode kam mir nicht völlig unbekannt vor. Frans Marsman verwendete eine ähnliche Technik. Laut ihm verursachten solche seltsamen Zusätze einen „Schockeffekt“, der den Boden wachrüttelte und wieder aktiv machte.

Gerdt zeigte mir, wie er seine Kartoffeln „pflückte“: Er schob etwas Stroh beiseite, und dort lagen sie - Büschel sauberer, ausgewachsener Kartoffeln, bereit zur Ernte. Er holte ein paar für das Abendessen heraus.

Der Geschmack... unglaublich. So kräftig, so voll - ich kann mich nicht erinnern, jemals zuvor oder später so gute

Kartoffeln gegessen zu haben.

Casanova

Gerdt hatte mehrere Aufträge. Mal arbeiteten wir an diesem Ort, mal an einem anderen. Helmut war nur dabei, wenn gegraben werden musste. Zwischen Gerdt und mir entstand eine gute Verbindung. Ich arbeitete gerne für ihn. Da seine Freundin ihn immer noch nicht ins Haus ließ, waren wir auch außerhalb der Arbeit oft zusammen unterwegs.

Neben der Arbeit wurde deutlich, dass Gerdt auch in verschiedenen Bereichen aktiv war. So lernte ich eine andere Seite von ihm kennen.

Er war in den Fünfzigern, nicht größer als 1,55 Meter, und erinnerte ein wenig an einen Zwerg: klein und kräftig gebaut, mit kurzen Armen, einem verzogenen Gesicht voller Unebenheiten und immer diesem kleinen Hütchen auf dem Kopf. Im Auto saß er fast am Lenkrad, der Sitz ganz nach vorne geschoben, um die Pedale zu erreichen.

Nach allgemeinen Schönheitsstandards war er kein attraktiver Mann - im Gegenteil. Trotzdem hatte er überall Freundinnen. Sein Charme überstrahlte offenbar seine körperlichen Unzulänglichkeiten. Frauen fielen auf ihn. Es waren meist ausländische Frauen, geschieden oder verwitwet, die er ab und zu besuchte.

Einmal ging ich mit ihm zu einer dieser Frauen. Sie war sichtbar froh, ihn zu sehen. Er streute mit Scherzen, hörte zu, hielt kurz ihre Hand. Es war faszinierend zu sehen, wie er das machte - subtil, warm, verführerisch. Ich fragte mich jedoch, ob seine Freundin davon wusste.

Ziel Schweiz

Gerdts blieb bei mir in der Scheune schlafen, und ab und zu gingen wir zusammen in eine Kneipe. Manchmal blieb er eine Nacht weg; am nächsten Morgen stand er dann wieder vor der Tür. Von seiner Freundin hörte ich nichts mehr, und ich stellte keine Fragen.

Es gab auch noch eine Praktikantin, die hin und wieder mithalf: Miriam. Mit ihr verstand ich mich ebenfalls gut. Eine junge Frau von etwa zwanzig, völlig begeistert von Permakultur. Zu viert bildeten wir ein gutes Team - zumindest solange Helmut nüchtern blieb.

Als ich Miriam zum Abschied fest umarmte, schossen ihr die Tränen in die Augen. Sie wischte sie schnell weg und lächelte tapfer. Einen Moment lang zweifelte ich... vielleicht hätte ich bleiben sollen.

Mein Zweifel und ihr Kummer reisten noch ein Stück mit, hingen einen Moment in mir nach, bis der Wind und das Rauschen des Motors schließlich alles übernahmen. Ich war auf dem Weg in die Schweiz, ins Freakhotel – ein Ort, an dem ich anderthalb Jahre zuvor fast drei Viertel eines Jahres gelebt hatte.

Das Freakhotel

Es begann in Amsterdam, als ich einen Schweizer Jungen traf, der ausgeraubt worden war und ohne Geld dastand. Er fragte, ob ich ihm bei den Benzinkosten für die Rückfahrt helfen könne. Ich hatte selbst kaum etwas, bot ihm aber an, mich nach Hause zu fahren, damit ich ihm dort das Geld leihen konnte. Unterwegs fragte er mich ganz spontan, ob ich mit ihm in die Schweiz kommen wolle. Die Idee gefiel mir sofort.

Dort angekommen nahm er mich mit zu einer Freundin. Sie wohnte über einer verlassenen Fabrik im Dorf Herzogenbuchsee. Eine Gruppe freier Geister hatte den Raum in einen Wohnort verwandelt. Die Atmosphäre berührte mich sofort. Kurz darauf fragte ich, ob ich bleiben dürfe.

So begann meine Zeit im Freakhotel.

Es war ein Freiraum für Träumer, Macher und Querköpfe: keine Türen, die abgeschlossen wurden, keine Regeln, die einengten. Selbstständigkeit und Respekt - das genügte. Alles war selbstgebaut: Möbel aus Restholz, eine Küche aus Brockenhaus-Teilen, sanitäre Anlagen vom Sperrmüll. Es gab keine Heizung, kein Warmwasser, keine Waschmaschine - aber dafür Feuer, Freundschaft und Lebenslust.

Im Raum hing der Geruch von Holzrauch, würzigem Eintopf und Farbe. Überall eine chaotische Schönheit: halfertige Gemälde, Skulpturen im Entstehen, Instrumente auf dem Boden. Abends wurde gesungen, gelacht, in einer improvisierten Sauna geschwitzt und bis tief in die Nacht Musik gemacht.

Diese Sauna war nichts weiter als ein Holzrahmen, mit Wolldecken verkleidet, und einem glühend heißen Holzofen in der Mitte. Splitterfasernackt saßen wir dicht nebeneinander, schwitzend auf einer Holzbank. Das Feuer brannte kaum zehn Zentimeter von uns entfernt. Vielleicht unverantwortlich, aber niemanden kümmerte es. Danach sprangen wir ins eiskalte Badewasser zur Abkühlung.

Bei einer ihrer regelmäßigen Sperrmülltouren durch das Dorf fanden sie eine alte antike Waschmaschine. Sie schleppten das Ding nach Hause und stellten es oben auf die Badewanne. Das Gerät funktionierte ganz ohne Strom.

Zuerst wurde Wasser auf dem Holzofen erhitzt und in den unteren Teil gegossen. Dann kam die Waschtrommel

hinein, gefüllt mit schmutziger Wäsche, Deckel drauf - und dann hieß es: kurbeln, so lange, bis alles sauber war. Das dauerte etwa eine Stunde.

Zwei oder drei saßen dabei auf dem Rand der Wanne, gaben sich einen großen Charas-Joint weiter und kurbelten abwechselnd. Wäschewaschen wurde so zu einem kleinen Ritual - praktisch und gemütlich.

Der Müll wurde nicht abgeholt. Abends, wenn es dunkel war, kletterten wir über eine Mauer und warfen unsere Säcke heimlich in die Container der Anwohner. Toilettenpapier nahmen wir aus öffentlichen Gebäuden mit, meistens ohne dass jemand es bemerkte. Das lief nicht immer reibungslos, manchmal war einfach keins da.

International

Die Bewohner bildeten ein buntes internationales Patchwork. Spanisch, Deutsch, Französisch und Englisch wechselten sich ständig ab. Yamina und ihre Schwester Chiara sprachen Spanisch, schalteten aber mühelos auf Deutsch um. Zwei argentinische Frauen - frei und unverkrampft, alles andere als prüde.

Margot aus Bern und ihr portugiesischer Freund Diogo sprachen miteinander Französisch, und wir wiederum Englisch mit ihm. Margot lebte dort mit ihrer kleinen Tochter Soraya, einem vierjährigen Mädchen, das sich zwischen all diesen schrägen Vögeln pudelwohl fühlte.

Bädu, Tobi und Jaro sprachen untereinander Berndeutsch - ein Dialekt, den ich am Anfang überhaupt nicht verstand. Er klang fast wie eine Art Skandinavisch. Unverständlich. Aber langsam begann ich, ein wenig zu begreifen. Mit mir sprachen sie meistens Hochdeutsch.

Kreativität und Gelegenheitsjobs

Alle waren kreativ: Sie malten, machten Musik, kochten, schweißten, drehten, hämmerten und experimentierten nach eigenem Gutdünken. Jeder hatte seine eigene kleine Einkommensquelle, und durch den einfachen Lebensstil waren große Ausgaben kaum nötig. Arbeit gab es genug, oft ergab sie sich von selbst. So tauchte regelmäßig ein Bauunternehmer auf, der billige Arbeitskräfte suchte. Die Aufträge wurden geteilt: Wer Zeit hatte, ging mit. Manchmal schwang ich mich aufs Fahrrad und fuhr zu den Gärtnereien in der Umgebung. Dort konnte ich meistens sofort anfangen.

Feste

Die Feste waren legendär. Laut und wild. Meistens mit Live-Musik verschiedener Bands und Musiker. Der Raum wurde eigens für solche Anlässe geschmückt und mit den künstlerischsten Requisiten ausgestattet. Auf selbst gestalteten Plakaten und Flyern kündigten wir unsere *Freakhotel-Party* im weiten Umkreis an. Es war immer brechend voll, mit ständig neuen Gesichtern. Sogar aus Deutschland kamen Leute. Die Feste dienten auch dazu, Geld für Projekte in Nicaragua zu sammeln. Vor allem Jaro war damit stark beschäftigt. In der Zeit, in der ich dort wohnte, hielt er sich die meiste Zeit in Mittelamerika auf.

Jeden Mittwochabend gab es eine Jamsession, die wir „*Sanibanabanana*“ nannten. Sie war vor allem gedacht für Freundinnen und Freunde von außerhalb, die gerne gemeinsam Musik machen wollten. Die Hemmschwelle war niedrig, und jeder konnte etwas beitragen. Viele Trommeln und andere Perkussionsinstrumente. Hauptsächlich Frauen.

Ich spielte vor allem Gitarre, außerdem hatten wir noch einen Bassisten und einen Schlagzeuger. Es fiel mir auf, dass sie immer wiederkamen. Es machte ihnen wirklich Spaß. Auf den Festen durften wir dann unser Stelldichein geben.

Freiheit und Reibung

Die Positivität, die dort herrschte, war für mich einzigartig. Alle ermutigten einander, etwas Schönes zu machen oder zu tun. Es spielte keine Rolle, was - Hauptsache, es war kreativ. Natürlich gab es manchmal Reibereien. Freigeister sind nicht immer besonders angepasst. Persönlichkeiten stießen aufeinander. Aber auffallend war, dass es selten eskalierte. Die Ruhe kehrte immer schnell zurück.

Daran sah ich, dass die Schweizer - oder jedenfalls die Bewohner des Freakhotels - anders miteinander umgingen, als ich es gewohnt war. Vorsichtiger, bedachter. Man wurde nicht schnell verurteilt oder ausgeschlossen. Auch nicht, wenn sich jemand eine Zeitlang weniger sozial verhielt. Vieles wurde mit dem Mantel der Liebe zugedeckt.

Vielleicht lag das an der Kultur. Das Leben in abgeschlossenen Tälern, in denen man einander nicht ausweichen kann und es gemeinsam schaffen muss.

Körperliche Plagen

Durch die vielen Kontakte mit Frauen von außerhalb hatte ich hin und wieder eine Freundin. Eines Tages begann es in meinem Schritt heftig zu jucken. Als ich nachsah, entdeckte ich kleine Tierchen, die durch meine Schamhaare krochen. Das konnte nicht gut sein. Ich fragte Bädu um Rat.

„Ach, das sind Filzläuse“, sagte er lässig. „Salbe drauf und gut.“

Er tat, als sei das das Normalste der Welt. Ich besorgte mir die Salbe, und tatsächlich - innerhalb weniger Stunden war ich sie los.

Margot und Diogo

Zwischen Margot und mir entstand auch etwas. Das kam bei Diogo nicht gut an. Sie und er waren zwar schon auseinander, aber er war immer noch verliebt. Da zeigte sich deutlich ein Kulturunterschied. Für mich war es einfach: Wenn es aus ist, bist du frei, zu gehen und zu stehen, wo du willst. Aber Diogo sah das anders. In seinen Augen war Margot noch immer seine Frau, egal, was sie selbst dazu sagte.

Nach der Trennung zog Margot mit Soraya nach Bern. Eines Abends, als ich sie in ihrer Wohnung im Quartier Lorraine besuchte, sahen wir plötzlich Diogo vor dem Fenster. Er war die Fassade hinaufgeklettert, um hineinzuspähen.

Zurück im Freakhotel forderte er mich zu einem Duell heraus. Ein Duell auf Leben und Tod. Ich dürfe die Waffen wählen. Der Gewinner würde Margot bekommen.

Zuerst dachte ich, er scherze. Aber er meinte es toderntst. Er hatte das Datum schon festgelegt - irgendwann im Dezember. Später stellte sich heraus, dass es sein Geburtstag war.

Ich erzählte es Yamina. Sie lachte.

„Oh, er ist so romantisch.“

Die Gesichter

Viele Initiativen gingen von Bädu aus, einem echten Alleskönner. Er war gelernter Zimmermann, vor allem aber ein begnadeter Künstler und Musiker. Im regulären Schulsystem war er gescheitert, aber an einer alternativen Schule - wo Kinder vor allem kreativ tätig sein durften - blühte er auf. Dort kamen seine wahren Talente zum Vorschein.

Nach einer Reise durch Südamerika war er in Frankreich verhaftet worden, weil er etwas bei sich hatte, das den Franzosen nicht gefiel. Es folgte eine Gefängnisstrafe. Die Rückkehr in die Gesellschaft erwies sich danach als schwierig. Das Etikett „Ex-Häftling“ klebte an ihm. Im Freakhotel wussten alle, was geschehen war, aber niemand maß dem große Bedeutung bei. Man sah den Menschen Bädu - und das genügte. So konnte er in aller Ruhe sein Leben neu gestalten.

Mit seinem ausgeprägten Ego und seiner natürlichen Ausstrahlung, im Mittelpunkt zu stehen, gründete er zusammen mit seinem Bruder Jannik die Band *Ghost Town Window Shoppers*. Am Anfang spielten sie vor allem Coverversionen. Sie probten im Freakhotel und traten auch dort auf. Bädu bat mich regelmäßig, englische Songtexte von der Platte herauszuhören und für ihn aufzuschreiben - weil ich besser Englisch verstand. Später stiegen sie auf eigenes Material um, auf Berndeutsch - oder Mundart, wie sie es hier nannten. Damit tourten sie schließlich durch das ganze Land.

Yamina war eine auffällige Erscheinung. Sie war die Älteste der Gruppe und die einzige, die an der Universität studierte. Für mich war sie eine Art Mutterfigur. Sie spürte Spannungen auf den Punkt genau und wusste häufig im richtigen Moment einzugreifen - mit einem Wort, das genau

traf. Ich hatte großen Respekt vor ihr. Sie wachte über das Wesentliche dessen, was wir teilten: die Ideen, den Geist unserer Gemeinschaft. Während andere sich manchmal in persönlichen Problemen verloren, behielt sie den Überblick. Sie brachte Ordnung ins Chaos, wenn es nötig war.

Gleichzeitig hatte sie ein starkes Bedürfnis nach männlicher Wärme. Sexuelle Freiheit war für sie kein Diskussions-thema, sondern eine Voraussetzung. Wenn man etwas mit ihr haben wollte, musste man akzeptieren, dass sie auch mit anderen die Liebe teilte. Konnte man damit nicht leben, dann war es vorbei, bevor es begonnen hatte.

Ich musste mich an ihre Offenheit gewöhnen. Sie war konfrontierend. Wie wäre es, fragte ich mich, wenn du jemanden liebst, aber weißt, dass du nicht genug bist?

„Das muss furchtbar sein“, dachte ich. „So sollte es doch nicht laufen.“

Aber das war meine Wahrheit - ihre lag woanders.

Chiara, ihre Schwester, hatte ich nur kurz erlebt. Sie hatte eine Beziehung mit Antonio, einem Percussionisten aus Südamerika. Er spielte oft bei unseren Festen. Sie ging nach Brasilien, um dort mit anderen auf einem Stück Land zu leben. Das Zimmer, das dadurch frei wurde, übernahm ich.

Diogo war ein echter Musikliebhaber. Er tauchte immer mit besonderen Künstlern auf, von denen ich noch nie gehört hatte - meistens aus Südamerika. Diese Region faszinierte ihn ohnehin. Die dort lebenden Naturvölker inspirierten ihn, ebenso wie östliches Gedankengut. Im Freakhotel führte er manchmal rituelle Tänze auf. Es war ein Genuss, ihm zuzusehen. Nach der Trennung von Margot ging er schließlich nach Norddeutschland, wo er mit einer Frau ein Kind hatte.

Jaro setzte sich vor allem für die Armen in Nicaragua

ein. Über die Freakhotel-Feste sammelte er Geld und half mit, Bauprojekte vor Ort aufzubauen und zu finanzieren. Meistens war er für längere Zeit dort. Ich habe ihn nur ein paarmal getroffen. Kurz nach seiner Rückkehr aus Nicaragua verschwand er wieder aus dem Blickfeld.

Tobi blieb meist im Hintergrund. Für mich war es schwierig, wirklich mit ihm in Kontakt zu kommen. Er schien sich wenig aus dem Rest des verrückten Hotels zu machen. Die meiste Zeit verbrachte er in seinem Zimmer, wo er still an allerlei Dingen arbeitete. Manchmal tat er mir leid. Trotz seines Talents und seiner Hingabe nahm er seine eigene Arbeit nie wirklich ernst. In seinen Augen stand sie immer im Schatten der Werke der anderen.

Am stärksten beeinflusste ihn Bădu. Er konnte ihn beruhigen und zeigte ihm, dass er seine Arbeit ehrlich schätzte. In solchen Momenten lebte Tobi sichtlich auf. Während der Feste zeigte er eine ganz andere Seite. Dann war er plötzlich einer der Stimmungsmacher - unberechenbar, absurd, witzig. Mit seinen unkonventionellen Auftritten brachte er den ganzen Saal zum Lachen. Als würde in ihm kurz ein anderes Licht angehen.

Margot

Bei Margot fühlte ich mich am wohlsten. Wir verstanden uns gut, und ich war gerne in ihrer Nähe. Nach unserer kurzen Romanze blieben wir Freunde. Sie hatte ein natürliches Talent, Atmosphäre zu schaffen. Ihr Zuhause atmete Ruhe und Wärme. Mit Düften, Kerzenlicht und leiser Musik schuf sie eine Umgebung, in der man ganz von selbst bei sich ankam.

Sie wuchs in einer durchschnittlichen Familie auf. Der Vater arbeitete, die Mutter kümmerte sich um die Kinder.

Sie war dazu bestimmt, diesem Weg zu folgen, empfand aber keine Liebe - nur Erwartungen. Ihr freier Geist ließ sich nicht einfangen. Sie war fasziniert von der Hippiebewegung und hatte den Film *Hair* bestimmt zehnmal im Kino gesehen. Da musste noch mehr sein. Etwas Ungreifbares, das wie eine Sehnsucht über ihr schwebte.

Zum großen Kummer ihrer Eltern brach sie mit zwanzig die Krankenpflegeausbildung ab und zog nach Zürich, um zu ihrem ägyptischen Freund Omar zu ziehen. Ein Jahr später wurde sie schwanger - von einem Araber. *Um Himmels willen! - das auch noch.* Von da an galt sie als verlorene Tochter. Ihre Eltern hatten kein Interesse daran, ihr Enkelkind kennenzulernen, geschweige denn einmal darauf aufzupassen.

Im Freakhotel war es anders. Als die Beziehung mit Omar zerbrach und Margot sich dieser Truppe von durchgeknallten Freigeistern anschloss, ging für sie eine neue Welt auf. Wovon sie immer geträumt hatte, geschah hier wirklich. Diese Leute liebten Freiheit, urteilten nicht und taten, was ihnen Freude machte. *Es geht*, dachte sie. *Es existiert.* Endlich konnte sie ihr Leben so führen, wie sie es wollte.

Das Freakhotel war kein Ort - es war ein Geisteszustand. Ein chaotischer, warmer, wuseligler Traum, in dem man sich unverfälscht zeigen durfte. Die Welt draußen? Die existierte eine Zeitlang einfach nicht.

Wo ein Kapitel endet

All das lag noch nicht lange zurück. Ich sehnte mich wieder nach ihnen und war neugierig, wie es inzwischen allen ging. Ich wollte sofort los, doch die Reise von Hannover nach

Herzogenbuchsee - rund 800 Kilometer - war an einem Tag nicht zu schaffen.

Am nächsten Abend kam ich beim Freakhotel an. Als ich anklopfte, öffnete eine mir unbekannte Frau. Sie erzählte, dass alle, die früher dort gewohnt hatten, inzwischen weggezogen waren. Die meisten lebten nun in Bern, sagte sie, aber Adressen hatte sie nicht.

„Geh zur Reithalle“, fügte sie hinzu. „Dort wirst du ihnen bestimmt begegnen.“

Es traf mich wie ein Schlag. Eine Tür, die zufällt, ein Kapitel, das endet - vielleicht ein ganzes Buch. Ein glatter Dämpfer.

Und doch lag in ihren Worten ein Funken Hoffnung. Ich wusste nicht, was mich dort erwartete, aber die Vorstellung, dass es einen Ort gab, an dem ich sie wiederfinden konnte, gab mir Halt. Die Reithalle kannte ich bereits: groß, unberechenbar, voller Bewegung. Es könnte ein neuer Anfang werden.

Reithalle

Die Reithalle war ein kolossaler Bau mitten in der Stadt. Eine rohe Bastion alternativer Kultur, anarchistischer Energie und *Do-it-yourself-Idealismus*. Früher hatte sie als Reit- und Wagenhalle des städtischen Verkehrs gedient, bis der motorisierte Verkehr sie überflüssig gemacht hatte. Nach Jahren des Leerstands wurde das Gebäude von einer bunten Mischung aus Künstlern, Aktivisten und politisch engagierten Jugendlichen besetzt. Innerhalb und außerhalb der Mauern herrschte ein dauerhafter Zustand kreativer Rebellion.

Ich fuhr hin. Bei meiner Ankunft herrschte ein lebhaftes Treiben. Auf dem Innenhof standen Besucher in Gruppen

beisammen, redeten, tranken. Überall Graffiti - nicht nur Tags, sondern politische Parolen, surreale Wandbilder und visuelle Statements gegen das Establishment. Der Geruch von Rauch, Bier und Gras lag schwer in der Luft.

Entlang einer Mauer lagen einige Lastwagenreifen, zu Pflanzkübeln umfunktioniert, in denen üppige Sträucher wuchsen, geschmückt mit bunten Lichterketten. Große, auf Stoff gemalte Kunstwerke hingen wie Fahnen von der Dachrinne fast bis zum Boden und bewegten sich leicht in der Abendluft an der Mauer des Innenhofs. Drinnen, im ersten Stock, spielte eine treibende Ska-Band.

Das ist etwas, das man den Schweizern lassen muss: Sie können organisieren und zusammenarbeiten. In kurzer Zeit hatten sie ein einsturzgefährdetes Gebäude so weit instand gesetzt, dass es für Konzerte, Ausstellungen, Treffen, Feste und politische Aktionen taugte.

Als erstes hatten sie oben einen Raum als Konzerthalle eingerichtet. Eintritt wurde nicht verlangt, die Besucher konnten freiwillig spenden. Zusammen mit dem Getränkeverkauf brachte das genug ein, um Materialien zu kaufen und Handwerker zu bezahlen. Dieser Ansatz funktionierte: So bekamen sie das undichte Dach wind- und wasserdicht, eines der größten Hindernisse. Danach konnten sie den Rest angehen. Fachleute übernahmen die Leitung, Künstler erhielten die Freiheit, alles auf ihre Weise zu gestalten.

Ich fragte ein paar Leute, ob sie Bädu kannten - er war derjenige, den ich suchte. Natürlich kannten sie ihn. Er hatte hier oft mit seiner Band Shop Stop gespielt und war eine bekannte Figur in dieser Szene. Jemand wusste sogar, wo er wohnte - im Q-Hof in der Lorraine, nicht weit von hier.

Vor seiner Wohnungstür fand ich nur eine geschlossene Tür. Im Innenhof sprach ich ein paar Leute an. Sie erzählten

mir, dass er in den Ferien sei, auf Kuba. Aber, sagten sie, wenn du einen Schlafplatz suchst, haben wir ein Zimmer für dich.

Das war ideal.

Eine Frau brachte mich in ein Dachzimmer mit nur einem Bett und einem Stuhl - mehr brauchte ich nicht.

„Du kannst ruhig ein Weilchen hierbleiben“, sagte sie. „Und du musst morgen nicht gleich wieder weg.“

Das war perfekt. Dann konnte ich in den nächsten Tagen in Ruhe nach anderen Bekannten suchen. Es kam anders. Was ein neuer Anfang hätte werden sollen, begann mit einem seltsamen Geräusch aus dem Motorblock.

Motorradprobleme

Ich machte mich auf die Suche nach einer Motorradwerkstatt, um herauszufinden, was los war. Das erwies sich als schwieriger als gedacht. Für Reparaturen an BMW-Motorrädern war eine besondere Lizenz nötig, und nur wenige Werkstätten hatten sie. In Kopenhagen hatte ich Glück gehabt: Dort war ich zufällig an jemanden geraten, der daran schrauben durfte. Hier musste ich wirklich suchen.

Schließlich fand ich eine Werkstatt. Der Inhaber erzählte, dass er früher eine Lizenz gehabt habe, sie ihm aber zu Unrecht entzogen worden sei. Seiner Meinung nach lag der Grund in einem Streit über eine Bezahlung, nicht in der Qualität seiner Arbeit. Er versicherte mir, dass er immer noch alles habe - Wissen, Erfahrung und Werkzeug -, um mein Motorrad gut zu reparieren.

Nach einem halben Tag Suche ohne echte Alternativen dachte ich: Eigentlich habe ich keine andere Wahl.

Wir verabredeten, dass er zuerst untersuchen sollte, was los war. Dann könnten wir einen Plan machen. Am

nächsten Tag kam ich wieder und fragte, wie es aussah. Es stellte sich heraus, dass das Getriebe ersetzt werden musste. Kosten: etwa 2.500 CHF.

Ich erschrak fürchterlich. So viel Geld hatte ich nicht - und ich hatte keine Ahnung, wie ich das jemals aufbringen sollte. Meine Welt brach zusammen. Ich hatte genug. Das Motorrad war kein Symbol der Freiheit mehr, sondern ein Klotz am Bein. Alles entpuppte sich als große Illusion. Wie sollte ich das jemals lösen? So eine Summe - nur für dieses verflixte Ding.

Ich hatte das Gefühl, betrogen worden zu sein, obwohl ich wusste, dass das nicht stimmte. Es war meine eigene Entscheidung gewesen. Aber wie kam ich aus diesem Morast heraus? Wie wurde ich dieses Dilemma los? Jeder Ausweg schien versperrt. Es war aussichtslos.

Eine Entscheidung konnte ich nicht treffen. Ich sagte, ich wolle darüber nachdenken, und versprach, am nächsten Tag wiederzukommen. In dieser Nacht schmiedete ich einen Plan. Ich wollte es dem Schicksal überlassen.

Am nächsten Morgen legte ich ihm meinen Vorschlag vor: Er würde das Motorrad reparieren, ich würde zunächst ins Ausland aufbrechen. Wenn ich zurückkäme, würde ich bezahlen. Kam ich nicht zurück, durfte er das Motorrad behalten. So konnte ich mich emotional von dem Ding lösen - und von der Frustration über meinen zerplatzten Traum. Später konnte ich immer noch entscheiden, ob ich es abholen wollte.

Er war einverstanden. Einen Zeitraum wollte ich nicht festlegen - ich wusste ja nicht, wann oder *ob* ich überhaupt zurückkommen würde. Aber er beruhigte mich. Es gebe genug Platz, das Motorrad zu lagern. Ich müsse mir keine Sorgen machen.

Als ich die Garagentür hinter mir schloss, ließ ich nicht

nur mein Motorrad zurück, sondern auch einen Teil von mir selbst, einen Traum. Die Freiheit auf zwei Rädern hatte der nüchternen Erkenntnis Platz gemacht, dass Besitz eine schwere Last sein kann. Was blieb, war das, was ich tragen konnte.

Französische Familie

Ich verließ Bern. Der Winter kündigte sich an, und ich wollte in den Süden, wo es noch warm war. Ich nahm nur das Nötigste mit: meinen Schlafsack, die Gitarre, etwas Unterwäsche, Toilettensachen, ein kleines Neues Testament und ein Buch von D.T. Suzuki über Zen-Buddhismus. Den Rest hatte ich in der Garage zurückgelassen.

Mit einer abgesehenen Version meines ursprünglichen Plans machte ich weiter. Und ehrlich gesagt: das fühlte sich wie eine Erleichterung an. Das Wegfallen dieses Ballasts gab mir ein überraschendes Gefühl von Freiheit. Ich hatte eine Wahl: ich konnte jederzeit zurück - aber ich musste nicht.

Ich ging per Anhalter weiter. Am Anfang war das Wetter noch gut, aber je näher ich nach Frankreich kam, desto mehr begann es zu schneien. Jemand setzte mich in einem kleinen Dorf kurz hinter der Grenze ab. Der Schnee wurde dichter. Entlang des Straßengrabens zu laufen war kein Vergnügen - das hochspritzen Wasser der Autos und der Matsch des schmelzenden Schnees machten es schwer. Am Rand lag bereits ein dicker Streifen braun-grauen Schnees.

Es begann dunkel zu werden. Die Kälte kroch langsam in mich hinein. Meine Socken waren durchnässt, meine Schuhe schmatzten bei jedem Schritt. Als es fast komplett dunkel war, hielt plötzlich ein Auto an. Ein Mann öffnete die Tür, ohne ein Wort zu sagen. Er fragte nicht, wohin ich

wollte. Die warme Luft aus dem Auto strömte mir entgegen wie eine Einladung. Ohne zu zögern stieg ich ein.

Mit der Gitarre zwischen meinen Knien und dem Rucksack mit Schlafsack auf der Rückbank fuhren wir weiter. Der Mann - klein, leicht nach vorn gebeugt, beide Hände fest am Steuer - sprach nur Französisch. Das war mühselig. Mit ein paar gebrochenen Sätzen und den Worten, die ich noch aus der Schule und von Urlauben kannte, versuchte ich ihm zu erklären, dass ich an die Küste wollte, in die Wärme.

„Côte d'Azur, c'est bien“, sagte er. An seinem Ton hörte ich, dass er selbst auch gern dorthin wollte.

Danach verbrachten wir die Fahrt hauptsächlich schweigend. Etwa zehn Kilometer weiter, kurz vor seinem Haus, fragte er plötzlich, ob ich Hunger hätte. Wenn ich wollte, könne ich zum Essen bleiben. Und auch schlafen, fügte er hinzu. Angesichts des Wetters und der Tatsache, dass es inzwischen stockdunkel war, nahm ich sein Angebot dankbar an.

Wir betraten das Haus. In der Küche war es warm und hell. Seine Frau und zwei Teenagertöchter waren mit dem Essen beschäftigt. Ich spürte sofort, dass meine Anwesenheit nicht willkommen war.

Die Ehefrau schaute überrascht, fast verärgert. Dass er einfach einen Fremden mitgebracht hatte, war schon schlimm genug, aber dass ich auch noch bleiben sollte - das ging ihr deutlich zu weit.

Während des Essens ließ seine Frau in scharfem Ton ihr Missfallen immer wieder durchscheinen.

Der Mann versuchte sie zu beruhigen. *Wo hatte ich das schon einmal erlebt?* Er blieb ruhig, deutete ein paar Mal zum Fenster, woraus ich schloss, dass er meinte, man könne

jemanden bei so einem Wetter doch nicht draußen stehen lassen.

Die beiden Töchter sahen mich neugierig und prüfend an, aber sagten nichts. Nach dem Essen dachte ich, ich könnte vielleicht das Eis brechen, indem ich ein paar Lieder auf der Gitarre spielte. Ich deutete auf meine Gitarre und fragte den Mann, ob ich etwas vorspielen dürfe. Er nickte begeistert, sagte aber, dass zuerst der Tisch abgeräumt und der Ab Abwasch gemacht werden müsse. Danach, sagte er, sei es in Ordnung.

Leider kannte ich keine französischen Chansons - schade, sonst hätten wir vielleicht zusammen singen können. Nun musste ich es mit ein paar Liedern versuchen, die sie wahrscheinlich nicht kannten. Ein kleines Konzert, in einem fremden Wohnzimmer, für ein Publikum, das nicht wusste, was es mit mir anfangen sollte.

In solchen Momenten ist es schwer, den richtigen Ton zu treffen. Musik kann etwas Schönes sein, wenn sie gut ankommt, aber wenn sie nicht zündet, kippt die Stimmung schnell. Die Mädchen sahen schweigend und gespannt zu. Ich entschied mich für Sicherheit und begann mit *Mrs. Robinson*. Das funktionierte. Die Stimmung hellte sichtbar auf. Danach spielte ich noch ein paar leicht zugängliche Lieder.

Langsam tauten die Mädchen auf. Eine zog die andere von der Couch, und zusammen begannen sie zu tanzen - erst schüchtern, dann immer freier. Das Eis war gebrochen. Selbst die Frau schien aufzutauen. Ihr Blick wurde weicher, ihre Haltung weniger angespannt.

Mein Ziel war erreicht. Die Stimmung hatte sich gedreht, und auch ich konnte endlich wieder frei durchatmen. Die Spannung hatte sich fest in mir verbissen, war aber nun abgefallen. Mit ein paar Liedern hatte ich etwas

umgebogen - einen kalten Abend in Wärme und Offenheit verwandelt. In Stille dankte ich dem lieben Gott für dieses kleine Geschenk.

Als die Mädchen schlafen gingen, tranken wir drei noch ein Glas Wein. Später zeigte mir der Mann mein Zimmer und wünschte mir eine sanfte *bonne nuit*. Meine nassen Sachen lagen inzwischen zum Trocknen am Ofen.

Weil wir früh ins Bett gegangen waren, standen wir auch früh auf. Das kam mir gut gelegen - ein langer Tag lag vor mir. Nach dem Frühstück verabschiedete ich mich und setzte meinen Weg nach Süden fort.

Als ich wieder auf die Straße trat, dachte ich noch einmal an den Abend zuvor. An die Kälte, die Wärme geworden war. An das Misstrauen, das sich in Offenheit verwandelt hatte. Das gab mir Mut.

Montpellier

Einmal auf der Autobahn wurde das Trampen viel einfacher. Gegen Abend erreichte ich Montpellier. Der Temperaturunterschied war enorm. Ich stieg aus dem Winter in den Frühling. Am Morgen lag die Temperatur noch um den Gefrierpunkt, aber hier streifte eine warme Mittelmeerluft mein Gesicht. Es war Anfang Dezember - achtzehn Grad.

Das Erste, was ich tat, war, das Stadtzentrum aufzusuchen, um zu sehen, ob ich irgendwo Musik machen konnte. Die Geschäfte waren geschlossen, aber es waren genug Leute auf der Straße. Ich suchte mir einen Platz und fing an zu spielen. Kurz darauf kamen ein paar Engländer vorbei, Instrumente auf dem Rücken. Wir kamen ins Gespräch. Sie hatten in einem Spätladen Alkohol gekauft und sagten, dass sie danach zu einem verlassenen Haus außerhalb der Stadt gehen würden.

Wenn ich mitkommen wolle, kein Problem - dort könne ich auch schlafen.

Ich nahm meine Sachen und folgte ihnen. Einige Kilometer außerhalb der Stadt, mitten im Feld, hatten sie eine halb zerstörte Villa gefunden, aber mit genug Räumen, um ein Dach über dem Kopf zu haben. Dank des milden Wetters brauchten wir keine Heizung. Etwas zusätzliche Kleidung für die kühleren Abende genügte. Nicht lange danach kamen noch zwei weitere dazu. Am Ende waren wir zu fünf.

Abschiedstournee vom Leben

Einer der Jungen, der mich mitgenommen hatte, war Alex. Etwa in meinem Alter, mit einem runden, aufgedunsenen Gesicht und glattem, fettigem Haar. Er war klein und mollig und trug eine grüne Armeejacke, die straff über seinen Bauch gespannt war. Auf einigen Kissen hatte er sich eingerichtet - eine Weinflasche in der einen Hand, einen Joint in der anderen.

Er sagte, er sei hierher gekommen, um zu sterben.

Der Alkohol hatte ihn so zugerichtet, dass er nicht glaubte, dass er dreißig werden würde. Aus seinem Leben war nichts geworden. Er hatte den Bezug zur Realität verloren und Jahre in einer Klinik verbracht. Zurück auf der Straße ging es schnell wieder bergab.

Früher hatte er von einer Musikkarriere geträumt. Er hatte in verschiedenen Bands gespielt, war aber nie durchgebrochen.

„Das ist das Einzige, was ich kenne“, sagte er. „Musik machen.“

Um das Leben erträglicher zu machen, war er wegen des milden Klimas nach Südfrankreich gekommen. Dort spielte

er mit seinem Freund Anthony in den Küstenstädten. Es fühlte sich an wie eine Abschiedstournee vom Leben - ein Leben, das für ihn nicht schnell genug enden konnte. Das machte mich traurig.

Als ich in den folgenden Tagen mehr Zeit mit Alex verbrachte und ihn spielen hörte, stellte sich heraus, dass er ein außergewöhnlicher Musiker war. Einer der wenigen Straßenmusiker, denen ich begegnet war, die wirklich etwas Besonderes in sich trugen. Seine Stimme war warm und weich, aber mit einer Kraft, die einen sofort am Hals packte. Sobald er zu singen begann, zog er alle Aufmerksamkeit auf sich. Keine Bremse, keine Maske - alles war pur.

Auch sein Gitarrenspiel war einzigartig. Mit einer selbstverständlichen Geschmeidigkeit und einem unfehlbaren Timing ließ er melodische und harmonische Variationen über das Griffbrett tanzen.

Es hatte etwas Wehmütiges. Darin klangen Erinnerungen, die zu schmerzhaft waren, um ausgesprochen zu werden. Manchmal schloss er die Augen und verschwand in einer Welt, die wir nicht sehen konnten. Er spielte nicht, um zu beeindrucken, sondern um etwas loszuwerden. Die Gitarre war kein Instrument mehr, sondern eine Verlängerung seiner inneren Welt. Als trüge die Musik bereits den Schatten seines Abschieds in sich.

Es machte großen Eindruck auf mich, aber es hielt nicht lange an. Einige Tage später zog er mit seinem Freund nach Antibes weiter, um dort sein Glück zu versuchen.

Er war weg, und die Wochen zogen auf Weihnachten zu. Inzwischen lernte ich immer mehr Straßenmusiker kennen. Über einen von ihnen fand ich einen Schlafplatz näher am Zentrum als die Villa, damit ich nicht ständig so weit laufen musste.

Es war wieder ein verlassenes Haus, versteckt in einer

kleinen Gasse, wo verfallene Gebäude Schulter an Schulter einander noch notdürftig stützten. Der Abrissbagger würde hier früher oder später zuschlagen, um die Stadt von diesem verfallenden Erbe zu befreien. Aber noch war es nicht so weit.

In dem Haus, auf das er mich verwies, war ein Raum völlig sauber. Teppichboden lag darin, was ein bisschen Wärme und eine weiche Unterlage bot. Das wurde mein vorübergehendes Zuhause. Nachts war ich dort allein.

Obdachlosenlager

Wer auf der Straße lebt, landet früher oder später unter einer Brücke.

Mitten im Einkaufszentrum, an einem großen Platz, verlief ein Viadukt. Darunter hatte sich ein Lager gebildet - von Obdachlosen, Driftern und anderen Überlebenden. Im Freien, aber überdacht - mitten in der Stadt, aber doch abseits. Ein idealer Stützpunkt für alle, die auf der Straße ihr Geld verdienten. Auch Straßenmusiker kamen gern vorbei. Nicht zum Schlafen - das war den Besitzern der Plätze vorbehalten - aber wegen der Gesellschaft, der Wärme der Gemeinschaft ohne Masken.

Ich kam oft vorbei.

Ich fühlte mich dort seltsam wohl. Sie waren freundlich, ohne Allüren, ohne Eile. Einige hielten noch an Träumen fest; für andere schien es die letzte Haltestelle zu sein. Niemand gab sich anders, als er war.

Florian, ein deutscher Junge in seinen späten Zwanzigern, war einer von denen, für die das Ende ein willkommener Gast war. Er trank etwa sieben Flaschen Wein pro Tag.

Er trug immer eine knallgrüne Plastikjacke mit rosa

Streifen, einst wahrscheinlich ein fröhliches Ding, jetzt stumpf und grau von dem Straßenstaub, der sich unweigerlich darin festgesetzt hatte. Wenn er so dasaß und mit zitternden Händen durch sein dünnes blondes Haar fuhr, bevor er wieder einen Schluck nahm, tat er mir leid.

Warum?, fragte ich mich. Was bringt jemanden dazu, in so jungen Jahren so zerstörerisch zu leben? Genau wie bei Alex konnte ich es nicht begreifen.

Flo erzählte, dass auch sein Vater Alkoholiker war. Ein gewalttätiger Mann, der ihn als Kind bei der geringsten Kleinigkeit schlug. Einmal eskalierte es so sehr, dass er im Krankenhaus landete. Auch seine Mutter bot keinen Schutz und war keinen Deut besser - sie trank genauso viel.

Am Ende wurden er und seine Schwester aus dem Haus genommen und kamen in ein Heim. Eine Zeit lang schien es gut zugehen. Bis auch er zu trinken begann.

Als ich ihn fragte, ob er jemals aufhören wolle oder vielleicht Hoffnung auf ein anderes Leben habe, schüttelte er den Kopf.

„Für mich muss es nicht mehr“, sagte er leise. "Ich will nur eines: so schnell wie möglich weg aus dieser feindlichen Welt.“

Wir saßen im losen Sand, zwischen hier und da weggeworfenen Betonblöcken. In der Mitte war eine Feuerstelle - das Herz des Lagers -, wo tagsüber gekocht und abends ein Lagerfeuer entzündet wurde. Über uns brauste der Verkehr über das Viadukt, aber der Lärm drang kaum durch.

Jeder hatte seinen eigenen Schlafplatz am Boden, rund um das Feuer verteilt. Die Einfachheit des Daseins, die ungezwungene Gastfreundschaft und die *wir haben nichts zu verlieren*-Haltung brachten mir eine unerwartete innere Ruhe.

Es wurde nichts von dir erwartet, außer Respekt.

Das hier war das Epizentrum des Straßenlebens in Montpellier. Hier trafen wir uns jeden Tag.

Es schlief dort auch ein schottischer Junge, Charlie, der mir manchmal half, indem er mit einem Becher durch die vorbeigehenden Leute ging, während ich spielte. Er trank etwa genauso viel wie Flo. Anfangs vor allem Bier, aber das war auf der Straße unpraktisch - man musste ständig pinkeln. Deshalb war er auf Wein umgestiegen.

Trotzdem sah er wesentlich besser aus. Die Folgen seines Alkoholkonsums waren kaum sichtbar. Mit seinen dunklen Locken bis zu den Schultern, braunen Augen und einem fast symmetrischen Gesicht hätte er optisch problemlos ein Rockstar sein können. Aber er schien sich dessen völlig unbewusst.

Charlie war bescheiden. Meistens gut gelaunt. Man merkte ihm nicht an, dass er etwas mit sich herumschleppte - oder er versteckte es gut.

Sein ständiger Begleiter war Steven, ein anderer Brite. Wo Charlie leicht blieb, trug Steven etwas Schweres in sich. Sie waren fast immer zusammen, aber ihre Energie hätte unterschiedlicher nicht sein können.

Steven schlief nicht unter dem Viadukt, sondern hatte ein verlassenes Haus gefunden. Er machte Musik und verkaufte gelegentlich etwas Hasch. In England hatte er wegen Speed-Dealens im Gefängnis gesessen.

Wir saßen einmal auf der Straße, Steven mit der Gitarre auf dem Schoß, ein Weinpäckchen zwischen seinen Füßen.

„Warum gerade Speed?“, fragte ich ihn. „Du weißt doch, dass Menschen daran kaputtgehen?“

Er zuckte die Schultern.

„Es verkauft sich nun einmal gut. Es bringt schnell Geld. Und wenn es ohnehin jemand tut, dann lieber ich als ein anderer.“

Er sagte es ohne Reue, ohne Schuldbewusstsein. Was anderen passierte, ging ihn nichts an. Für ihn zählte nur das Geld.

Eine Zeit lang ging es gut, bis er erwischt wurde. Jetzt war er hier, weil er im kalten Sheffield keinen Ausweg mehr sah. Dealen war keine Option und andere Chancen gab es seiner Meinung nach nicht - jedenfalls nicht mit Strafreister und ohne Ausbildung.

Musik schien ihn nicht zu begeistern. Er spielte, weil er musste. Geld - das war, was er wirklich wollte.

„Viel Geld“, sagte er und hob kurz den Blick. „Dann verschwinde ich.“

Wohin, sagte er nicht.

Seine Worte, und vor allem seine Gleichgültigkeit, brachten mich zum Nachdenken. Ich hätte große moralische Bedenken gehabt, aber er offenbar überhaupt nicht. Das war bemerkenswert. Es ging ihm nicht um Überleben oder ein kleines Zubrot; Geld war für ihn das Einzige, was zählte. Fragen über Gut und Böse schienen ihn nicht zu berühren. Wo ich gezögert hätte, sah er nur die Münzen.

Doch solche Gedanken hielten nie lange an. Das Leben auf der Straße ließ einem kaum Zeit, über moralische Fragen zu brüten; die Dinge liefen, wie sie liefen. Jeder fand seine Art zu überleben, zog seine eigenen Grenzen. Da mischte man sich nicht ein. Wichtiger war, im Strom der Ereignisse den eigenen Rhythmus zu behalten. Bei sich zu bleiben, während die Tage ineinanderflossen, und die Früchte zu ernten, wenn sie reif waren. Denn auch die Straße hatte ihre Jahreszeiten. Und nun begann die beste Zeit des Jahres.

Advent

Die Straßen füllten sich mit Lichterketten und Tannenduft, und Richtung Weihnachten wurden die Menschen immer großzügiger. Der Winter brachte Kälte, aber es lag auch eine unerwartete Wärme in der Luft. Menschen, die mich wochenlang nicht wahrgenommen hatten, ließen plötzlich ihren Blick auf mir ruhen, gaben eine Münze, ein Nicken oder ein Lächeln. Mit der Geburt Christi im Sinn gönnten sie sich nicht nur ein Fest, sondern auch ihrem Nächsten etwas extra. Ich spürte die Mitmenschlichkeit. Für einen Moment gehörte ich wieder dazu.

Alte Damen, die sonst einen Bogen um uns machten, zogen nun nervös ihre Geldbörsen hervor, nestelten ein paar Münzen oder einen Schein heraus, sahen mich an mit funkelnden Augen und murmelten manchmal ein paar gut gemeinte Worte, während ich mich mit einer kleinen Verbeugung und einem Lächeln bedankte. Dann verschwanden sie schnell wieder im Strom der Straße.

Es war *die* Zeit, um Geld zu verdienen. Meine Kollegen und ich machten Überstunden. Besonders abends lief es gut: die Stimmung wurde lockerer, entspannter - und damit wuchs auch die Großzügigkeit.

Aber hinter diesem vorübergehenden Glück lauerte auch die andere Seite unseres Daseins.

Heulende Sirenen

Werner befand sich im Endstadium. Seine Leber hatte versagt, und er lief den ganzen Tag gekrümmt vor Schmerzen herum. Das Einzige, was ihm noch Linderung verschaffte, war Alkohol. Meist bettelte er bei einer bekannten Hamburgerkette auf dem Platz neben dem

Viadukt. Dort standen die Leute oft in langen Schlangen, und Werner ging sie nacheinander ab und fragte um eine kleine Spende.

Eines Tages brach er plötzlich zusammen. Er blieb am Boden liegen und schrie vor Schmerz. Umstehende erschrecken, einige stießen Laute des Entsetzens aus. Es sah aus, alsof er dort auf der Stelle sterben würde. Jemand rief einen Krankenwagen, und wenig später ertönte in der Ferne eine heulende Sirene. Werner wurde abtransportiert, und an diesem Abend sahen wir ihn nicht wieder.

Zu meiner Überraschung schien keiner seiner Kumpel wirklich beeindruckt. Das sei nicht das erste Mal, sagten sie. Einige behaupteten sogar, er mache es mit Absicht.

„Dann hat er wenigstens ein sauberes Bett und etwas Richtiges zu essen“, klang es gleichgültig.

Jeder wusste, dass er nicht mehr lange hatte, und er versuchte auf seine eigene Art noch etwas daraus zu machen.

Ein paar Tage später kam Werner zurück. Er sah deutlich besser aus. Doch das hielt nicht lange - bald schleppte er sich wieder mit seinem schiefen Oberkörper durch die Straßen, auf der Suche nach einer kleinen Spende.

Warme Decken

Eines Tages lieferte die Stadtverwaltung mehrere Kisten mit Decken ab. Das fand ich bemerkenswert. Das Lager unter dem Viadukt war der Stadt schon lange ein Dorn im Auge, und mehrmals hatten sie versucht, den Platz mit Gewalt zu räumen. Doch die Obdachlosen kamen immer wieder zurück. Eine harte Linie funktionierte nicht - mit dem traurigen Höhepunkt des letzten Winters, als jemand an der Kälte gestorben war. Das hatte in der Stadt für Aufruhr

gesorgt. Um eine Wiederholung zu verhindern, hatte man nun beschlossen, wenigstens dafür zu sorgen, dass sie es warm genug hatten.

Es waren robuste Wolldecken vom Militär. Die Jungs waren froh darüber.

Auf der Bühne

Dann war da Heinz - ein homosexueller Mann, der jahrelang in Hamburg mit seiner Travestieshow aufgetreten war. Bis er an Heroin geriet. Das kostete ihn schließlich seine Arbeit, seine Bühnenleidenschaft und einen großen Teil seines Lebens.

Er war anders als die anderen. Seine Bewegungen, seine Sprache, seine Haltung - alles verriet eine Vergangenheit voller Glamour und Schmerz.

„*Liebling*“, sagte er oft mit übertrieben hoher *i*-Klangfarbe, „*du musst das Elend immer mit ein bisschen Glitzer tarnen.*“

Heroin nahm er nicht mehr. Jetzt hielt er sich mit Wein und Codeintabletten aus der Drogerie über Wasser - offiziell gegen Erkältung, in Wahrheit gegen die Existenz. Eine Pille war nichts, zehn machten das Leben erträglich. Andere taten es genauso.

Wenn Heinz in guter Laune war und wir lang genug drängten, bekamen wir ihn manchmal so weit, dass er für uns seine alte Show aufführte. Dann war es ein Fest. In eine Decke gehüllt wie in ein Kleid, mit einer leeren Deospraydose als Mikrofon, die Augen geschlossen - dann geschah etwas Magisches. Unter lautem Gejubil gab er alles, was er hatte.

Ein Lied von Marlene Dietrich, mit Schwung und Tanzschritten, die in seinem Körper eingebrannt waren. Er sang

nicht falsch, aber auch nicht perfekt - es ging nicht um Perfektion, sondern um Hingabe.

Je mehr er in seine Rolle eintauchte, desto tranceartiger wurde er. Den Kopf im Nacken, die Arme wirbelnd, die Beine gleitend - als wollte er alle Dämonen aus diesem verdammten Unterstand vertreiben.

Unter der Brücke wurde es mucksmäuschenstill. Jeder schaute zu. Er schwebte über dem Schmutz, über dem Feuer, über dem Leben, das ihn Stück für Stück zerstörte. Die vergessene Diva - unangreifbar in ihrer Verletzlichkeit.

Für einen Augenblick war er wieder der, der er einmal gewesen war. Oder vielleicht der, der er immer gewesen war.

Und wenn dann ein Lächeln über sein Gesicht glitt, war es, als würde die Sonne durchbrechen und alle Misere für einen Moment verschwinden.

Gift

Die Filiale der Hamburgerkette warf nach Ladenschluss regelmäßig einen Teil der nicht verkauften Ware in den Container. Die Obdachlosen holten heraus, was sie gebrauchen konnten. Das Unternehmen war darüber nicht erfreut. Eines Tages ging das Gerücht um, dass Gift in den Container gestreut worden sei, um sie abzuschrecken.

Die Obdachlosen wussten sofort, wie spät es war, ließen sich aber nicht aufhalten. Sie durchsuchten die Tonnen weiter. Merkwürdigerweise wurde niemand krank. War es echt? Oder nur eine

Abschreckungsnummer?

Wie auch immer - die übrig gebliebenen Hamburger blieben beliebt.

Mit einem Messer

Es gab einen Typen, dem niemand vertraute: Brian, ein Südafrikaner. In dem einzigen Gespräch, das ich mit ihm führte, erzählte er ohne jede Scham, dass er auf die Straße ging, um Leute mit einem Messer zu berauben. Erst wollte er nicht sagen, woher er kam - angeblich wusste niemand das - doch sein Akzent verriet ihn sofort. Ich konnte mir kaum vorstellen, dass die anderen das nicht merkten.

Brian war ein kleiner, schwächlicher Kerl mit eingefallenen Wangen und Augen, die ständig hin und her schossen, immer auf der Suche nach Gefahr. Sein dunkelbraunes Haar war dünn und ungleich geschnitten, vermutlich selbst gemacht. In seinem Körper steckte eine nervöse Energie, eine Unruhe, die ihn nie verließ. Sobald er das Lager betrat, verstummten die Gespräche. Blicke wichen aus, Körper drehten sich leicht weg.

Er erklärte mir, warum er tat, was er tat. Betteln sei Zeitverschwendung. Mit einem guten Schlag verdiene er mehr als die anderen an einem ganzen Tag.

„Wollen wir nicht alle dasselbe?“, fragte er rhetorisch. „Die Bürger hier haben genug Geld. Die merken das nicht. Und ich teile - also Sorge ich auch für sie.“

Das stimmte. Brian gab ihnen tatsächlich Geld. Nicht aus Solidarität, sondern als Absicherung. Wenn sie mit profitierten, würden sie ihn nicht verraten. Obwohl sie ein paar zusätzliche Münzen gut gebrauchen konnten und es annahmen, war niemand wirklich froh darüber. Das war nicht ihre Art.

Während unseres Gesprächs kam er immer näher. Er beugte sich so weit vor, dass sein Gesicht direkt vor meinem war, und ich seinen Atem spürte und die Spucktröpfchen bemerkte. Seine Augen glühten, seine Stimme wurde härter.

Ich schob ihn angewidert weg. Er versuchte verzweifelt, sich selbst von seiner Logik zu überzeugen, obwohl er genau wusste, dass sie nicht haltbar war.

Und doch sah ich hinter der Fassade etwas anderes: Angst. Nicht die Angst vor der Polizei, sondern die Angst, ertappt, verraten oder ausgeschlossen zu werden. Sie fraß an ihm und machte ihn unberechenbar. Er gehörte nicht dazu - und das wusste er.

Um seine Unsicherheit zu übertönen, prahlte er, dass sie ihm dankbar sein müssten und er den Laden hier am Laufen halte. Man ließ ihn reden.

Das Leben unter der Brücke hatte viele Gesichter - und zum Glück nur einen Brian.

Haare in der Suppe

Eines dieser Gesichter war Thomas, ein junger Engländer, gepflegt, scharf geschnitten, mit einer gewissen Eleganz. Er sprach nicht viel, aber sein Äußeres sagte genug: immer ordentlich gekleidet, das Haar perfekt frisiert, wie frisch aus einem Londoner Salon.

„Willst du einen Haarschnitt?“, fragte er eines Abends, während er Heinz kritisch betrachtete.

Heinz ließ sich dramatisch auf einem Klappstuhl am Feuer nieder.

„Mach nur, *Liebling*. Aber vorsichtig - ich habe eine kleine Wunde am Kopf. Heute Morgen gestoßen.“ Er deutete theatralisch darauf.

Mit einem spöttischen Grinsen zog Thomas einen Kamm aus seiner Jacke und begann konzentriert zu schneiden.

Er war unser Friseur. Darauf hatte er gelernt. Sein echtes Geld verdiente er allerdings in England als männlicher

Prostituierter. Auch hier hatte er ein paar feste Kunden - meist ältere Männer. Manchmal war er tagelang verschwunden und tauchte dann plötzlich wieder auf. Für einen Haarschnitt war er immer zu haben.

Nur hatte er vergessen, dass über dem Feuer ein Topf Suppe köchelte. Die Haare rieselten von Heinz' Schultern direkt in den Topf. Thomas bemerkte es erst, als er fertig war. Einige von uns hatten es gesehen, aber keiner sagte etwas. Wir kicherten und zogen Heinz auf.

„Das wird bestimmt eine leckere Mahlzeit, Heinz“, grinste Charlie.

Heinz kümmerte es nicht. Er spielte begeistert mit. Er fischte die dicksten Strähnen heraus und zwinkerte: „Nicht gucken, nur genießen.“

Um es auf die Spitze zu treiben, hielt er den Topf immer wieder hoch.

„Will noch jemand? Er ist heute besonders köstlich.“

Charlie schüttelte lachend den Kopf.

„Wir wissen, dass du ein fantastischer Koch bist, Heinz, aber dieses kulinarische Wunderwerk lassen wir heute lieber aus.“

Die anderen nickten, prustend vor Lachen.

Heinz ließ sich nicht beirren. Unerschütterlich löffelte er den Topf leer - bis zum Boden. Dann wischte er sich demonstrativ den Mund ab und sagte selbstzufrieden:

„Ihr habt keine Ahnung, was ihr verpasst habt.“

Weihnachtsmahl

Am Heiligabend organisierte die Mission ein Essen für die Obdachlosen. Wir gingen alle dorthin - sogar Berndt, Flos Freund, schloss sich uns an. Berndt war ein deutscher Mann mittleren Alters, der eigentlich nur mit Flo sprach und

manchmal mit Heinz. Mit dem Rest hatte er kaum Kontakt. Vielleicht auch, weil er kein Englisch sprach - und das war unsere gemeinsame Sprache.

Sein Gesicht war geschwollen und vom Wein violett verfärbt, der letzte Rest Haar unter einem kleinen, glänzenden und fettigen Hütchen verborgen. Wie er an Geld kam, wusste niemand. Ich sah ihn nie betteln oder irgendetwas tun. Vermutlich hatte er irgendeine Abmachung mit Flo, denn der zog regelmäßig los, um Geld zu verdienen.

Der einzige aus der Gruppe unter dem Viadukt, der nicht mitging, war Jack. Ein Niederländer, ursprünglich aus der Gegend von Rotterdam, der jahrelang in Leeds gelebt hatte und Englisch mit schwerem Yorkshire-Akzent sprach. Ein großer Mann, fast zwei Meter, der täglich seine Portion Heroin brauchte. Ich hatte versucht, mit ihm Niederländisch zu sprechen, aber daran hatte er kein Bedürfnis.

Es fühlte sich merkwürdig an - als hätte er nicht nur sein Land, sondern auch einen Teil von sich selbst abgelegt. Weiteren Kontakt hatten wir kaum.

Das Weihnachtssessen, das die Patres mit den besten Absichten zubereitet hatten, verwandelte sich schnell in ein betrunkenes Bettler-Gelage. An einer langen Tafel bekamen wir drei Gänge serviert. Doch beim Hauptgang begann einer, mit Essen zu werfen, und bald machten die anderen mit. Großer Spaß. Jeder Treffer wurde mit lautem Jubel gefeiert. Binnen kurzer Zeit waren Tisch und Boden übersät mit Essensresten.

Die Patres griffen nicht ein. Stoisch erfüllten sie ihre Pflicht, als wäre dies zu erwarten gewesen. Die Obdachlosen behandelten sie wie Diener, denen man Befehle erteilen konnte - ohne Respekt, ohne Dank. Als das Dessert kam und sie sich gegenseitig mit Eis und Schlagsahne einschmierten, war für mich Schluss.

„Was für Barbaren“, dachte ich.

Enttäuscht ging ich wieder auf die Straße, in der Hoffnung, das Fiasko mit etwas Musik von mir abzuschütteln. Aber es gelang nur halb. Was mich am meisten schmerzte, war die Demütigung der Patres. Ich schämte mich stellvertretend und hätte meinen Kumpels am liebsten eine geknallt - so viel Undankbarkeit. Vielleicht hatten die Patres es kommen sehen. Vielleicht kannten sie ihre Not besser als jeder andere. Doch ich schämte mich. Für sie. Für uns alle.

„Geht doch nicht hin, wenn ihr es nicht zu schätzen wisst“, dachte ich.

Oder war es anders? Wollten meine Kumpel auch einmal Befehle erteilen und mit allem davonkommen, so wie die Reichen? Hatten sie für einen Abend die soziale Ordnung umgedreht, nur um zu spüren, wie es ist, oben zu stehen? Oder war es nur rohe Ungezogenheit? Es ließ mich nicht los. Es entsprach so gar nicht meinem Wesen, Menschen guten Willens so zu behandeln.

Ein Dieb

Später am Abend suchte ich sie wieder auf. Jack war verschwunden - und hatte alles mitgenommen, was auch nur ansatzweise Wert hatte.

Der Vorteil, wenig zu besitzen, ist, dass man wenig verlieren kann. Doch das war nicht das Schlimmste. Schwerer wog das Gefühl des Verrats..

Die Stimmung war gedrückt. Man drohte Jack, aber jeder wusste, dass wir ihn wahrscheinlich nie wiedersehen würden.

Flo saß schweigend am Feuer. Er ließ seine Hand langsam durch die Flammen gleiten.

„Sieh“, sagte er, „es tut nicht weh. Feuer ist nicht gefähr-

lich. Es streichelt dich, wärmt dich. Erst wenn du zu lange bleibst, wird es schmerzhaft.“

Er hob den Kopf, sah sich um - und begann zu lachen.

„Ich weiß es!“, rief er. „Ich weiß, wie es ist! Sie machen uns was vor. Wir beherrschen das Feuer. Unsere Maschinen laufen damit. Wir haben alles unter Kontrolle. Wir brauchen uns vor nichts zu fürchten!“

Er nahm einen Schluck Wein, stand auf und ging beschwingt zu seinem Schlafplatz. Unterwegs rief er immer wieder, lauter und lauter:

„Alles unter Kontrolle! Alles unter Kontrolle! Alles... alles!“

Niemand antwortete. Das Feuer knisterte leise, und ich verfolgte mit den Augen die tanzenden orangefarbenen Funken.

Meine Gedanken gingen zu meinen Kumpels. Sie saßen um mich herum, jeder verwoben mit seiner eigenen Geschichte. Keiner war einfach ein „Obdachloser“; jeder trug eine Vergangenheit, eine Last, ein Verlangen. Ich sah sie nicht mehr nur als Menschen unter diesem Viadukt, sondern als Spiegel dessen, was auch in mir lebte: Kampf, Angst, Schmerz, der Drang zu entkommen, die Sehnsucht nach Wärme.

Ich fühlte Zuneigung, aber auch Distanz. Als stünde ich mit einem Fuß außerhalb dieser Welt und gehörte doch noch zu ihrem Kreis. Ihr Leben war tragisch, aber ehrlich. Sie hatten nichts mehr zu verstecken.

Vielleicht war das der Grund, warum ich so lange geblieben war: Ihre Verletzlichkeit machte das Leben wahrhaftiger, befreit von den Fassaden, hinter denen der Rest der Welt sich versteckte. Und gerade in dieser Verletzlichkeit wuchs eine Verbundenheit - etwas, wonach ich immer gesucht hatte: ein ungreifbares Gefühl, das wie eine leise

Erinnerung an meine frühe Kindheit aufstieg. Flüchtig, und doch zeitlos.

Als ich meinen Blick zur dunklen Luft über dem Viadukt hob, fühlte es sich an wie ein Grenzblick. Dieses Kapitel schloss sich. Ich würde gehen, aber etwas von ihnen würde in mir bleiben.

Weiter nach Südspanien

Die Kälte nahm zu. Es wurde Zeit für die Sonne.

Mein Zimmer übergab ich einem schottischen Musiker und seiner baskischen Freundin.

Am Tag nach Weihnachten machte ich mich auf den Weg Richtung Südspanien.

Kurz hinter der Stadt nahm mich ein Spanier mit, der die gesamte Route du Soleil gefahren war und nach Barcelona wollte.

„Hast du einen Führerschein?“, fragte er.

Ja, den hatte ich.

„Dann setz dich ans Steuer.“

Er war müde von der langen Fahrt, wollte aber noch am Nachmittag ankommen.

Mit einem kräftigen Golf GTI über die französischen Autobahnen war das kein Problem.

Ich nickte, startete den Motor und übernahm das Steuer.

Er schlief bald ein, und ich fuhr in einem Rutsch bis nach Barcelona. Danach folgte ich der Ostküste weiter nach Süden. Ich blieb ein paar Tage in Alicante und setzte dann Kurs in Richtung Granada.

HEILIGER BERG

VERSPROCHEN IST VERSPROCHEN

Silvesterabend

Am Silvestertag kam ich in Granada an. Ich fand ein einfaches kleines Hotel. In Montpellier hatte ich über die Weihnachtstage gut verdient, und mit dem, was ich noch von Gerdt übrig hatte, konnte ich mir ein bisschen Luxus leisten: eine warme Dusche, saubere Kleidung, ein frisches Bett.

Die Stille meines Zimmers stand im scharfen Kontrast zur Lebendigkeit draußen. Als der Abend kam, ging ich in die Stadt, auf der Suche nach etwas Unterhaltung. Die Straßen glühten im warmen orangefarbenen Licht der Laternen und Weihnachtsdekoration. Überall klang Musik - aus offenen Fenstern, überfüllten Bars und vorbeifahrenden Autos.

Auf der Plaza de Bib-Rambla drängten sich die Feiernenden. Fremde Gesichter fühlten sich für einen Moment vertraut an. Jung und Alt tanzten auf der Straße, sangen zu lauter spanischer Popmusik. Ein Durcheinander aus Stimmen, Gelächter und Musik erfüllte den Platz. Überall wurde

getrunken, angestoßen, geküsst. Gläser wurden Fremden entgegengehoben, Hände fanden sich im Vorübergehen. Die Luft war dicht von Feuerwerksrauch.

Die Stimmung war ausgelassen, aber sicher - für eine Nacht waren wir alle Freunde.

Von allen Seiten wurde mir Alkohol angeboten, den ich selten ausschlug - was sich im Nachhinein als weniger klug herausstellte. Mit einer halbvollen Flasche Cava in der Hand lief ich Jane über den Weg. Ein englisches Mädchen, offen für ein kleines Abenteuer. Wir tanzten, wir lachten, Wir tanzten, lachten, landeten in den Armen des anderen.

Um Mitternacht hielt die Stadt den Atem an: zwölf Trauben, Glockenschläge, Feuerwerk. Der Himmel leuchtete rot und silbern. Jane und ich umarmten uns, als hätten wir uns nach Jahren wiedergetroffen - nicht persönlich, sondern im Verlangen.

Ein neues Jahr, ein neues Land, eine neue Liebe. Alles schien möglich - doch die Stadt hielt eine kalte Lektion bereit.

Beraubt

Als wir genug vom Feiern hatten, gingen wir zu meinem Hotel. Ich war ziemlich angeheitert - um nicht zu sagen betrunken - und sie war nicht viel besser dran. Im Zimmer zog ich mich aus, ließ mich aufs Bett fallen und schlief sofort ein. Jane legte sich neben mich.

Am nächsten Morgen fiel das Sonnenlicht gnadenlos durch die Vorhänge. Das Zimmer roch nach Alkohol und Schweiß. Wir lagen schief in einem Bett, das halb eingestürzt war - es hatte die Nacht genauso schlecht überstanden wie wir. Das Gestell lag auf dem Boden, Vorder- und Rückseite hingen gefährlich nach unten.

Jane setzte sich auf, rieb sich die Augen und sah mich mit einem benebelten Blick an.

„Was ist passiert?“, fragte sie leise.

„Keine Ahnung, das Bett ist zusammengebrochen“, sagte ich, ohne zu begreifen, was wirklich geschehen war.

Vorsichtig stand ich auf und suchte meine lange Hose. Sie war nirgends zu finden. In einer zusätzlichen Innentasche, die meine Mutter hineingenäht hatte, befanden sich mein Geld und mein Pass. Erst Unglauben, dann Panik. Wir suchten das ganze Zimmer ab, schauten unter das Bett, in den Schrank, auf dem Flur. Schließlich fanden wir die Hose auf halber Höhe der Treppe - leer.

Ich setzte mich auf die Bettkante, den Kopf in den Händen. Der Kater hämmerte hinter meinen Schläfen, aber schlimmer war die Erkenntnis: Ich hatte kein Geld und keinen Ausweis mehr in einer fremden Stadt. Jemand war nachts in unser Zimmer geschlichen und hatte zugeschlagen. Alles weg. Pleite. Der Kater hätte nicht größer sein können. Jane und ich standen ratlos. Was nun.

Zum Glück war meine Gitarre noch da - ein kleiner Anker im Chaos. Während ich darüber nachdachte, setzte sich Jane neben mich und legte ihre Hand auf meine Schulter. Kein Mitleid, eher stille Solidarität.

„Willst du mit in mein Hotel?“, fragte sie. „Dort kannst du erst einmal durchatmen.“

Unterwegs sprachen wir kaum. Jeder hing seinen Gedanken nach, und es war nicht der Moment, sie auszusprechen. In ihrem Zimmer - klein, schlicht - machte sie Tee, richtete die Decken, gab mir ein sauberes Handtuch.

Am nächsten Tag erstattete ich Anzeige bei der Polizei, aber ohne Erfolg. Andererseits musste ich ehrlich sein: Ich hatte es selbst leicht gemacht. Betrunken, nachts, in einer fremden Stadt - da ist man ein leichtes Ziel. Doch dieser

Dieb war einen Schritt weiter gegangen - er hatte uns bis ins Zimmer verfolgt und dort zugeschlagen.

Zusammen mit Jane

Der Schlag traf mich hart, aber ich fiel weich - in Janes Arme. Fürsorglich, mit warmem Blick und echtem Mitgefühl. Ihr singender englischer Akzent ließ alles leichter klingen, als es war. Mein Kopf wurde wieder ruhig. Die Zukunft bekam Farbe, Hoffnung glühte am Horizont. Sie wies mir den Weg.

Es gab keine Eile. Wir lasen, sprachen, dösten. Wir schliefen aus, drehten uns noch einmal um, wenn das Sonnenlicht uns wachkitzelte, und frühstückten im Bett mit Brötchen und Orangen. Manchmal lagen wir den ganzen Tag dort, jeder in Gedanken versunken, bis eine beiläufige Bemerkung die Stille durchbrach und uns wieder zum Lachen brachte. Ab und zu nahm ich die Gitarre und wir sangen zusammen.

Abends streiften wir durch die Stadt, aßen Tapas an kleinen Tischen, tranken Wein oder Bier und beobachteten das Leben auf der Straße. Danach kehrten wir zurück, ein wenig beschwipst, und zogen uns unter Decken und in den Duft unserer Körper zurück. Die Nächte waren warm und nah, ohne große Worte, ohne Zukunftsversprechen.

Wir wussten beide: Das würde nicht lange dauern. Aber solange es hielt, war es schön. Keine Reisenden mehr, keine Opfer, keine Pläne. Nur zwei Körper in einem Raum, in dem die Zeit – für einen Moment – ihre Hände von uns abzog.

Die Höhlen von Sacromonte

Als Jane nach England zurückging, fand unsere Romanze ein abruptes Ende. Das Leben, das wir aufgebaut hatten - so flüchtig es war - verschwand in einem Schlag. Ihr Duft hing noch an meiner Kleidung, ihre Stimme in meinem Kopf, aber ihre Wärme war weg. Was blieb, war die Erkenntnis, dass ich wieder allein zurechtkommen musste. Ohne Papiere war ich verletzlich; eine Polizeikontrolle hätte genügt, um mich aus dem Land zu werfen. In dieser Unsicherheit kamen mir ihre Worte über die Höhlen von Sacromonte wieder in den Sinn. Sie hatte mir davon erzählt wie eine vage Wegbeschreibung zu einem neuen Anfang.

Ich beschloss, sie zu suchen, und folgte dem Weg nach oben. Je höher ich kam, desto mehr wurde es zu einem Labyrinth. Enge Gassen und Steige, manchmal kaum einen Meter breit, ließen mich die Orientierung verlieren. Ich fragte mehrmals nach dem Weg. Schließlich hörten die Straßen auf und gingen in sandige Pfade über. Oben, auf einem Ausläufer des Hügels, blickte ich über die Stadt. Links glänzte das makellose Weiß der verschneiten Gipfel der Sierra Nevada scharf gegen den blauen Himmel.

Dort fand ich Dutzende Höhlen, in den Berghang hineingehauen. Von außen waren es dunkle Löcher in einer bleichen Haut. Viele Höhlen waren eingestürzt oder voller Müll. Rudel von Streunern streiften durchs Geröll - magere Tiere, verfilztes Fell, Zecken, scheu und stumm.

Ich suchte den Hang ab nach einer Höhle, die stabil und geschützt war. Bald fand ich eine mit drei Räumen und Betonboden. Die Eingänge waren mit gemauerten Bögen verstärkt, die Decke bestand aus Kieseln, fest im Kalk verankert.

Kein fließendes Wasser, kein Strom, keine Toilette. Aber

das störte mich nicht; dann musste ich mich eben mehr bemühen. Das Leben hier war kostenlos. Nachts roch es nach Erde und jedes Geräusch trug weit über die Hügel.

Unten lag das Zigeunerviertel Sacromonte mit seinen weiß getünchten Zwergenhäusern, Höhlen, gewundenen Gassen und kleinen Plätzen mit Brunnen. Dort holte ich mein Wasser. Ich nahm einen Schlauch mit und füllte Flaschen und Kanister an öffentlichen Brunnen. Es dauerte, der Strahl war schwach, aber ich hatte Zeit.

In der Höhle richtete ich eine Feuerstelle ein. Es gab eine alte Öffnung im Dach. Mit Steinen, einem umgedrehten Öfass und einer Metallpfanne ohne Boden baute ich ein System, mit dem ich kochen und mich wärmen konnte.

Vor den Eingang hing ein Vorhang: Eine Tür hatte ich nicht. Es war einfach, aber es war mein neues Zuhause.

Straßenmusik in der Zacatín

Die Höhle brachte Ruhe, aber kein Essen. Also stieg ich fast täglich in die Stadt hinunter, um Straßenmusik zu machen. Alles musste mit - ließ ich etwas zurück, war es bei meiner Rückkehr meist verschwunden oder beschädigt, oft von Kindern aus dem Viertel. Zum Glück reiste ich leicht: mit meiner Gitarre und ein paar Sachen in einem Rucksack - mehr hatte ich nicht.

Der Weg nach unten war etwa zwei Kilometer lang und führte durch alte Stadtteile, in denen die maurischen Einflüsse von vor fünf Jahrhunderten noch spürbar waren. Weiß getünchte Wände, schmiedeeiserne Balkone, Kachelbilder und duftende Innenhöfe. Je näher ich dem Zentrum kam, desto voller wurde es. Teehäuser, Basare, Lebensmittelläden und Geschäfte voller Krimskrams, Teppiche und

nordafrikanischer Keramik drängten sich in immer engeren Straßen.

Morgens lag noch Kühle und Stille in der Luft - Ladenbesitzer öffneten ihre Läden, kehrten die Straßen, Kaffeeduft mischte sich mit dem Morgenlicht.

Meistens spielte ich in der Calle Zacatín, einer schmalen Einkaufsstraße, die auf die Plaza de Bib-Rambla mündete. Es war dort immer viel los: einkaufendes Publikum, Touristen mit Taschen voller Souvenirs, Bettler mit Hunden, Straßenmusiker. Schaufenster voller Leder und Textilien. Kleider, Mäntel und Schals hingen dicht beieinander; Stoffe in tiefen Farben, Ständer auf dem Gehweg. Aus den offenen Läden strömten Stimmen, Musik, das Klimpern von Münzen.

Die Zacatín fühlte sich intim an. Alles kam gleichzeitig auf einen zu: Blicke, Geräusche, Gerüche. Doch in diesem Trubel lag auch ein Rhythmus, eine Kadenz, die einen mitnahm – wie der Herzschlag der Stadt. Meine Musik verschmolz mit der Straße: das Klacken der Absätze von Frauen auf den Fliesen, die Rufe der Händler aus den Seitenstraßen, das Klingeln einer Türglocke, wenn jemand einen Laden betrat.

Mittags wurde es ruhiger. Die Siesta legte sich wie ein Schleier über die Straßen. Weniger Aufmerksamkeit, weniger Kontakt. Die Stadt schien in sich zu sinken, träge und still. Alle standen auf Pause, ich auch. Bis die Läden wieder öffneten, Stimmen wieder aufstiegen und Granada erneut sein lebendiges Gesicht zeigte.

Abends, nach Ladenschluss, veränderte sich die Stadt erneut. Es wurde stiller, die Laternen warfen goldenes Licht. Manchmal kam eine Gruppe vorbei, manchmal ein einzelner Spaziergänger. Die Hast des Tages war weg; es entstand Raum - in den Straßen und in meinem Kopf. Mein

Spiel wurde langsamer, melancholischer, intimer, in der fast leeren Straße mit ihrer wunderbaren Akustik. Diese Momente liebte ich am meisten.

In dieser entspannten Atmosphäre entstanden manchmal unerwartete musikalische Begegnungen. Eines Abends tauchte Jonas auf, ein Saxophonist aus Österreich, und fragte, ob er mitspielen dürfe.

Es wurde eine Session, die die Straße mit warmen, rauchigen Klängen füllte; meine Gitarre schlug die rhythmischen Wellen, sein Saxophon zog lange Linien darüber, mal scharf, mal weich.

Vorübergehende blieben stehen, wiegten mit, ließen ihre Füße unbewusst dem Rhythmus folgen.

Jonas spielte mit geschlossenen Augen, die Schultern wiegend, das glänzende Messing im Dämmerlicht. Hin und wieder sah er kurz zu mir, ein Nicken - ein Geheimnis, das nur wir kannten. Wir kannten die Musik des anderen keine fünf Minuten, aber die Noten fanden sich wie alte Freunde.

Als wir aufhörten, blieb die Straße einen Moment still. Einige lächelten, andere standen reglos, um den Moment nicht zu brechen. Ein bescheidener Applaus sank auf uns herab. Jonas sah mich an und grinste verschwörerisch. Ohne Worte zählten wir ein und spielten eine weitere Runde.

Als auch die letzten Töne verklungen waren, spürten wir erst die Kälte. Unsere Finger waren steif, die Straße fast leer. Wir hatten Durst, Lust auf etwas Stärkeres als Wasser. Ich schlug vor, nach *El Tornillo* zu gehen - eine Bar, die man kennen musste, um sie zu finden. Jonas zuckte mit den Schultern und grinste.

„Führ du“, sagte er und legte seinen Sax in den Koffer.

El Tornillo

Jonas staunte, als wir eintraten. Er war eindeutig kein Mann der Straße; alles in dieser Bar gehörte zu einer Welt, die er nur aus Erzählungen kannte. Es war ein Zufluchtsort - ein ausgefranztes Knotenpunkt für verlorene Seelen, freie Geister, Straßenmusiker, Hippies und wandernde Reisende.

Auf der Fassade war eine große Metallschraube gemalt - schief, abstehend. Wer genauer hinsah, erkannte: Das war kein Logo, sondern ein stiller Witz. Nur wer eine Schraube locker hatte, fand hier seinen Platz.

Die Tür knarrte schwer, als sie aufging, und schien Zögerliche noch einmal warnen zu wollen. Innen hing der schwere Geruch von Tabak, Hasch und ungewaschener Kleidung - der typische Duft derer, die kein Zuhause haben.

Am Abend, sobald die Läden schlossen und der Tag des Straßenvolks vorbei war, füllte sich der Laden. Es war warm, dunkel und voller Geschichten. Das wenige Geld, das sie gesammelt hatten, verwandelte sich mühelos in Getränke und Kameradschaft. Aus den Lautsprechern dröhnten Hippiemusik aus den sechziger und siebziger Jahren, abwechselnd mit einer kleinen Sammlung immer gleicher Flamenco-Platten.

Der Barmann - ein schweigsamer Mann mit kurzem grauen Haar - schenkte Vertrauen statt Alkohol aus und gab den Abgefallenen unter seinem Dach ein Gefühl von Heimkehr.

Spanisch erfüllte den Raum, durchmischt mit französischen, deutschen und englischen Sätzen. Die Bar hatte ihren eigenen Rhythmus, geprägt von Geräuschen, Gesten und Blicken - und des geteilten Bewusstseins, nirgends dazuzugehören. Außer hier.

Wir fanden einen Platz an der Bar. Jonas ließ seinen

Blick schweifen, von den Graffiti-Wänden bis zu den Stühlen, die jeden Moment zusammenbrechen konnten. Er nippte langsam an seinem Glas, lauschte dem Stimmengewirr, den Akzenten, den Melodien, die in Wellen durch den Raum rollten. In seinem Lächeln lag etwas, das sagte: *Das erlebe ich nicht oft.*

Später am Abend stellte Jonas sein Glas ab und zog seine Jacke an.

„Málaga wartet“, sagte er mit schiefem Grinsen. "Morgen um sieben der Bus."

"Und du?" sagte er. "Du bleibst hier noch eine Weile, um Musik zu machen."

Wir gaben uns einen kameradschaftlichen Schlag auf die Schulter, als wären wir alte Freunde.

An der Tür drehte er sich noch einmal um.

„Nimm immer dein Instrument mit“, rief er, halb vom Lärm verschluckt. „Man weiß nie, was passiert.“

Ich lachte und zeigte den Daumen hoch, während er in der Nacht verschwand. Stimmen und Musik mischten sich zu einem weichen Schleier, Gläser klirrten, jemand lachte laut. Am anderen Ende des Raums fiel mir ihr Blick auf - klein, dunkles Haar, eine ruhige Präsenz im Lärm. Nur ein kurzer Augenblick, aber genug, um sie zu behalten.

So, im weichen Licht von El Tornillo, begegnete ich Reme.

Reme

Ich hatte sie schon öfter gesehen. Sie saß meistens auf einem Bordstein in der Altstadt, spielte Flöte oder hielt die Hand auf. Klein von Statur, rabenschwarzes Haar, ein schmales, spitzes Gesicht und Augen so dunkel, dass sie dich zu verschlingen schienen. Meistens trug sie eine

schwarze türkische Hose und farbenfrohe Oberteile - Pull-over, Westen, Schicht über Schicht. Viele hielten sie für eine Zigeunerin. So sah sie auch aus.

Ihre Stimme war leise, ihre Bewegungen ruhig. Sie war bescheiden und beliebt unter dem Straßenvolk. Vielleicht weil sie sich nicht aufdrängte. Vielleicht weil etwas in ihr war, das dich von selbst zur Ruhe brachte.

Sie fiel nicht auf, und doch blieb sie im Gedächtnis. Nicht durch das, was sie tat, sondern durch das, was sie nicht tat. Sie bewegte sich wie jemand, der daran gewöhnt ist, unsichtbar zu sein - und gerade dadurch sichtbar wird.

Wir kamen bei ins Gespräch. Oder eigentlich: wir tauschten ein paar Worte, hörten Musik, lächelten. Sie sprach nur Spanisch, und ich kaum. Trotzdem verstanden wir uns. Unsere ersten Gespräche bestanden aus Gesten, vereinzelt Bemerkungen, vorsichtigen Scherzen. Manchmal sah sie mich einfach nur an und schüttelte leicht den Kopf, mit einem Lächeln, das mehr sagte als jeder Satz.

In den folgenden Wochen suchten wir einander immer öfter auf. Wir liefen durch die Stadt, saßen auf Mauern, teilten etwas zu trinken, rauchten zusammen. Etwas wuchs - langsam, ohne Eile. Als wäre es längst da gewesen, und wir müssten es nur noch einholen.

Eines Nachmittags, auf den Stufen hinter dem Markt sitzend, fragte ich sie, ob sie mit nach oben kommen wolle. In meine Höhle. Sie nickte einfach.

Am Anfang blieb sie manchmal eine Nacht. Als Freunde. Ging wieder. Kam zurück. Mit der Zeit ließ sie ihre Sachen einfach liegen. An einem Tag merkte ich, dass ich auf sie wartete, wenn sie nicht da war. Und an einem anderen Tag war sie einfach geblieben, ohne dass wir es ausgesprochen hatten. Sie wohnte bei mir - ohne Ankündigung, ohne Abmachung.

Weil sie nur Spanisch sprach, war ich gezwungen zu lernen. Ich nahm es schneller auf, als ich erwartet hatte. Viele Wörter kannte ich aus dem Englischen, und weil wir jeden Tag zusammen waren, entwickelte sich eine Art gemeinsame Sprache - halb Spanisch, halb Gestik, der Rest Intuition. Sie war geduldig, lachte oft, wenn ich stolperte, und korrigierte mich, ohne etwas zu sagen.

In einer Höhle ohne Versorgung zu wohnen war für eine Frau doch anders als für einen Mann, aber Reme kam mühelos zurecht. Sie klagte nie.

Wir teilten, was wir auf der Straße verdienten, und holten abends auf dem Markt Gemüse, das sonst weggeworfen worden wäre. Reme kannte jeden und bekam oft mehr, als wir tragen konnten. Das Schleppen nach oben war schwer, aber gehörte dazu. Mit genügend Vorräten blieben wir manchmal tagelang oben.

Langsam wurde die Höhle zu unserem gemeinsamen Zuhause. In Gewohnheiten und Rhythmus. In Ruhe. In dem Vertrauen, dass sie blieb.

Drinne war es schlicht, aber friedlich. Wir saßen auf Kissen auf dem glatten Betonboden. In einem der Räume lag eine doppelte Matratze, die ich irgendwann nach oben geschleppt hatte. Mit genug Decken blieben wir auch in kalten Nächten warm. Manchmal spürte ich ihre kalten Zehen an meinem Schienbein - eine Erinnerung daran, dass draußen der Winter herrschte.

Abends, wenn es dunkel wurde, zündeten wir das Feuer an. Ein paar Zweige, trockenes Gras, etwas Harz - genug, um Flammen tanzen zu lassen. Meistens saß sie zwischen meinen Beinen, mein Oberkörper ihre Rückenlehne, meine Beine ihre Armstützen.

Gemeinsam starrten wir ins Feuer, wie andere auf einen Bildschirm schauen. Die Flammen warfen Schatten über

unsere Gesichter und die Decke. Eng aneinander gedrückt schien die Zeit zu verschwinden. Wir sprachen kaum, aber lasen einander in Gesten, Blicken, einer Berührung, einem Seufzer, einem Kopf auf einer Schulter. Ab und zu ein Geflüster auf Spanisch oder Englisch - ohne Erklärung. Verstehen ging von selbst.

Die Höhle fühlte sich an wie ein sicherer Kokon, abgeschnitten von allem, was Pflicht, Eile oder Lärm bedeutete. Die Welt draußen war abgeschaltet. Hier zählte nur das Jetzt. Das Feuer. Ihre Nähe. Der Raum zwischen uns beiden.

Charlotte und Jose

Durch Reme kam ich in einen Kreis von Leuten, die schon länger zu ihr gehörten, darunter Charlotte und ihr spanischer Freund Jose. Charlotte war eine französische Freundin, die wie Reme auf der Straße lebte. Manchmal kam Charlotte mit Jose und ihrem kleinen Hund Potiron vorbei. Charlotte war ein nervöser Typ, immer hektisch, sprach mit großen Gesten und einer überschlagenden Stimme - das Gegenteil von Reme.

Jose war ein langer Schlaks mit einem ewigen Hütchen auf dem Kopf. Er schien oft mit seinen Gedanken irgendwo anders zu sein. Ich konnte ihn nicht einschätzen. Er sagte wenig, sah viel, aber ohne wirklich Kontakt herzustellen.

Charlotte saß meistens auf dem Boden mit Potiron auf dem Schoß und bettelte mit einer Art theatraler Note. Wie Reme spielte auch Jose Flöte. Beide waren nicht besonders musikalisch, aber das schien keine Rolle zu spielen. Die Leute gaben vor allem aus Mitgefühl oder weil sie freundlich angesprochen wurden.

Bei mir war es wahrscheinlich nicht anders, obwohl manchmal auch Menschen stehenblieben, um wirklich

zuzuhören. Das konnte ich schwer ertragen - wenn sie da so vor mir standen, still, mit diesem erwartungsvollen Blick. Ich sollte dankbar sein für die Aufmerksamkeit, aber ich war immer noch zu schüchtern. Meistens schloss ich meine Augen und zog mich in meine eigene Welt zurück. Dann musste ich niemanden ansehen. Das half.

Kenny

Das änderte sich, wenn ich mit jemandem zusammenspielte. Wie mit Jonas, Finn, Nils und anderen. In solchen Momenten verschwand meine Schüchternheit. Wir machten es zusammen - und das machte einen großen Unterschied. Die Energie floss zwischen uns. Ich musste es nicht allein tragen. Die Blicke verteilten sich, und ich fühlte mich leichter, befreit von einem Urteil.

So kam auch Kenny ins Bild - ein englischer Junge, ein paar Jahre älter als ich, locker in seinem Körper, immer mit etwas Schelmischem im Blick. Er spielte ebenfalls Gitarre und hatte eine offene, spielerische Art, die dir das Gefühl gab, dass jederzeit etwas passieren konnte.

Er hatte einmal in einer Band gespielt, die in England einen kleinen Hit gehabt hatte - darüber sprach er oft, mit einer Mischung aus Stolz und Selbstironie. Wenn wir zusammen auf der Straße standen, wurde es nie nur Musik. Es war eine Show: Tanzschritte, mehrstimmige Refrains, kleine Improvisationen, mit denen wir uns gegenseitig herausforderten.

Wir sprachen nie etwas ab; es passierte einfach. Manchmal brachen wir mitten in einem Lied in Gelächter aus, selbst wenn alles völlig schiefging. Es machte nichts. Auf der Straße spielte man mit dem, was da war; alles war möglich. Die Klänge prallten zwischen den Fassaden,

Kinder drehten sich um uns, Touristen hielten für ein Foto an. Manchmal klatschte jemand mit, manchmal sang eine Stimme aus einem offenen Fenster. Die Straße wurde zu einer Bühne ohne Regeln, und wir bestimmten das Spiel.

Doch wie viele Engländer weigerte sich Kenny hartnäckig, auch nur ein Wort Spanisch zu sprechen. Er fand, eigentlich sollten alle Englisch verstehen. Wenn er zum Beispiel eine Zigarette anzünden wollte und wir keinen Feuerzeug hatten, versuchte er verzweifelt, auf Englisch Feuer zu bekommen. Dann fragte er langsam und laut vorbeigehende Leute: "Do you have light?" - beharrlich auf die Spitze seiner Zigarette zeigend.

Nachdem ich ihn ein paar Mal so hatte stümpfern sehen, sagte ich: „Du kannst doch auch einfach *tienes fuego* sagen. Ist das so schwer?“

Nein, natürlich nicht, und das wurden seine ersten spanischen Worte.

Kenny wohnte mit Claire zusammen, seiner Freundin. Sie gab Englischunterricht und bezahlte die Miete. Kenny behandelte sie wie seine Mutter. Er erwartete, dass sie alles regelte - kochen, putzen, einkaufen. Er selbst lag am liebsten den ganzen Tag im Bett und wartete auf Essen und Trinken. Claire beschwerte sich manchmal über seine Faulheit, machte aber sonst kein großes Thema daraus. Als ob sie Ruhe fand in seiner langsamen, sorgenfreien Art zu leben.

In solchen Kontakten merkte ich, dass ich mit Nordeuropäern leichter umging als mit Spaniern. Es gab eine gewisse Selbstverständlichkeit - eine geteilte Erwartungshaltung, wie ich sie von zuhause kannte. Bei Südeuropäern war das anders. Ihre sozialen Codes, ihre Intensität, ihre Spontanität - ich konnte sie nur schwer deuten. Die Sprache spielte dabei natürlich eine Rolle.

Deshalb hielt ich mich in Gesellschaft von Spaniern meistens erst einmal zurück. Sie nannten mich manchmal „*un hombre reservado*“.

Aber Musik durchbrach immer diese Reserve. Es gab einen Spanier, bei dem ich mich ohne Umwege wohlfühlte. Sein Name war Flavio - ein Akkordeonist von außergewöhnlichem Niveau.

Flavio

Er hatte das Spielen als Kind gelernt, unterwegs mit Zirkussen quer durch Spanien. Sein Körper erzählte davon: breite Schultern, eine leichte Krümmung im oberen Rücken, sodass er stets etwas nach vorn geneigt ging. Er kannte unzählige Melodien und spielte mit einer Leichtigkeit und Tiefe, die mich sofort ergriff.

Die Töne, die er seinem Akkordeon entlockte, klangen, als kämen sie aus einer anderen Welt. Nicht nur aus dem Instrument, sondern aus etwas Innerlichem - einem Speicher aus Schmerz, Zärtlichkeit und Heimweh. Sein Spiel war nie glatt oder technisch. Es hatte etwas Raues und gleichzeitig Feines, mit unerwarteten Beschleunigungen, einem schiefen Ton dazwischen, einem nervösen Flattern im Rhythmus.

Seine Melodien glitten langsam durch die Gassen, wie Rauch, der durch Spalten eindringt. Sie drifteten zwischen den Fassaden, streiften Mauern und Balkone und schwebten weiter auf dem Gemurmels der Menge. Mit Leichtigkeit erfüllten sie die Zacatín und berührten die Herzen, noch bevor jemand merkte, dass er zuhörte.

Jeder kannte ihn. Selbst die Einheimischen, abgestumpft durch die endlose Straßenmusik Granadas, hegten eine stille Zuneigung für ihn.

Er war scheu in sozialen Situationen, fast unbeholfen. Den Kopf leicht gesenkt, ein unsicheres Lächeln, ein flüchtiger Blick. Doch sobald er spielte, fiel alles von ihm ab. Seine Schultern wurden weich, sein Rücken bewegte sich im Rhythmus - nur dann schien er von etwas Größerem erfüllt.

Manchmal spielten wir zusammen. Meist Blues, mit langen improvisierten Passagen von ihm, während ich begleitete und sang. Dann geschah etwas Einmaliges: Die Töne brachen nicht hervor - *sie entkamen*. Etwas löste sich in ihm, und jeder spürte es.

Abends zog er oft durch die Bars. Ein paar Lieder, dann ging er mit der Mütze herum. Ich war manchmal dabei. Wie er mit seinem Akkordeon eine ganze Kneipe in einen einzigen lauschenden Körper verwandeln konnte, war für mich aus einer anderen Welt. Die Luft begann zu vibrieren, sobald er spielte. Die ersten Töne waren oft leise, tastend - wie Schritte im Schnee - aber langsam nahmen sie den Raum ein. Man fühlte die Melodie durch den Boden ziehen, entlang der Tische, der Gläser. Und durch die Körper der Zuhörer. Gespräche stockten, Stühle drehten sich, Gesichter wurden weich. Die Musik war nicht heiter. Sie spendete Trost.

Seine Klänge blieben hängen, nachdem er aufgehört hatte. Der Raum schien sich erst von seiner Abwesenheit erholen zu müssen. Und er selbst - er senkte den Kopf, als entschuldige er sich für das, was er ausgelöst hatte.

Flavio war bei weitem der beste Musiker der Straße. In seinen Melodien steckte immer ein Haken, ein Seufzer, ein Echo - etwas, das hängen blieb. Warm, voller Leben, nie perfekt, aber immer berührend. Er kannte Hunderte von Stücken - Volkslieder, Flamenco, Tango, Blues - und machte jedes zu seinem eigenen, mit einem melancholischen

Unterton, der sein Akkordeon zu einem Gefäß für Erinnerungen machte. Er hätte ohne Weiteres ein professionelles Leben als Musiker führen können - mit einem anderen Schicksal.

Doch es gab auch die andere Seite. Eine Krankheit hatte eines seiner Augen grotesk anschwellen lassen, so sehr, dass es jederzeit aus der Höhle hätte treten können. Doch nicht nur sein Aussehen isolierte ihn. Flavio lebte in sich, zurückgezogen. Nur in der Musik hatte er die Kontrolle. Dort konnte er fließen, dort konnte er er selbst sein.

Im normalen Leben bekam er die Dinge nicht geregelt. Obwohl er jung war, hatte das Nachtleben ihn gezeichnet. Kostenloser Alkohol, endlose Abende, falsche Entscheidungen. Erst verfiel er der Flasche, später dem Heroin.

Sein Leid saß nicht nur in seinem Auge, in seinem Körper oder im Alkohol. Es saß in seiner ganzen Person. In seiner Schüchternheit, seinen zurückhaltenden Bewegungen, der Art, wie er nach einem wundervollen Stück den Blick abwandte, als schämte er sich.

Mit der Zeit sah ich ihn immer seltener, bis er eines Tages ganz verschwunden war.

Später hörte ich, dass sein Auge schließlich wirklich herausgefallen war. Die Nachricht traf mich hart, aber ich wusste, dass er lange am Abgrund gestanden hatte. Ich sah ihn noch vor mir, wie er im Zacatín stand, den Rücken gebeugt über dem Instrument, die Musik wie ein schützender Mantel um ihn. Der Gedanke, dass dieser Klang verstummt war, machte die Straßen leerer als je zuvor.

Ich vermisste ihn. Als Musiker, aber vor allem als Präsenz. Sein Akkordeon verlieh der Stadt einen Ton, den es sonst nirgendwo gab. In ihm waren Schönheit und Schmerz untrennbar. Schon allein dadurch füllte er Granada.

Seine Abwesenheit fühlte sich an wie der Schlussakkord einer Symphonie des Leidens.

Die Straßen von Granada standen niemals still. Leere Plätze füllten sich immer wieder. Manchmal durch etwas Großes, manchmal durch etwas Kleines.

So erschien Giri, das Kätzchen, das plötzlich in mein Leben trat.

Giri und Fango

Wie in den Höhlen fand man auch in der Stadt, zwischen den Ruinen und verlassenen Häusern, Spuren von Leben: Nester von Straßenhunden und Katzen, versteckt in Ecken, wo niemand mehr hinkam.

Eines Tages bekam Reme von jemandem einen Welpen geschenkt - einen Straßenköter, einfach von der Straße aufgehoben, mit großen Pfoten und erstaunten Augen. Sie nannte ihn Fango, und von einem Tag auf den anderen waren wir zu dritt in der Höhle.

Anfangs schlief er bei uns im Bett. Das gefiel mir nicht. Man wusste nicht, was er alles mit sich herumtrug: Flöhe, Zecken, vielleicht Würmer. Reme, ein Bauernmädchen, sah das anders: Sie war mit Tieren aufgewachsen - für sie waren sie wie Kinder. Auch dieser kleine Hund. Aber schließlich brachte ich sie dazu, dass er auf einer Decke neben dem Bett schlief.

Nicht viel später bekam ich ein Kätzchen in die Hände gedrückt, von einem Kollegen auf der Straße. Er hatte es gefunden, mutterlos, wahrscheinlich irgendwo aus dem Nest gekrochen. Das Tierchen war winzig - höchstens zwei Wochen alt - und völlig auf Muttermilch angewiesen. Es hatte rot-weißes Fell. Ich war sofort verliebt.

Reme wusste genau, was zu tun war: Sie tunkte Brot-

stücke in warme Milch und ließ das Kätzchen daran saugen. Es funktionierte wunderbar.

Ich nannte ihn Giri. Auf Spanisch ein Schimpfwort für Touristen aus Nordeuropa. Sein helles Aussehen machte den Namen passend. Am Anfang war Reme nicht begeistert. Jedes Mal, wenn ich ihn rief, klang es, als würde ich jemanden beschimpfen. Für sie hatte das Wort ein schwereres Gewicht. Für mich war es nur ein Scherz - eine Art, die Spanier ein wenig zu sticheln.

Wenn ich in die Stadt ging, steckte ich Giri in die Innentasche meiner Jacke und lief so den Berg hinunter. Das gefiel ihm gut. Aber sobald ich Gitarre spielte, legte er sich ganz nah an den Resonanzkörper. Anfangs dachte ich, die Vibrationen, die Geräusche würden ihn unruhig machen.

Aber er schien es zu genießen. Jedes Mal, wenn ich ihn ansah, schlief er friedlich.

Als Giri älter wurde, brauchte er keine Milch mehr. Aber spezielles Futter hatten wir nicht, und das galt auch für Fango. Sie mussten essen, was wir hatten. Und das war meistens vegetarisch. Gemüse, Kartoffeln, Obst. Wir aßen selten Fleisch. Meistens kochten wir einen großen Topf Suppe aus allem, was wir hatten, und aßen sie mit Brot. Die Tiere bekamen, was übrig blieb. Kein Katzenfutter, kein Dosenfutter.

Sie passten sich an. Sie mussten. Aus Hunger fraßen sie alles - rohes oder gekochtes Gemüse, Schalen, Obst. Aber als wir eines Tages von einem Markthändler einen Sack mit kleinen Fischen bekamen und sie Giri gaben, wusste er nicht, wie ihm geschah. Er fraß den ganzen Sack in einem Zug leer, sein Bauch schwoll an wie ein Ballon, und er konnte kaum noch laufen. Wankend suchte er Fango, kuschelte sich an dessen warmen Körper und fiel in einen tiefen, zufriedenen Schlaf.

Wir haben Tränen gelacht. Das Bild brannte sich ein: eine Katze mit einem kugelrunden Bauch, schlafend an einen Hund gelehnt, an einem Ort, an dem nichts selbstverständlich war.

Fango und Giri waren ein unübersehbarer Teil unseres Lebens geworden. Mit zwei Tieren im Haus fühlte sich die Höhle voller an als je zuvor. Und draußen wuchs die Gemeinschaft der Höhlenbewohner ebenso schnell.

Bewohner der Höhlen

Langsam aber sicher zogen immer mehr Menschen auf den Hügel. Wo ich anfangs fast allein gewesen war, tauchten überall Lebenszeichen auf. Verwitterte Tücher vor den Eingängen, Rauchfahnen am Abend, Stimmen in der Morgendämmerung. Die Höhlen füllten sich.

An unserem Pfad ließen sich Thanos und Yannis nieder, zwei griechische Jungs. Sie machten Straßenmusik - Thanos spielte Mandoline und Gitarre, Yannis Trommel. Sie trugen ihre Rastazöpfe wie eine Fahne der Freiheit und rauchten gern Hasch, etwas, das in Griechenland streng verboten war. Hier in Spanien fühlten sie sich frei.

Sie hatten einen schönen Platz außerhalb des Zentrums gefunden - eine alte kleine Steinbrücke, die in einen Vorort führte. Manchmal ging ich mit ihnen mit. Dann spielten wir dort zu dritt, vor allem aus Spaß - nicht wegen des Geldes. Denn wenn man das teilen musste, blieb kaum etwas übrig. Es waren verlässliche Typen. Angenehme Gesellschaft, ohne Drama.

Auf der anderen Seite des Hügels wohnte ein älterer Marokkaner. Er war schon vor meiner Zeit dort und hielt sich im Hintergrund. Wie er seinen Lebensunterhalt bestritt, wusste ich nicht, und ich fragte auch nicht danach.

Ab und zu sah ich ihn in einer Bar in der Stadt. Dann grüßten wir uns oder wechselten ein paar Worte. Er mischte sich nicht in unsere Welt.

Gegenüber unserer Höhle, durch ein kleines Tal getrennt, wohnte ein junger Deutscher, der Flamencogitarre studierte. Er hatte Unterricht von einem Lehrer aus Sacromonte und übte fast den ganzen Tag. Sein Spiel hallte durch die Hügel, als säße er direkt vor unserer Tür. Das störte nicht. Im Gegenteil.

Zwei Hügel weiter lebten ein Niederländer und ein Belgier zusammen in einer Höhle. Ich hatte kaum Kontakt zu ihnen. Ihre Welt lief in einem anderen Rhythmus: laut, rücksichtslos, durchdrungen von starkem Alkohol. Wir hielten Abstand. Es gab auch Heroin - eine Grenze, die wir nicht überschreiten wollten.

Sie waren auf der Flucht vor der Justiz in ihrer Heimat, wie so viele aus dem Norden. Menschen, die glaubten, ihre Schuld unter der Sonne des Südens wegzubrennen. Diese scheinbare Freiheit verwandelte sich oft in eine andere Gefangenschaft - ohne Gitter, aber mit schwereren Ketten: Aussichtslosigkeit, Sucht, Entfremdung.

Der Belgier kehrte eines Tages nach Hause zurück. Er hatte beschlossen, sich freiwillig zu stellen. „Das Leben, das ich hier führe“, sagte er, „ist schlimmer als das, was mich dort erwartet.“

Dann war da noch ein deutscher Junge, Claus. Ein netter Kerl. Das Straßenleben erreichte ihn nicht wirklich; für ihn war es vor allem ein Ferienabenteuer. In einer Höhle zu leben fand er witzig, um es einmal erlebt zu haben. Nach einem Monat war er wieder weg. Die Höhle, die er hinterließ, wurde bald von ein paar Spaniern übernommen.

Wer auch immer hier wohnte, und wer auch immer

hinzukam - jeder musste sich den Bedingungen des Berges fügen.

Das Leben auf dem Berg

Alles, was wir brauchten, trugen wir nach oben: Wasser, Holz, Essen, saubere Wäsche. Wärme kam nur von dem Feuer, das wir machten. Selbst Wasser war nicht selbstverständlich; die Brunnen in Sacromonte standen manchmal trocken, und der Außenhahn beim Kloster weiter oben half auch nicht immer. Komfort war hier kein Selbstläufer, sondern eine Belohnung für Einsatz.

Dem stand etwas gegenüber.

Der gleiche Berg, der uns alles abverlangte, gab auch viel zurück: das morgendliche Licht, das langsam über die Hügel kroch. Der Ausblick. Die Ruhe. Die Stadt lag weit unter uns. Keine Autos, kein Rufen, keine Eile. Nur das Rascheln einer Eidechse, der Gesang von Vögeln, ein Ton, den jemand einer Gitarre entlockte.

Tagsüber war es angenehm warm. Wir saßen vor der Höhle und ließen uns die Sonne ins Gesicht scheinen, die uns jeden Tag aufs Neue zum Leben erweckte. Aber wenn der Himmel blau-grau wurde und die Kälte kam, machten wir Feuer.

Wir lebten auf etwa 900 Metern Höhe. Morgens lag oft eine dünne weiße Reifschicht über den Hügeln. Die Steine waren kalt unter den Füßen, die Luft scharf wie Glas. Der Frost biss dir ins Gesicht, sobald du hinausgingst.

Doch wenn die Sonne höher stieg und die Kälte wich, hörte man aus dem Viertel die Gitarren der Zigeuner. Sie spielten oft draußen, unter freiem Himmel. Zuerst war es etwas, das man hörte - später etwas, das man fühlte. Die

Musik kroch langsam in den Körper, bis sie in einem wohnte.

Mit der Zeit wurde der Flamenco ein selbstverständlicher Teil des Lebens auf dem Berg. Die Welt bekam einen anderen Klang, ein anderes Gewicht. Wir lebten unter einem Volk mit einer eigenen Sprache aus Klängen und Rhythmen, mit einer Kultur, die in Schmerz, Stolz und Überlieferung verwurzelt ist. Eine Kultur, die wir niemals ganz verstehen würden - aber still bewunderten.

Mit den Bewohnern Sacromontes selbst hatten wir kaum Kontakt. Es gab Abstand, mehr von ihrer Seite als von unserer. Vielleicht aus Stolz, vielleicht aus Vorsicht. Aber ihre Musik - die ließ sich nicht aufhalten. Sie überquerte mühelos die Kluft zwischen ihrer Welt und unserer.

Doch es gab auch andere Dinge, die diese Kluft sichtbar machten. Das tägliche Leben hinterließ Spuren an Körpern und Kleidung, so unausweichlich wie die Musik, die durch das Viertel schwebte. Hygiene war ein täglicher Kampf. Man musste sich wirklich anstrengen. Oft sah man sofort, wer in einer Höhle wohnte: graue Kleidung, die zu lange getragen war, Haare, die durch Staub und Wind zu Strähnen fielen.

So rein und reich das Leben manchmal auch wirkte - es zehrte an einem. Am Körper, am Geist, an der Beziehung zur Stadt, zueinander. Langsam kam ein anderes Gefühl dazu: das Verlangen nach Luft, nach Veränderung. Gegen Ende des Winters beschlossen Reme und ich, „Urlaub“ zu machen: an den Strand, um wieder richtig sauber und frisch zu sein, um Abstand zu gewinnen und der täglichen Routine zu entkommen. Nicht weit, kein Luxus; einfach irgendwo anders sein, Meer statt Stein, Sand statt Staub.

Aber zuerst mussten wir die Höhle gut verschließen.

Wir wollten nicht, dass jemand während unserer Abwesenheit einzog, und deshalb beschlossen wir, eine Tür für die Höhle zu bauen.

Eine Tür

Johannes - ein Deutscher, der nicht in den Höhlen lebte, aber oft vorbeikam - hatte eine Idee. Er arbeitete im Bau, lebte seit Jahren in Spanien und kannte sich aus.

„Wir besorgen ein Gitter mit Tür bei einem Schrottplatz und bauen es davor“, sagte er.

„Wie denn? Wir haben kein Transportmittel“, antwortete ich.

„Wird schon“, sagte er nur.

Wir nahmen den Bus an den Stadtrand. Dort reihte sich ein Labyrinth aus Werkstätten, Garagen und Schrottplätzen. Alles stand offen, Türen weit auf, Geräusche und Gerüche strömten hinaus. Man ging einfach rein.

Johannes steuerte direkt einen Schrottplatz an, suchte ein wenig herum und fand ein Eisengitter mit Tür.

„Perfekt“, sagte er.

Er handelte mit dem Besitzer und wollte nicht mehr als den Altmetallpreis zahlen. Es wurde akzeptiert. Kurz darauf trugen wir das Gitter auf unseren Schultern hinaus.

Aber es mussten noch Haken angeschweißt werden. Kabel und Stifte hatten wir schon mitgenommen - damit konnten wir das Gitter später am Felsen befestigen. Nur die Haken fehlten.

„Wir haben doch kein Schweißgerät“, sagte ich.

„Fragen“, meinte Johannes und grinste.

Wir liefen weiter, bis wir eine Metallwerkstatt fanden. Drinnen schweißte jemand. Johannes sprach ihn an,

erklärte es, und fragte, ob er kurz helfen könnte. Der Mann nickte, setzte sein Visier auf und legte los.

Als ich fragte, was es kostete, sagte er: „Nichts.“

Jetzt noch ein Transport.

„Trampen“, sagte Johannes.

Ich zweifelte. Wer nimmt zwei Typen mit einem riesigen Eisengitter mit? Aber ich sagte nichts mehr; Johannes schien für alles eine Lösung zu haben.

Nach einer Weile hielt ein Hanomag mit offener Ladefläche. Der Fahrer brachte uns gegen eine kleine Entschädigung. Kein Problem. Er setzte uns in Sacromonte ab.

Wir schleppten das Gitter den Hügel hinauf. Johannes half beim Anbringen. Mit Kabeln, Haken und einem festen Schloss verankerten wir es am Fels.

Mit einer Tür und einem Schloss hatten wir nun ein echtes Zuhause.

Urlaub

Jemand hatte uns von dem verlassenen Dorf San Pedro an der Südküste erzählt, nicht weit von Las Negras. Ein kleiner Strand, eine Süßwasserquelle, ein paar Ruinen - ein paradiesischer Ort, nur zu Fuß über einen Bergpfad erreichbar. Genau das, was wir suchten.

Wir kauften Trockenware ein: Bohnen, Linsen, Reis. Genug, um eine Weile dort zu leben. Auch Fango und Giri mussten mit. Hund und Katze waren inzwischen unzertrennlich - beste Freunde, immer zusammen, sogar im Schlaf.

Wir wollten mit dem Bus nach Almería, aber Haustiere waren nicht erlaubt. Zum Glück waren sie noch klein. er hatte einen geräumigen Tragebeutel organisiert, in die

Fango passte; sie würde ihn tragen. Giri verschwand wie immer in der Innentasche meiner Jacke.

Er durfte nur keinen Laut machen. Ein Bellen, und alles wäre vorbei. Aber er blieb still; als wüsste er, dass es wichtig war. Wir waren erleichtert, als wir am Abend ohne Probleme in Almería ankamen.

Wiederkunft Christi

Es war zu spät, um weiterzureisen, also gingen wir in die Stadt. Vielleicht könnte ich irgendwo Musik machen. Aber anders als in Granada war es hier abends wie ausgestorben. Die Straßen lagen still und leer.

Wir begegneten ein paar Leuten, die ebenfalls auf der Straße lebten. Sie bestätigten, was wir bereits vermutet hatten: Nach einer bestimmten Uhrzeit war hier nichts mehr los.

Einer von ihnen, ein älterer Mann mit kleinem Rucksack, ging ein Stück mit uns. Sein graues Haar fiel bis auf die Schultern und bewegte sich im Rhythmus seiner Schritte. An seinem Kinn ein spitzer Bart, an dem er ab und zu zupfte - als würde er damit seine Gedanken ordnen.

Er war lebhaft, beweglich, sprang fast mehr als er lief. Er sprach mit ansteckender Energie und kümmerte sich sofort um unsere Tiere. Besonders Giri, der Mühe hatte mitzuhalten, führte er jedes Mal mit Sorgfalt zu uns zurück.

Als wir uns irgendwo hinsetzten, blieb er stehen. Er sah uns an, wickelte eine Haarsträhne um seinen Finger und begann zu sprechen. Keine Plauderei, keine losen Fetzen - eine richtige Ansprache.

Er sagte, er sei ein Gesandter Gottes, und zitierte Bibelpstellen, von denen ich nur einen Teil verstand. Seine Worte

handelten von Paulus, von der Zeit, in der wir lebten, von der nahenden Wiederkunft Christi.

Nicht wörtlich, sagte er, nicht auf einer Wolke. Die Wiederkunft würde nicht im Fleisch geschehen, sondern im Geist. Im Bewusstsein. In der Liebe.

Die Welt sei in Dunkelheit gehüllt - eine geistige Nacht. Das moralische Bewusstsein zerbreche, Menschen süchtig nach Macht und Besitz, abgeschnitten von jeder höheren Wahrheit. Selbst die Sterne verblassten und könnten dem verirrt Menschen nicht mehr als Kompass dienen.

Aber die tiefste Dunkelheit, sagte er, sei nicht imstande, das Licht zu löschen. Es konnte zugedeckt, abgeschwächt oder aus dem Blick gedrängt werden - aber niemals vernichtet. Früher oder später würde es sich wieder zeigen. Nach seiner Auffassung würden Liebe und Weisheit als eine innere Veränderung zurückkehren, als eine wachsende Klarheit im Bewusstsein, die einsetzt, sobald der Mensch den Mut hat loszulassen und sich für etwas Größeres zu öffnen als sein tägliches Ringen.

Das nannte er die Wiederkunft Christi. Kein kosmisches Spektakel, keine Gestalt, die vom Himmel herabsteigt, sondern ein stilles Erwachen von innen heraus. Eine neue Art von Bewusstsein, das sich langsam in der Seele entzündet, alte Angst und Verwirrung übertönt und den Menschen mit Liebe, Weisheit und Orientierung verbindet. Wer sich wirklich zu öffnen wagt, sagte er, würde erleben, wie Christus erneut geboren wird - in einem selbst. Das war die Wiederkunft.

Zuerst dachte ich, er sei einer dieser umherziehenden Typen, denen man auf der Straße begegnet. Aber in seinem Vortrag lag Struktur. Er sprach klar und leidenschaftlich. Man fühlte, dass er glaubte, was er sagte.

Jesus würde nicht in einem Spektakel am Himmel zurückkehren, wie viele erwarteten, sondern in der Stille des Herzens. In dem Menschen, der sich der ewigen Liebe öffnet. Was er sagte, klang eigentlich sehr logisch.

Er blieb noch eine Weile bei uns. Reme sprach mit ihm. Ich spielte zwischendurch ein paar Lieder. Er hörte aufmerksam zu, sah zu unseren Tieren - die friedlich bei einander lagen - und lächelte.

Als er aufstand, blickte er in die sternlose Nacht und sagte:

„Wartet geduldig bis zum Morgen. Er kommt. *Versprochen ist versprochen.*“

Ich wusste nicht, dass diese Worte später in anderer Form, aus einem anderen Mund, wieder zu mir zurückkehren würden. Als müsste dieselbe Botschaft mich zweimal erreichen.

Verlassenes Haus

Es wurde Zeit, einen Schlafplatz zu suchen. In einer fremden Stadt war das nicht ohne Risiko. Man wusste nicht, wem oder was man begegnen konnte - oder welche Viertel man besser mied. Doch wenn man länger auf der Straße lebt, entwickelt man eine Art Intuition. Eine stille Wachsamkeit. Die Antennen immer auf Empfang.

Wir suchten ein verlassenes Haus - drinnen zu schlafen war immer sicherer als draußen. Fango und Giri liefen mit. Ohne Leine. Fango folgte von selbst, aber Giri war etwas anderes. Er schoss in alle Richtungen, und wir mussten warten, bis er wieder bei uns war. Wir hofften, dass er es lernen würde, vielleicht gegen jede Vernunft.

Nach einer Weile fanden wir ein verfallenes Haus. Fast

alles war eingestürzt. Nur ein Raum stand noch. Das Dach hing halb lose, die Etagen lagen in Trümmern. Mit meiner Taschenlampe fuhr ich über die Lehmmauern. Rissig, aufgebrochen. Manche Stücke ragten gefährlich hervor. Überall lag Müll. Der Boden bestand aus faulen Brettern und abgebrochenen Balken. Wir zögerten. Vielleicht sollten wir weiter. Aber die Müdigkeit siegte.

Wir räumten eine Ecke frei. Draußen suchte ich nach Karton - Kisten, die Ladenbesitzer auf die Straße gestellt hatten. Nach etwas Suchen fand ich ein paar brauchbare Stücke. Damit legten wir einen Untergrund und rollten unsere Schlafsäcke aus.

Aber selbst im Schlaf bleibt man wachsam. Vor Ratten, Tieren. Vor Stimmen. Vor Schritten. Vor einem Fremden, der plötzlich in der Tür steht.

Auf der Straße schlafen war nie wirklich schlafen. Nur warten, bis es wieder hell wird.

Tiershow

Am nächsten Morgen ging Reme los, um etwas Frühstück zu besorgen. Um noch etwas zusätzliches Geld zu verdienen, suchten wir gegen Mittag einen geeigneten Platz zum Spielen - Fango und Giri hinter uns her. Dieses Mal mussten wir gut aufpassen.

Wir waren kaum in die Einkaufsstraßen von Almería eingebogen, da war er schon wieder verschwunden. Kein Geschirr, kein Plan. Nur ein roter Kater mit dem Selbstvertrauen eines Straßenzauberers. Fango trottete brav hinter uns her, schnüffelnd, wackelnd, immer in der Nähe. Aber Giri - Giri war überall und nirgends.

Er schoss unter Regale, zwischen Beinen hindurch,

sprang plötzlich gegen eine Schaufensterscheibe, angezogen von dem, was dahinter lag. Dann war er wieder spurlos verschwunden, bis irgendwo ein Kreischen aus einem Laden zu hören war. Der Ton war unmissverständlich: aufgeregt, leicht hysterisch, voller Entzückung.

„¡Ay, qué gato más mono!“

Und ja - dort stand Giri, mitten in einer Parfümerie, auf der Theke, zwischen Testern und Kassablöcken. Schwanz hoch, Kopf schief, suchte er nach der Person, die ihn gerade gelobt hatte.

Das Verkaufspersonal jagte mit großen Schritten hinter ihm her, Kunden beugten sich lachend zu ihm hinunter, jemand machte ein Foto. Giri hielt Hof. Er hatte dieses seltene Talent, Chaos und Charme perfekt auszubalancieren. Bevor wir ihn zurückrufen konnten, war er schon weiter - in einen Souvenirladen, unter einem Terrassenstuhl hindurch, direkt in ein Bekleidungsgeschäft. Er hatte sich seine eigene Stadtführung zurechtgelegt.

Wir liefen hinter ihm her, halb beschämt, halb stolz. Überall, wo er hinkam, entstand etwas: ein Lächeln, ein kleines Aufhebens, ein Moment der Verwirrung. Kinder zeigten auf ihn, gingen in die Hocke, um ihn zu streicheln, alte Damen riefen ihm Dinge zu, die ich nicht verstand.

Fango sah sich das alles mit ruhiger Verwunderung an. Ab und zu bellte er leise, als wolle er Giri zur Ordnung rufen - natürlich vergeblich. Giri kam von selbst zurück, irgendwann - ganz nach seinem eigenen Plan.

Nach unserem chaotischen Spaziergang fanden wir schließlich einen Platz an einer alten Stadtmauer - keine Geschäfte in der Nähe, aber viele Passanten - ideal. In Einkaufsstraßen konnte man leicht weggeschickt werden, besonders wenn das Personal meinte, man würde Kunden abschrecken.

In Granada spielte ich deshalb oft abends, nach Ladenschluss. Aber auch dann musste man den richtigen Moment wählen - zu spät, und man weckte die Anwohner, was wiederum Beschwerden zur Folge haben konnte. Ich hatte immer noch keinen Pass und war deshalb besonders vorsichtig.

An der Ecke bei der alten Festungsmauer, knapp außerhalb der belebtesten Einkaufszone, breiteten wir unser Tuch aus. Ich hatte die Gitarre bereit, aber es dauerte nicht lange, bis ich merkte, dass heute nicht meine Musik das Publikum anziehen würde.

Fango lag ausgestreckt in der Sonne, träge und entspannt wie immer - bis Giri auf ihn sprang. Aus dem Nichts, mit elegantem Bogen und spreizten Pfötchen wie ein kleines Raubtier im Angriff. Fango reagierte kaum. Er rollte sich auf die Seite, ließ ein sanftes Knurren hören und schob Giri spielerisch von sich weg. Giri überschlug sich rückwärts, rollte herum und sprang wieder zurück. Sie spielten. Wirklich spielten.

Vorbeigehende blieben stehen. Erst vorsichtig, dann immer mehr. Eine junge Frau zeigte lachend auf sie. Kinder standen mit offenem Mund da. Giri sprang über Fango hinweg, tauchte unter seinem Bauch durch, machte verrückte seitliche Sprünge. Fango schnappte in die Luft, knapp an seinem Ohr vorbei, und legte dann liebevoll eine Pfote über ihn. Dann drehten sie sich um und begannen von vorn. Sie bewegten sich wie in einer einstudierten Choreografie. Spielerisch und rührend zugleich - voller Vertrauen, Zärtlichkeit und Schalk.

Touristen holten ihre Kameras heraus, beugten sich vor, machten Fotos und Videos - überzeugt davon, etwas Seltenes entdeckt zu haben. Ein deutscher Tourist stellte seinen Rucksack ab, hockte sich hin und begann zu fotogra-

fieren. Nicht ein oder zwei Bilder, sondern eine ganze Serie, Szene für Szene. Umstehende flüsterten miteinander, lächelten. Einige warfen Geld in die Gitarrentasche, der vor mir lag - nicht wegen meiner Musik, sondern wegen ihnen.

Ich musste nicht singen. Die Show lief längst. Zwei Seelen, Hund und Katze, die das Leben feierten mit einer Sprache, die jeder verstand. Und für einen Moment war der Gehweg kein Gehweg mehr, sondern ein kleines Theater, mit der Sonne als Scheinwerfer und der Stadt als Publikum.

Und wir? Wir saßen da und sahen zu, erstaunt über all die Aufmerksamkeit. Es war das erste Mal, dass wir sie zusammen mit auf die Straße genommen hatten - und sofort ein voller Erfolg.

Gegen Abend packten wir unsere Sachen. Die Sonne hing warm und tief, und im Gitarrenkoffer lag mehr als genug für das Busticket - alles dank Fango und Giri. Lächelnd über ihr unerwartetes Talent gingen wir zum Busbahnhof.

Doch dort wartete die Enttäuschung: Der letzte Bus war schon weg. Wir mussten noch eine Nacht in Almería bleiben. Zurück ins verlassene Haus wollten wir nicht. Reme schlug etwas anderes vor: den Strand, unter freiem Himmel. Oder, wie sie es nannte, das *Hotel mit tausend Sternen*.

Der Orion

Auf dem Weg kamen wir an einem neuen Wohnviertel vorbei, noch im Bau, nicht weit vom Strand. Reihen halbfertiger Häuser standen verlassen da. Die Sicherheitszäune waren teilweise niedergerissen - man konnte problemlos hindurch. Innen war alles geplündert: Küchen herausgerissen, Fensterrahmen aus den Wänden gehebelt, Dachfenster

verschwunden. Als hätte ein Ameisenschwarm das gesamte Gerippe ausgehöhlt.

Ich schaute mich um, erstaunt.

„Hatten die Leute hier denn so wenig Respekt vor fremdem Eigentum?“ fragte ich mich.

Es war keine moralische Empörung - eher eine Art Unglaube, der in Gedanken nachhallte.

Am Strand stießen wir auf einen gigantischen Betonkoloss, dutzende Meter hoch. Aus seinem Bauch ragte ein metallisches Gerüst, gestützt von eisernen Pfählen, wie ein verrosteter Steg, der hundert Meter ins Meer hinauslief. Einst ein Symbol des Fortschritts - nun verlassen und verwittert, bestimmte das Bauwerk den Horizont als ein schweigender Zeuge vergangener Träume.

Unter dem kalten, feuchten Unterleib des Betonriesen schlugen wir unser Lager auf. Endlich konnten wir den lang ersehnten Sprung ins Wasser wagen. Eiskaltes Salzwasser, aber befreiend. Wir wuschen uns von Kopf bis Fuß, spülten Wochen von Schweiß, Straßenstaub und Stadt ab.

Als es dunkel wurde, krochen wir eng aneinander in die Schlafsäcke und richteten den Blick nach oben. Der Himmel lag offen. Wir sahen Orion langsam am westlichen Horizont verschwinden - eine lautlose Ankündigung des nahenden Endes des Winters. Später zog eine Wolkendecke auf, feiner Nieselregen fiel. Einen Moment fürchteten wir das Schlimmste, doch es blieb dabei. Die Nacht hielt still.

Ein roter Schein im Osten kündigte einen neuen Tag an. Wir wachten auf mit dem leisen Rauschen des Meeres und dem knarrenden Klang des Betonriesen über uns. Salz klebte noch auf unserer Haut, aber es fühlte sich rein an. Der Strand hatte uns aufgeladen, und nun lockte das nächste Ziel.

Während die Küste langsam hinter uns verschwand, fuhr der Bus durch eine kahle, sonnenüberflutete Landschaft. Berge und Meer wechselten sich ab, bis wir das kleine Las Negras erreichten.

Von dort waren es noch etwa fünf Kilometer zu Fuß bis zu unserem Ziel - über schmale, felsige Pfade, die sich durch das bergige Gelände schlängelten. Nur Giri sah das anders. Er suchte sich seinen eigenen Weg, wie es ihm gefiel. Manchmal blieb er so lange weg, dass ich ihn in meine Jackentasche stecken musste - ein temporäres Gefängnis, aus dem er sich wenige Minuten später wieder herauswühlte. Schließlich beschlossen wir, ihn einfach machen zu lassen. Ob er mitkam oder nicht, lag an ihm.

San Pedro

Schließlich erreichten wir das Tal. Es war auffallend warm für die Jahreszeit - wärmer als in Granada, milder als dort, woher wir an diesem Morgen gekommen waren. San Pedro, eingeklemmt zwischen zwei imposanten Felswänden und mit einem Strand von nur wenigen hundert Metern, wirkte wie eine natürliche Hitzefalle. Die Erde war von Trockenheit aufgerissen, gezeichnet von Generationen aus Hitze und Entbehrung. Und doch lag etwas Sanftes in der Luft.

Die Sonne schien hell, aber noch nicht gnadenlos. Sie stand über dem Tal, als ob sie nachdachte, und streichelte Sand, Steine, die verwitterten Mauern der Ruinen.

Etwas landeinwärts stand eine alte Ruine - vielleicht einst ein Küstenschutzposten, oder ein abgelegenes Winterdomizil eines vergessenen Edelmanns. Die Mauern waren halb eingestürzt, aber die Konturen standen noch stolz im Gelände. Es wirkte wie das Herz einer früheren Gemeinschaft.

Am Strand liefen ein paar Leute, aber wir beschlossen, zuerst unsere Sachen loszuwerden. Kontakt würde von selbst entstehen. Erst das Gelände erkunden. Der Boden war felsig, mit hier und da feinem Sand zwischen den Zehen. Hinter der Ruine stieg das Gelände sanft an, bis es in der Ferne übergang in die trockenen, rötlichen Hänge der Berge, die wie schützende Arme das Tal umschlossen.

Diese Gegend, jenseits der Sierra Nevada, bekam kaum Regen. Die Berge hielten die feuchten Westwinde zurück, sodass das Hinterland zu einer trockenen, halbwüstenartigen Region wurde.

Hier irgendwo, ein Stück weiter, lag auch das Mini-Hollywood, wo Sergio Leone seine Spaghettiwestern drehte. Die Landschaft passte nahtlos in dieses Dekor: staubig, schwitzig, verlassen und auf seltsame Weise zeitlos. Sie verlieh dem Leben in den Filmen eine Spur von Erbarmungslosigkeit - als könnte man die Härte des Daseins in einem einzigen Bild einfangen.

Die Ruine war bereits bewohnt - von wem, wussten wir noch nicht. Um sie herum standen ein paar kleine Gebäude, alle in erbärmlichem Zustand. Ein Dach über dem Kopf war nicht drin, das sah man sofort. Doch in einem ummauerten Raum, dessen Boden aus Sand bestand, konnten wir ungestört bleiben. Privatsphäre unter offenem Himmel. Für den Moment reichte das.

Der Nachmittag verlief ruhig. Wir richteten uns ein, sammelten Holz und ließen die Wärme der Sonne in uns einsickern. Ab und zu sahen wir jemanden in der Ferne: einen Mann, der am Strand eine Muschel betrachtete, eine Frau, die einen Kanister zur Wasserquelle trug. Ein kurzes Winken, keine Worte.

Gegen Sonnenuntergang färbte sich das Tal kupferrot, und der Schatten der Felswand kroch langsam über den

Strand. Das Wasser glänzte wie flüssiges Metall. Wir machten unser erstes Feuer in San Pedro, mit Restholz, das in den Flammen knackte.

Im Licht erschienen die Gesichter der anderen. Ein Ire hielt seine Teetasse nah ans Gesicht und blies vorsichtig den Dampf weg. Ein junger Deutscher schob seine Füße so nah wie möglich ans Feuer und zog die Knie unters Kinn. Ute lächelte breit, als sie sich vorstellte, während Javier, ein stiller Spanier neben ihr, ein Stück Holz ins Feuer legte und uns kurz zunickte. Es fühlte sich nicht wie eine erste Begegnung an, eher wie ein Wiedersehen nach langer Wanderung.

Am nächsten Tag bekamen wir von ihnen ein Stück Plane. Ich spannte es zwischen die Mauern, schuf so eine Art Dach, hauptsächlich als Schutz vor der grellen Sonne. Jetzt waren wir komplett. Unterkunft, solange es dauerte.

Manchmal kamen Strandbesucher oder Leute mit Motorbooten vorbei - der schnellste Weg nach San Pedro. Aber gegen Abend zogen sie wieder ab, und unsere kleine feste Gruppe blieb übrig. Langsam entstand ein Rhythmus, eine Atmosphäre aus gemeinsamem Schweigen und Austausch.

Sobald die Sonne hinter den Felswänden verschwand und der letzte Schein den Sand warm färbte, versammelten wir uns am Feuer. Wir saßen im Halbkreis, eingehüllt in Decken oder Schlafsäcke, manchmal mit einer Tasse Tee, manchmal mit nichts.

Am Feuer

Der Rauchgeruch zog in unsere Kleidung, während in der Ferne das Meer leise gegen die Küste schlug. Giri lag auf Remes Schoß, Fango zu ihren Füßen, langsam einschlum-

mernd. Das Feuer verband uns, und die Gespräche kamen zögerlich in Gang. Erst vorsichtig, dann freier. Schließlich folgten die Geschichten. Über die Familien, die wir zurückgelassen hatten, über das Unterwegssein, über Träume und die Schattenseiten des Lebens.

Jurgen war der Jüngste der Gruppe, ein deutscher Junge von kaum zwanzig, der den ganzen Winter in der Ruine verbracht hatte. Seine Haut war tief gebräunt, seine Augen klar und aufmerksam.

Er erzählte von seiner Mutter, von Erwartungen und dem erstickenden Korsett der deutschen Bürgerlichkeit. Er stammte aus einer wohlhabenden Familie, in der alles um Leistung und Ansehen kreiste. Vor allem seine Mutter hielt ihn fest im Griff - ihre Erwartungen erdrückten ihn. Er wollte sich lösen, seinen eigenen Weg wählen. Mit dem Geld, das er hatte, brach er nach Spanien auf. Ein Sprung ins Ungewisse.

Er rechnete damit, irgendwann zurückzukehren. Für den Moment suchte er Erfahrungen, um sich gegen die ihm auferlegten Normen zu wappnen.

"Zuerst herausfinden, wer ich selbst bin", sagte er. "Danach sehen wir weiter."

Ute und Javier waren einen Tag vor uns angekommen. Sie war Deutsche, er ein ruhiger, freundlicher Spanier. Keine Straßenleute - sie hatten ihren Camper bei Familie zurückgelassen. Bald wollten sie nach Marokko weiterreisen, aber bis dahin blieben sie hier. Ute und Reme hatten sofort einen Draht zueinander.

Javier bereitete sich auf seine Pläne weiter westlich, am Atlantik, vor. Mit Tauchmaske, Neoprenanzug, Flossen und Harpune ging er ins kalte Meer, auf der Suche nach Fisch. Nicht immer mit Erfolg, doch wenn er mit einer glitzernden Beute aus dem Wasser kam und seine

Harpune triumphierend hochhielt, jubelten wir alle am Strand.

Auch Giri und Fango freuten sich. Sie bekamen die Innereien, den Kopf - und wenn es ein kleiner Fisch war, sogar den ganzen. Giri war immer vorne dabei, am eifrigsten. Fango, der gutmütige Kerl, nahm zufrieden, was übrig blieb.

Der Seher

Collin war ein durchgewinterter Wanderer, ein Mann, der schon vor langer Zeit beschlossen hatte, das normale Leben in Irland hinter sich zu lassen. Kein Haus, keine Arbeit, kein fester Boden unter den Füßen - und doch stand er fester als viele, die all das besaßen. Er lebte am Rand, mit einer selbstverständlichen Ruhe, genau dort, wo er hingehörte.

In Spanien und weit darüber hinaus verfügte er über sein eigenes Netzwerk, Orte, an denen er unterkommen konnte. Bauernhöfe, abgelegene Landstücke, Gemeinschaften Gleichgesinnter, die ihr eigenes Gemüse anbauten, einige Tiere hielten und nach einer anderen Lebensweise suchten. Orte, an denen allein die Jahreszeiten bestimmten, was zu tun war.

Nun hatte er sich hier an den Rand der Felsen zurückgezogen, von wo aus er über das Tal und das Meer blicken konnte. Eine Ruhepause vor der Arbeit, die mit dem Frühling wieder beginnen würde - säen, bauen, pflegen, leben von dem, was die Erde zu geben hatte.

Es war etwas an ihm. Eine Art Unantastbarkeit, nicht aus Trotz, sondern aus Vertrauen geboren, die er mit sich trug wie einen alten Mantel - abgetragen, aber stark. Tief in seinem Inneren schien er zu wissen: Was auch kommen mag, es wird gehen, wie es gehen soll. Nichts konnte ihm

etwas anhaben. Nicht jetzt und nicht in der Zukunft. Als könnte er durch die Zeit hindurchsehen.

Er eilte nie. Er wusste, wann er schweigen musste, wann es Zeit war zu warten. Es schien, als kenne er die Muster, in denen sich das Leben entfaltet, und verspüre keinerlei Bedürfnis, sich dazwischenzudrängen.

Collin hatte eine besondere Geschichte. Er sprach von zwei Kräften, die seiner Ansicht nach die nahe Zukunft bestimmen würden.

„Wundert euch nicht“, sagte er, „wenn bald allerlei Dinge über die Elite dieser Welt ans Licht kommen - ihre Ausschweifungen, ihr verborgenes Dasein.“

Er sprach ruhig, beinahe bedächtig.

„Sie leben fern vom Licht, in schattigen Regionen unter der Oberfläche. Dort untergraben sie das, was wir Zivilisation nennen.“

Das Feuer knisterte leise.

„Ihr Reichtum und ihre Macht sind aus einer gnadenlosen Gier nach Besitz geboren. Sie haben sich mit toter Materie verbunden - und damit mit dem Tod selbst. Deshalb trägt alles, was sie hervorbringen, den Keim des Verfalls bereits in sich. Sie sind zu Taten fähig, die jedes Verständnis übersteigen.“

Hin und wieder nickte Javier langsam, als würde er das Wesentliche erfassen, ohne jedes Wort zu brauchen. Reme und Ute saßen dicht beieinander, ihre Gesichter halb vom Feuer erleuchtet, schwebend zwischen Faszination und Zweifel. Und ich - ich spürte ein Kribbeln in meinem Inneren. Vielleicht eine unbequeme Wahrheit. Vielleicht nur die Kraft eines Menschen, der an das glaubt, was er sagt.

„Unverwundbar wähnen sie sich“, fuhr Collin fort, „und mit den Mitteln, die ihnen zur Verfügung stehen, versuchen sie, den Lauf der Dinge nach ihrem Willen zu lenken. Krieg.

Manipulation. Einschüchterung. Sklaverei. Moralische Grenzen kennen sie nicht. Doch täuscht euch nicht: Ihre Verfehlungen werden sichtbar werden. So mächtig sie sich auch halten - das Licht lässt sich nicht aufhalten.“

Javier warf ein Stück Holz ins Feuer. Funken stoben empor wie kleine Sterne in der warmen Nacht. Reme streichelte Fango über den Kopf. Wir hörten schweigend zu.

„Ihre Einsicht ist begrenzt“, fuhr er fort. „Verblendet von ihrer Gier nach Materie und der Verherrlichung ihrer selbst leben sie in der Dunkelheit. So brillant ihre Pläne auch erscheinen mögen - was sie hervorbringen, wird nicht mehr sein als eine Kräuselung auf dem Ozean.“

Er schwieg und blickte nach oben. Ein Windstoß strich über das Feuer.

„Die Zeit beschleunigt sich“, sagte er ernst. „Was Jahrhunderte dauerte, geschieht nun in Monaten. Was Jahre brauchte, vollzieht sich in Tagen. Und was Monate kostete, wird in Stunden geschehen. Technologische, soziale und andere Entwicklungen folgen einander in rasendem Tempo. Bewusstsein wächst. Die Elite wird versuchen, ihre Agenda immer schneller durchzusetzen und alles Menschliche zu zerstören - weil sie tief im Inneren weiß, dass ihre Zeit abläuft.“

Er ließ seinen Blick über uns schweifen.

„Dem steht eine andere Kraft gegenüber. Die unbesiegbare Sanftheit. Sie fürchten sie am meisten, weil sie sich ihr beugen müssen. Was sie ihr Leben lang verspottet haben, wird dann ihr Meister - die größte Demütigung und zugleich die einzige Befreiung.“

Danach wurde es still. Selbst die Grillen schienen sich einen Moment lang zurückzuhalten. Die Flammen flackerten auf, Schatten tanzten über unsere Gesichter. Der Mond legte eine silberne Bahn über das glatte Wasser.

Collin saß leicht nach vorne gebeugt, wie ein Seher am Rand einer Welt im Verfall, den Blick auf etwas gerichtet, das wir noch nicht sehen konnten.

Dann sprach er wieder, leise: „Vergesst nicht - diese sogenannte Elite sind wir letztlich selbst. Ein Teil von uns sehnt sich nach Bequemlichkeit, nach Reichtum, nach Sorglosigkeit. Nach mühelosem Geld ohne Schuldgefühl. Zwischen der Verlockung von Macht und Besitz und dem Sich-Beugen vor der Liebe klappt eine Kluft, die wir Menschsein nennen.

Der Same der Zerstörung lebt in jedem von uns. Weist nicht auf den anderen. Der wahre Kampf findet tief im Inneren statt. Die Außenwelt ist nur die Bühne - ein Spiegel unserer selbst.“

Die Worte blieben hängen, schwer wie Rauch, der sich nicht verziehen wollte. Das Feuer knisterte leise weiter. Wir blickten in die Flammen, auf die Wellen oder ins Nichts. Jeder versunken in seine eigenen Gedanken.

Niemand sprach. Es gab keinen Scherz, um die Stimmung zu lösen, keine nüchterne Bemerkung, um ins Alltägliche zurückzukehren. Wir mussten es alle zugeben: Ja, dieser Same lebt auch in mir.

Erst später, als alle gegangen waren und ich mit Reme unter dem Sternenhimmel lag, dachte ich an einen anderen Moment zurück - nur wenige Tage zuvor in Almería - an den sonderbaren Mann, der von der Wiederkunft Christi gesprochen hatte.

Wo er vom Erwachen des Christusbewusstseins sprach, sprach Collin nun von der unbesiegbaren Sanftheit. Zwei Namen für dasselbe Licht, das früher oder später alles und jeden berühren würde.

Zwei Männer, zwei Worte, eine Botschaft: Das Licht kehrt zurück. *Versprochen ist versprochen.*

In der Ferne schlug eine Welle sanft gegen die Felswand, als würde das Meer es bestätigen.

Verstopfung

Der nächste Tag begann mit knackenden Knochen, einem trockenen Hals und einer unangenehmen Spannung im Unterbauch. Die Prophezeiungen der Nacht wichen der Praxis des Körpers. Der Geist hatte vielleicht Nahrung bekommen. Der Körper protestierte.

Für Einkäufe mussten wir nach Las Negras, über denselben schmalen, felsigen Bergpfad wie auf dem Hinweg - ein ordentliches Stück. Also begannen wir mit dem, was wir hatten: Bohnen, Reis, Linsen. Nach ein paar Tagen begannen unsere Mägen zu rebellieren. Der Wechsel von weichem, warmem Essen mit Olivenöl zu diesem trockenen, störrischen Futter bescherte uns Bauchkrämpfe. Ich hatte noch nach essbaren Pflanzen gesucht, aber die dornige, dürre Flora war mir größtenteils unbekannt. Immerhin fand ich etwas wilden Thymian und Rosmarin, die erstaunlich gut in der kargen Erde gediehen. Doch sie brachten keine Linderung.

Ute war unsere Retterin in der Not. Sie ging am häufigsten ins Dorf und brachte hin und wieder etwas für uns mit. Dank ihr konnten wir unsere Ernährung etwas ergänzen. Das half.

Das Leben außerhalb der Zeit

Unser Aufenthalt in San Pedro fühlte sich an wie ein Leben außerhalb der Zeit. Alles verlief langsamer - das Licht, die Tage, die Gedanken. Die Welt da draußen existierte nicht mehr. Wir schliefen unter den Sternen, wuschen uns an der

Quelle, kochten über dem Feuer und lagen stundenlang im Sand. Der Wind strich sanft durch das Tal und das Meer bewegte sich wie ein ruhiger Atemzug. Es gab keinen Stress, keinen Plan, nur die Sonne, die auf- und wieder unterging.

Die Tage füllten sich mit Nichtstun, Schlendern, Strand, Feuer, Gesprächen. Es war März; die Temperaturen waren noch mild. Jeden Morgen erkundeten wir die Flutlinie auf der Suche nach etwas Brauchbarem. Wir fanden alles Mögliche: Seile, Container, Planen, Plastikboxen, Flaschen, Paletten. An einem Morgen wurde eine Ladung Bretter und Balken angespült. Die schleppten wir zur Ruine und stapelten sie für spätere Verwendung. Jurgen hatte schon Pläne: Er wollte das Bauwerk ausbessern und würde irgendwoher Werkzeug besorgen - eine Säge, einen Hammer, Nägel.

Die Tiere hatten die Zeit ihres Lebens. Giri jagte unermüdlich allem nach, was sich bewegte: Käfern, Schmetterlingen, raschelnden Schatten. Fango schlenderte gemächlich über den Sand, schnüffelte, wälzte sich, hielt ab und zu den Kopf in den Wind. Sie hatten alle Freiheit, alle Weite. Keine Leinen, keine Grenzen. Und sobald sich der Himmel zu verfärben begann und der Sand kühler wurde, kamen sie wie selbstverständlich wieder zu uns - ein natürlicher Abschluss des Tages.

Manchmal kletterte ich die Felsen hinauf, um zu sehen, was sich dort oben verbarg. Das Gelände wirkte wie die Überreste eines Berges, der einst in Stücke gebrochen und auf einer Seite herabgestürzt war. Alles lag krumm und schief, als hätte die Erde einmal die Schultern gehoben. Die Vegetation hatte sich dieser chaotischen Landschaft angepasst: hart, trocken, dornig - Pflanzen mit Überlebensdrang statt Schönheit.

Die Aloe Vera wuchs überall - wie ein umgedrehter

Oktopus mit dicken, fleischigen Armen voller scharfer Widerhaken. Eine zähe Überlebenskünstlerin. Bescheiden, aber unaufhaltsam. Sie verlangte wenig, gab aber viel - eine Hausapotheke in Pflanzengestalt.

Manchmal huschte eine Schlange dicht vor meinen Füßen vorbei. Mäuse flüchteten piepsend unter Steine oder Sträucher. Kröten versteckten sich in dunklen Spalten. Auch Skorpione und Eidechsen bevölkerten dieses sonnendurchflutete, raue Niemandsland. Hoch über mir kreisten Raubvögel, unerschütterlich, ruhig - und manchmal blieben sie tagelang verschwunden, um dann plötzlich wieder aufzutauchen. Hier und da fand ich ein verlassenes Nest, einen Haufen Gewölle voller Knochen und Federn: die Überreste ihrer Jagd.

Es gab ein Insekt, klein und schwer fassbar, das ich nicht bestimmen konnte, das aber schmerzhaft stechen konnte. Tagelang blieb es empfindlich. Zum Glück hielten sie sich hauptsächlich im Landesinneren auf, fern vom Strand.

San Pedro war wie ein Zwischenraum, in dem alles verdampfen durfte: Unruhe, Pflichten, Erwartungen. Nur wir, die Tiere, der Sand und das Meer blieben übrig. Die Tage flossen ineinander wie Gezeiten ohne Anfang oder Ende - bis sich irgendwo unter der Oberfläche etwas zu regen begann. Ein Hunger nach Bewegung, nach der Unberechenbarkeit des Straßenlebens, nach der Dynamik des Alltags.

Nach drei Wochen beschlossen wir, zu unserer Höhle in Granada zurückzukehren. Es fühlte sich seltsam an, das ruhige Meer und den langsamen Rhythmus hinter uns zu lassen, aber die Hügel riefen wieder, mit ihrer Härte und ihren Versprechen.

Zurück nach Granada

Für den Rückweg wählten wir eine andere Route. Hin waren wir der Küste entlang gekommen, nun wollten wir durch die Berge - entlang der Ostseite der Sierra Nevada, über Guadix. Von Las Negras mussten wir erst nach Almería und von dort mit dem Bus nach Guadix. Glücklicherweise konnten wir mit einem Deutschen mitfahren, der zufällig in dieselbe Richtung musste.

Während der Fahrt erzählte er, dass er in der Nähe eine alte Ruine für einen Spottpreis gekauft hatte. Er suchte Arbeiter, die ihm beim Renovieren helfen wollten - kein Lohn, aber Essen und Unterkunft. Ich überlegte kurz, verwarf den Gedanken dann aber.

„Warum sollte ich kostenlos für ihn arbeiten?“ fragte ich mich.

Wenn ich dort selbst etwas aufbauen wollte, wäre es etwas anderes. Aber diese Absicht hatte ich nicht. Wir wollten zurück zu unserem eigenen Leben, zur Höhle, zur Straße. Ich lehnte freundlich ab, und wir verabschiedeten uns am Busbahnhof in Almería..

Dort lief es jedoch schief. Der Bus nach Guadix fuhr nicht - gestrichen, ohne jede Erklärung. Wir wollten nicht herumhängen, also verließen wir die Stadt zu Fuß in der Hoffnung, eine Mitfahrgelegenheit zu finden. Und mit Reme war das nie schwer. Sie hatte eine Ausstrahlung, die selbst Autofahrer nicht ignorieren konnten. Schon bald hielt ein Mann in einem heruntergekommenen Wagen. Als wir sagten, dass wir nach Guadix wollten, erzählte er, dass die Strecke gesperrt sei - ein Unfall mit einem Lastwagen. Nach Granada? Das ginge, aber nur über die Alpujarras auf der Südseite der Sierra. Gut, sagten wir.

Er brachte uns ein gutes Stück. Danach bekamen wir

noch mehrere weitere Fahrgelegenheiten. Die Landschaft veränderte sich allmählich. Die trockenen Farben von San Pedro wichen dem lebendigen Grün von Mandelbäumen, Orangenbäumen, Oliven und Wiesen, das sich über die Hänge zog. Der Wind war weicher, feuchter. Die Luft roch nach Erde, Blüten und frischem Gras.

Wir waren in den Alpujarras, auch die Oase der Sierra genannt - einst der letzte Zufluchtsort der Mauren. Ihre Spuren waren noch immer in der Architektur der Dörfer sichtbar und sogar im Namen Alpujarras: „*Al Busherat*“, Grasland auf Arabisch. Die Sierra Nevada war hier die große Geberin. Von den stolzen Höhen suchte sich das Schmelzwasser über Bäche und Rinnsale seinen Weg ins Tal und gab dem Land und seinen Bewohnern, was sie brauchten.

Wir fuhren über schmale Straßen, die sich an tiefen Schluchten entlang schlängelten. Die Abgründe gähnten wie offene Münder. In der Ferne klebten weiße Dörfer an den Berghängen - wie Muscheln an einer Felswand, unbeweglich und uralt. Manchmal legten wir Stücke zu Fuß zurück, und überall hörten wir das Rauschen von Wasser: in Kanälen, Brunnen, Bewässerungsrinnen.

Der Frühling hatte hier schon begonnen. Bäume standen in Blüte, das Gras glitzerte im Sonnenlicht, und selbst die Stille hatte einen anderen Klang. Vögel sangen, Bienen summten, und irgendwo in der Ferne klingelten die Glöckchen einer Herde.

Die letzte Mitfahrt an diesem Tag bekamen wir von einem Bauern auf einem Traktor. Wir durften im Anhänger mitfahren. Ein paar Kilometer weiter bog er auf sein Land ab, und wir stiegen aus. Es dämmerte bereits, und ein Schlafplatz war uns willkommen. Nach einem kurzen Fußmarsch sahen wir eine alte Scheune auf dem Feld

stehen. Sie war leer und innen noch recht sauber. Ein Teil war für die Heulagerung, und die letzten Reste lagen noch auf dem Boden. Perfekt für uns. Wir beschlossen zu bleiben.

Am nächsten Nachmittag erreichten wir Granada. Wir gingen sofort den Hügel hinauf, gespannt, wie die Höhle dastehen würde. Zu unserer Erleichterung stand Johannes' Zaun noch immer felsenfest: keine Einbruchsspuren, kein Müll, keine ungebetenen Gäste.

Als wären wir nie weggewesen, fielen wir in unsere alte Routine zurück. Doch die Entwicklungen standen nie still - Gesichter verschwanden, neue tauchten auf. Eines davon hieß Warren - er sollte uns noch lange im Gedächtnis bleiben.

Großspur oder Wahrheit?

Wir begegneten Warren nicht lange nach unserer Rückkehr nach Granada. Er war ein magerer, leicht nervöser Engländer mit stumpfem Blick und einer Mundharmonika, die er fast nie aus dem Mund nahm. Er erzählte, dass er in England vor der Justiz auf der Flucht sei. Wie und warum, ließ er offen. Über Frankreich und Spanien war er hergekommen, indem er gratis auf Zügen mitfuhr. „*Jumping the trains*“, nannte er das stolz.

Anfangs wollte er wie wir Geld auf der Straße verdienen. Die Mundharmonika hatte er unterwegs irgendwo aufgetrieben. Musik hatte er nie gelernt, aber er blies eifrig darauf los. Man hörte ihn schon von weitem, wenn er auf uns zukam - und das tat er regelmäßig. Wirklich erfolgreich war es nicht: Sein Spiel hatte keinen Zusammenhang, und der Ertrag war gering. Trotzdem fand er, er habe Anspruch auf mehr.

Warren freundete sich mit Jorge an, einem Portugiesen,

den er hartnäckig George nannte. Die beiden zogen gemeinsam in eine Höhle, ein paar hundert Meter weiter, jenseits einer alten Steinmauer, die vom Kloster auf dem Hügel bis nach Sacromonte hinabführte. Dort hatten sie eine großartige Aussicht. Sie überblickten die ganze Stadt und die endlosen Olivenhaine im Westen.

Jorge lebte ebenfalls nicht von Musik. Er interessierte sich vielmehr für alte Witwen, die in Schwarz über die Straße gingen und ein wenig männliche Zuwendung gebrauchen konnten. So hoffte er, etwas Geld zu bekommen, doch auch das funktionierte nicht wirklich. Warren hatte das Straßenleben bald satt und beschloss, das Ruder radikal herumzureißen: der Haschischhandel.

In Granada lag diese Welt vor allem in den Händen der Zigeuner, und mit kleinen Spielern gaben sie sich nicht ab. Doch Warren war einfallreich. Er ging jeden ab, den er kannte - besonders die Ausländer und vor allem die Briten - und fragte sie, ob sie etwas Haschisch von ihm abnehmen wollten. Wenn jemand Interesse hatte, bat er ihn, das Geld im Voraus zu zahlen; er würde den Rest regeln. Mehrere fanden das völlig in Ordnung und gingen auf sein Angebot ein. Mit diesem Geld machte er einen Deal mit einer Gruppe Zigeuner. Doch die Lieferung an die Kunden, die bereits gezahlt hatten, ließ zu wünschen übrig. Bei manchen hielt er sich an die Abmachung, bei anderen nicht. Diese mussten sich mit Entschuldigungen zufriedengeben - oder mit gar nichts. Beschwerden gab es kaum. Die Beträge waren gering, und niemand wollte deswegen eine Szene machen. Ein schottischer Straßenmusiker meinte: „*Not worth putting someone in hospital for.*“

Warren verschwand eine Weile aus unserem Blickfeld. Bis er plötzlich wieder vor unserer Höhle stand - unverändertes Äußeres, aber voller neuer Geschichten. Inzwischen

handelte er nach eigenen Angaben mit größeren Mengen. Kein Straßenverkauf mehr. Er habe ein paar feste Abnehmer, die gut zahlten. Ich hatte schon immer Schwierigkeiten, ihm zu glauben, und auch jetzt kamen große Zweifel auf. Man sah ihm kein gutes Einkommen an: dieselben abgetragenen Kleider, dieselbe Höhle mit Jorge. Alles an ihm strahlte Vagabundenleben aus, nichts einen Geschäftsmann.

Er erzählte von einer Frau, einer Madam, bei der er seine Ware holte.

„Ich ging dorthin, wie man in die Hölle geht. Mit offenen Augen, ohne Wahl. Wohnblock am Stadtrand. Dritter Stock. Eine schwarze Tür mit einem metallenen Guckloch, das alles sah. Klopfen musste ich nicht. Sie wussten schon, dass ich kam.

Drinne war es dunkel. Die Vorhänge zu, die Luft schwer vom Rauch. Nur eine Hängelampe über einem runden Tisch. Und dort saß sie - wie eine Statue aus Eis. Die Madam. Nichts an ihr bewegte sich, außer den Augen. Um sie herum: drei Kerle, schweigend, breit wie Mauern. Einer spielte mit einem Springmesser. Auf, zu - *klick, klick, klick*.

Ich wusste: Ein falscher Blick, ein falscher Ton - und ich würde nie wieder irgendwo auftauchen. Keine Fragen, keine Erklärungen. Ich bezahlte. Bekam meine Ware. Kein Händedruck, kein Wort. Nur eine Platte Hasch und ein Blick, den man nicht schnell vergisst. Jedes Mal, wenn ich dort lebend rauskomme, zähle ich meine Segen.“

Seitdem trug er ein Messer bei sich. Groß. Sichtbar, wenn nötig. Vertrauen hatte er in niemanden mehr.

Dann erzählte er fast nebenbei, dass er kürzlich jemanden niedergestochen hatte.

„Ich kam gerade von ihr“, sagte er. „Hatte einen ordentlichen Brocken unter der Jacke, als ich angegriffen wurde. Er

wollte meine Ware nehmen. Das lasse ich nicht zu. Also habe ich zugestochen.“

Ich sah ihn an. „Und was hast du dann gemacht?“

„Bin einfach weitergegangen. Soll er dort liegen bleiben. Wenn er tot ist, ist es seine eigene Schuld.“

Es klang so gleichgültig, dass ich ihm kaum glauben konnte. In einer Stadt wie Granada würde sich ein solcher Vorfall rasend schnell herumsprechen. Doch ich hatte nichts gehört. Niemand sprach von einer Messerstecherei. Selbst als ich die Geschichte vorsichtig bei anderen nachfragte, wusste niemand etwas. Für mich war es wieder eines von Warrens starken Stücken - eines von vielen.

Das war das letzte Mal, dass ich mit ihm sprach. Danach sah ich ihn lange nicht. Niemand hatte ihn gesehen. Bis ich eines Nachmittags jemanden traf, der ihn kannte. Auf meine Frage, wo Warren sei, antwortete er trocken:

„Man hat ihn gefunden, in Algeciras. An einem Baum aufgehängt. Wahrscheinlich die Zigeuner.“

Ich starrte ihn an, sprachlos. *Es war also doch wahr.*

So verschwand Warren aus unserem Leben - so plötzlich, wie er gekommen war. Eine Leere blieb zurück, schwer zu fassen. In diesen Hügeln waren wir es gewohnt, dass Weggefährten kamen und gingen - aber nicht so.

Der Verlust von Warren lag noch in der Luft, als der nächste sich ankündigte.

Zwei Gräber

Fango wurde krank. Und weil wir kein Geld für einen Tierarzt hatten, mussten wir selbst versuchen, ihn gesund zu bekommen. Reme hatte noch Medikamente besorgt, aber sie wirkten nicht. Mit jedem Tag wurde er schwächer. Man sagte

uns, dass Hunde, die auf der Straße geboren werden, oft anfälliger und empfindlicher seien. Trotzdem hofften wir, dass Liebe und Fürsorge den Unterschied machen könnten.

Es half nichts. Er schaffte es nicht. Wir begruben ihn im Wald. Reme war am Boden zerstört. Sie fühlte sich schuldig, sie fand, dass sie versagt hatte. Am liebsten hätte sie sofort ein neues Hündchen gehabt. Eines, das es schaffen würde. Und es kam auch - ein kleines Tierchen mit dickem blondem Fell, spitzen Ohren und schwarzen Knopfaugen. Reme schloss es sofort in ihr Herz.

Doch auch dieses Hündchen wurde nach ein paar Wochen krank. Und wieder mussten wir Abschied nehmen. Da hatten wir beide genug.

Der Einzige, an dem all das spurlos vorüberzugehen schien, war Giri. Inzwischen war er zu einem starken, gesunden Abenteurer herangewachsen. Überhaupt nicht scheu, eher neugierig und anhänglich. Täglich machte er seine Runde: bei Freunden und Bekannten, hier ein bisschen Futter, dort ein wenig Aufmerksamkeit. Er fraß alles und war mit wenig zufrieden. Manchmal schlief er irgendwo anders. Und das war in Ordnung. Seine Gesellschaft war ein Geschenk, das er großzügig verteilte.

Für uns war das auch einfach. Wenn wir hinuntergingen, mussten wir ihn nicht mehr mitnehmen. Giri kam schon zurecht. Er war einer von uns - selbstständig, frei und doch immer wieder nach Hause zurückkehrend.

Reme und ich

Wir waren nun seit etwa einem halben Jahr zusammen. Das Leben lief nicht reibungslos - ganz und gar nicht - aber zwischen uns gab es eine seltene Selbstverständlichkeit. Wir

mussten kaum etwas erklären oder planen. Wir waren einfach da. Zusammen.

Reme hatte eine stille Kraft, die zugleich beruhigte und herausforderte. Sie konnte stundenlang schweigen, ohne dass es unangenehm wurde. Manchmal schaute sie in den Himmel, zu den Tieren, ins Feuer - und dann sagte sie plötzlich etwas Einfaches, aber Treffendes. Etwas, das knapp außerhalb meiner Reichweite lag, ohne viele Worte zu machen.

Ihre Nähe war sanft. Ein Blick, eine Berührung, ein geteilter Moment - mehr brauchte es oft nicht. Abends lehnte sie sich an mich, während die Flammen tanzten und der Himmel langsam von Blau zu Schwarz überging. Das Leben mit ihr fühlte sich wie eine langgezogene Atempause an.

Ein Ruhepunkt, an dem ich nichts sein musste außer mir selbst - und sie war da, unverrückbar.

Oft opferte sie sich auf. Wenn ich keine Lust hatte, Musik zu machen - wenn ich keine Inspiration mehr hatte und meine eigenen Lieder mir zum Hals heraushingen - ging sie hinunter. Sie spielte, oder sie bettelte. Sie sorgte dafür, dass wir wieder ein paar Tage oben bleiben konnten. Ohne Klagen, entschlossen: einfach tun, was nötig war.

Und doch fühlte sich alles vorübergehend an. Ein Leben in einer Blase, die wir gemeinsam aufgeblasen hatten - schwebend über einer Welt, die irgendwann platzen würde. Ein fast surreales Dasein, unhaltbar in seiner Form. Ein Leben ohne Zukunft, nur Überleben. Von Tag zu Tag. Kein Halt, kein Netz. Immer weiter, ohne ein Ende in Sicht.

Aber solange diese Blase nicht platzte ...

Bewährungsprobe

So selbstverständlich und warm das Zusammensein mit Reme auch war, in mir blieb eine alte Frage hängen. Etwas, das ich nicht wegdenken konnte, etwas, das ich zuerst allein herausfinden musste. Was passiert, wenn man wirklich alles verliert? Kein Geld. Kein Essen. Kein Dach über dem Kopf. Keine Stütze.

Es war die größte Angst der meisten Menschen - der Verlust aller Sicherheit. Aber wie realistisch war diese Angst? Würde ich verhungern, krank werden, zusammenbrechen? Oder würde etwas anderes geschehen? Etwas, das man erst entdeckt, wenn man wirklich alles loslässt?

Ich wollte eine Grenze durchbrechen. Einen Schleier lüften. Der Angst in die Augen sehen und herausfinden, was dann geschah. Mit mir, mit der Welt um mich herum, mit den Menschen, denen ich begegnen würde.

Ich beschloss, es nicht länger aufzuschieben. Ich wollte es wissen. Am eigenen Leib. Die Probe aufs Exempel.

Mein Plan: Ohne Geld, ohne Gitarre, ohne Schlafsack durchs Land. Nur um Essen oder einen Schlafplatz bitten. Kein Geld annehmen. Ich erzählte es Reme. Nach einigen Gesprächen verstand sie, warum ich es tun wollte. Sie blieb in der Höhle, nicht besorgt. Thanos und Yannis waren in der Nähe.

Ich machte mich zu Fuß auf den Weg. Selbst meine Jacke - in der Giri einmal geschlafen hatte - gab ich jemandem, den ich unterwegs traf. Auf der Westseite Granadas ging ich in die Hügel, durch ein Land, das zugleich vertraut und fremd wirkte. Der Weg schlängelte sich durch dürres Gelände, Olivenbäume soweit das Auge reichte. Verlassene Häuser, bröckelnde Wände, Hunde, die bellend aus ihrem

Schatten hervorbrachen. Manchmal begegnete ich stundenlang niemandem.

Am Anfang war es vor allem ein Umstellen. Kein Besitz bedeutet auch: keine Ablenkung. Alles kommt an. Die Hitze auf der Haut. Die Steinchen im Schuh. Der Geruch der Luft. Aber vor allem: man selbst. Die Stimmen im Kopf, die Zweifel, die Ängste. Kein Dach, kein Bett, kein Einkommen. Nur Vertrauen. Oder der Versuch dazu.

Gegen Abend erreichte ich ein kleines Dorf. Der Hunger nagte. Statt etwas zu verdienen, musste ich nun etwas erbiten. Das verlangte Mut - aber der Magen siegte. Ich betrat eine Bäckerei und sagte, dass ich kein Geld hätte, aber fragte, ob sie mir trotzdem ein Brot geben könnten. Die Frau schaute kurz zum Chef, der schweigend nickte. Sie holte ein großes Baguette aus dem Korb und packte es sogar ordentlich ein. Ich bedankte mich, überrascht, wie einfach es war.

Etwas weiter fand ich einen Käseladen. Ich zeigte das Brot und fragte, ob ich ein Stück Käse bekommen könnte. Der Mann hinter der Theke zögerte keine Sekunde, schnitt ein großes Stück ab und reichte es mir. So ein großes Stück Käse hatten wir nie gekauft - viel zu teuer.

Mit neuer Zuversicht ging ich in einen kleinen Lebensmittelladen. Draußen lagen Äpfel. Ich zeigte auf einen und fragte, ob ich einen haben dürfte. Der Verkäufer nahm eine Plastiktüte, füllte sie mit Äpfeln, warf noch ein paar Orangen dazu und sagte nur: „Toma“ - „Nimm.“

Ich verbeugte mich leicht, bedankte mich und ging weiter. An einem Trinkbrunnen setzte ich mich.

Brot, Käse, Obst.

So viel bekommen - ohne etwas zurückgeben zu müssen.

Es rührte mich mehr, als ich sagen konnte. Was mich am meisten traf, war die Selbstverständlichkeit dieser Geste. In

diesem Moment fühlte ich mich als Mensch gesehen. Verletzlich, sichtbar, abhängig - und vielleicht gerade deshalb willkommen.

Als ich das Dorf wieder verließ und erneut durch die Felder streifte, hielt plötzlich ein Auto an. Der Fahrer kurbelte das Fenster herunter und fragte, wohin ich wolle.

„Keine Ahnung“, sagte ich.

Unterwegs erzählte ich ihm von meiner Mission. Er wollte mir sofort Geld geben, doch ich lehnte ab. Meine einzige Regel: kein Geld. Er verstand es. Es gab eine seltsame Art von Macht - abhängig sein, aber dennoch nein sagen können.

Je später es wurde, desto dringlicher wurde die Suche nach einem Schlafplatz. Ich konnte mich nicht einfach irgendwo hinlegen, wie wir es gewohnt waren, denn ich hatte keinen Schlafsack. Mein Überlebensinstinkt lief auf Hochtouren. Als es bereits dunkel war, hörte ich in der Ferne Musik. Näher dran kam sie aus einem Haus, in dem eine Gruppe junger Leute feierte. Vor der Tür stand ein Mädchen.

Sie hatte mich schon gesehen und winkte mich hinein. Sie stellte sich vor und führte mich in den Garten, wo etwa fünfzehn Jugendliche um ein Lagerfeuer saßen. Musik dröhnte aus Boxen, es wurde gelacht, getrunken. Über das Feuer hinweg rief sie, dass sie mich von der Straße auflesen habe.

„*Unser Mystery Guest!*“

Alle schauten auf, lachten, und luden mich ein, dazuzukommen.

Mein Spanisch war inzwischen gut genug, um Gespräche zu verstehen und mitzuhalten. Als ich erzählte, dass ich ohne Geld und Besitz unterwegs war, fanden sie es

großartig. Sie feuerten mich an, gaben mir Getränke, boten mir Essen an. Sie machten Platz. Ich gehörte dazu.

Als die Musik leiser werden musste, tauchte eine Gitarre auf. Es wurde gesungen. Ich spielte mit, sang ein paar Lieder. Die Stimmung wurde warm und intim.

Diese Nacht schlief ich in einem Gästezimmer. Am Morgen bekam ich ein belegtes Brötchen für unterwegs.

So zog ich von Dorf zu Dorf, von Süden nach Norden und wieder zurück. Überall Essen, überall Willkommen. Restaurants gaben mir Mahlzeiten. In Bars durfte ich weitertrinken. Man wollte mir helfen - mit Kleidung, Nahrung, Ratschlägen, Geld. Manche hielten mich für einen Pilger auf dem Weg nach Santiago. Vielleicht war ich das auch. Denn langsam begann ich zu begreifen, was diese Reise wirklich war. Kein Experiment. Kein Trick. Sondern eine Übung im Vertrauen.

Die Begegnungen unterwegs bekamen beinahe etwas Sakrales. Ein Stück Brot, eine Geste, ein Blick - es wurde kostbar. Nicht wegen des Wertes, sondern wegen dessen, was es bedeutete: dass man existieren durfte. Dass man, auch ohne etwas bieten zu können, willkommen war. Immer wieder wurde mein Bild vom Mitmenschen neu justiert.

Und dann waren da diese kleinen Wendungen - ein plötzliches Fest, eine Einladung, eine Mahlzeit, ein Abend in der Bar. Dinge, die sich als Gnade darboten, weil ich dafür offen war. Das lernte ich: Wer alles loslässt, empfängt manchmal mehr, als er je zu erbitten gewagt hätte. Und genau darin lag die Schönheit: ein unsichtbares Netz der Menschlichkeit, das einen immer wieder auffing, ohne dass jemand es verlangte.

Nach etwa zwei Wochen begann die Magie nachzulas-

sen. Die Routine schlich sich ein. Erwartung verdrängte Verwunderung. Und in dem Moment wusste ich: Es reicht.

Diese Wochen lehrten mich, dass der Boden des Daseins kein Abgrund ist, sondern ein Feld, auf dem man manchmal aufgefangen wird. Unerwartet. Liebevoll. Von Menschen. Durch ihre Güte. Das gab Frieden.

Ich hatte gefunden, was ich suchte. Eine Grenze war verschoben. Ich kehrte zurück zu Reme, zur Höhle, zu unserem Leben über der Stadt. Der Sommer stand kurz bevor und hatte seine eigene Prüfung: Durchhaltevermögen.

Sommerhitze

Die Hitze Andalusiens war erbarmungslos. Es war mein erster Sommer in Granada und kaum auszuhalten. Selbst in der Höhle, wo es normalerweise dank der dicken Erdschicht darüber kühl blieb, hing jetzt eine schwüle Wärme. Draußen lief man gegen eine Wand, so heiß war es. Kälte lässt sich leichter bekämpfen als Wärme - besonders unter unseren Umständen, ohne Strom, Ventilator oder Klimaanlage.

Zum Glück blieben die Abende und Nächte auf dieser Höhe einigermmaßen kühl. Es ging vor allem darum, den Tag durchzustehen.

An solchen Tagen zog es mich öfter in die Stadt, wo es vor Leben nur wimmelte. Immer mehr Straßenkünstler und Musiker strömten nach Granada. Manche reisten allein, andere als Paare oder in ganzen Gruppen, die auf der Straße ihr Geld verdienten.

So war eine Gruppe Engländer angekommen, die mit einem Reisebus durch Europa fuhr. Sie boten eine

komplette Straßentheatershow mit Zirkusnummern dar. Auf der Plaza Bib Rambla traten sie auf: Feuerspucken, Akrobatik, Stelzenlaufen, Jonglage, ein Clown - alles mit geschminkten Gesichtern, bunten Kostümen und verrückten Perücken. Sie wussten genau, wie sie ein Publikum packen mussten. Ihre Späße kamen an, und das zeigte sich im Hut.

Ich habe sie ein paar Mal in ihrem Bus besucht. Alles war bis ins Detail organisiert: eine Küche, Schlafplätze, ein Holzofen, Sitzecke, Toilette, Dusche, Stereoanlage - alles. Es schien mir herrlich, mit so einer Gruppe durch Europa zu reisen. Doch je länger ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir: Allein zu reisen passte doch besser zu mir.

Costa del Sol

Wenn die Hitze in Granada zu stark wurde, fuhren Reme und ich an die Costa del Sol. Vor allem auch, um etwas zusätzliches Geld zu verdienen. Dann spielte ich draußen bei Restaurants. Das brachte in kurzer Zeit oft mehr ein als stundenlanges Spielen auf der Straße.

Aber es gehörte nicht zu meinen liebsten Tätigkeiten. Ich fühlte mich verletztlich - so sichtbar, so ausgesetzt den Blicken der Gäste auf den Terrassen. Jedes Mal kostete es Überwindung, mich dort hinzustellen. Manchmal bekam ich Bemerkungen ab: herablassend, höhnisch. Die trafen mich stärker, als ich zugeben wollte.

Dann stand ich dort mit meiner Gitarre, direkt am Rand der Terrasse. Ich balancierte auf einer Grenze. Meine Finger fanden die Saiten, meine Stimme setzte ein. Aber innerlich herrschte Chaos.

Ich versuchte, mich abzuschotten. Von der Umgebung,

von den Blicken, von der Feindseligkeit. Denn so fühlte sich die Welt in solchen Momenten an: feindlich. Das Unvermögen, die Erwartungen zu erfüllen - die bitteren Früchte meiner Kindheit, und wieder kämpfte ich dagegen an. Jeder Blick fühlte sich wie ein Urteil an. Abgewandte Augen, unterdrücktes Lachen, spöttische Bemerkungen - sie drangen ein wie Nadeln, kalt und scharf.

Es war ein Kampf, der nach außen hin unsichtbar blieb. Ich lächelte, nickte, wenn jemand den Daumen hob, machte zwischen zwei Liedern einen Scherz. In Wirklichkeit war es Überleben.

Nachdem ich meine Lieder gespielt hatte, blieben Blicke haften, und oft dauerte es eine Weile, bis ich sie abschütteln konnte.

Und dennoch hielt ich stand. Jedes Mal. Als würde jede Note ein Stück Würde zurückerobern - ein kleiner Sieg in einem Krieg, den niemand sah.

Aber der innere Kampf hielt mich nicht auf. Wir zogen weiter von Badeort zu Badeort, und abends schliefen wir meist am Strand. Es fühlte sich auch ein wenig wie Urlaub an. Am Meer, zwischen den Touristen, lebten wir kurzzeitig in einer anderen Welt. Manchmal, wenn wir gut verdient hatten, gönnten wir uns ein Essen - ein seltener Luxus.

So balancierten wir zwischen Stränden und Straßen, zwischen Arbeit und Vergnügen.

Zurück in Sacromonte blieben wir eine Zeit lang auf dem Berg und lebten von dem Geld, das wir verdient hatten, bis die Realität uns zwang, das Straßenleben wieder aufzunehmen.

In der Stadt sah ich dann oft neue Gesichter.

Ein schwedischer Straßenmusiker, der mit seiner Freundin an der Plaza Bib Rambla spielte, sie auf einer Decke sitzend, mit einer Thermoskanne Tee neben sich. Ein

Säufer, der Passanten beschimpfte, wenn sie ihm nichts gaben. Ein französisches Bettlerduo, von denen der eine ständig „algo“ rief, während der andere schweigend dabeistand.

Manche blieben nur einen Nachmittag, andere wochenlang. Schicksalsgenossen, Wandernde, Träumer, Menschen, die irgendwo ausgestiegen oder herausgefallen waren - jeder mit seiner eigenen Geschichte, seinem eigenen Kampf. Und manchmal blieb einer von ihnen hängen - jemand, der langsam Teil unseres täglichen Lebens wurde. So tauchte eines Tages Sid auf: ein deutscher Teenager.

Sid

Er stand zunächst eine Weile am Rand des Platzes, halb im Schatten einer Mauer verborgen. Sein Blick glitt immer wieder kurz zu uns, aber sobald wir zurückschauten, sah er weg. Er schien noch abzuwägen, ob er sich näher herantraute.

Als er schließlich zu uns kam, sah ich ihn richtig: mager, blauem Irokesenschnitt, Ohren und Lippen mit Sicherheitsnadeln durchstochen. Seine ärmellose Jeansjacke war voller Bandaufnäher und der unvermeidlichen Punk-Parole: *No Future*. Um die Hüften trug er einen Gürtel mit Metallabzeichen, darunter eine grün gestreifte Hose, die bis über seinen abgewetzten Soldatenstiefeln ausfranst. Er nannte sich Sid, nach seinem Idol Sid Vicious.

Sid machte nichts auf der Straße: keine Musik, kein Theater, nur Betteln. Er hatte zu Hause Probleme mit seinem Vater und war weggelaufen. Eine Zeitlang war er durch Frankreich gezogen, aber dort fand er keinen Halt. Nun war er in Granada. Auf gut Glück. Es gefiel ihm hier.

Er tauchte immer öfter auf, häufig aus dem Nichts, in

der stillen Hoffnung, dass seine Anwesenheit einfach als willkommen gelten würde. Er setzte sich nie direkt zu uns, hielt erst etwas Abstand, schräg am Rand des Gesprächs. Manchmal schaute er nur, mit diesem leeren, aber wach-samen Blick, den man bei denen sieht, die gelernt haben, auf Signale zu achten - auf Ablehnung, auf Öffnungen, auf Gefahr.

Wenn Reme ihn ansprach, hellte er sichtbar auf. Er verstand ihr Spanisch nicht, aber ihr Ton, ihre Art, da zu sein - das berührte etwas in ihm. Reme sprach nicht in Worten, sondern in Wärme. In etwas, das man fühlte, unab-hängig von der Sprache.

Dann saß er etwas gerader, sein Blick wurde klarer. Er begann über früher zu sprechen, über seinen Vater, über sein Leben in Deutschland. Nicht als Klage, eher als Erklärung. Es klang wie eine Rechtfertigung für sein Umherziehen.

Seine Art, Kontakt zu suchen, war etwas unbeholfen. Manchmal zeigte er etwas, das er gefunden hatte, manchmal stellte er Fragen, die nirgendwohin führten. Aber hinter allem steckte dieselbe Sehnsucht: gesehen zu werden, gehört zu werden, die stille Hoffnung, irgendwo dazuzugehören. Vorsichtig, fast entschuldigend.

Er war gern bei uns. Besonders mit Reme verstand er sich gut. Sie spürte sofort, was er brauchte. Er kam dann auch regelmäßig vorbei.

Bei mir war er zurückhaltender. Er sah zu mir auf, das merkte ich, wagte es aber nicht zu zeigen. Ich war auch strenger mit ihm. Ich warnte ihn, dass man auf der Straße etwas schaffen musste, etwas tun, sonst würden die Versu-chungen einen verschlingen.

„Beschäftige dich“, sagte ich. „Sonst geht es schief.“

Er nahm meine Worte ernst. Das nächste Mal brachte er

ein Pfeifchen mit, das er aus Ton geformt hatte. Als er es mir zeigte, hielt er es mit beiden Händen, als sei es etwas Kostbares. Seine Augen glänzten. Stolz, angespannt, erwartungsvoll. Er sagte kaum etwas - das war seine Art - aber alles an ihm bat um Anerkennung. Ein Nicken. Ein Kompliment. Etwas.

Ich sah mir das Pfeifchen an und wusste nicht, was ich sagen sollte. Es war schief, bröckelte am Rand. Ungeschickt geformt. Aber er hatte sich offensichtlich für mich hingestellt und es gemacht.

Ich antwortete wie ein Vorarbeiter: Es musste besser sein, wenn es überhaupt jemand benutzen sollte. Meine Worte fielen wie Steine. Sein Gesicht verzog sich kaum, doch etwas zerbrach. Eine dünne Schicht riss zwischen Hoffnung und Erinnerung.

Er nickte noch. Sagte, dass er es verstand. Aber seine Augen wurden stumpf. Die Enttäuschung war spürbar. Als ob etwas Altes und Schweres in ihm berührt wurde - das vertraute Gefühl: *Ich kann es nie richtig machen.*

Ich bereute es sofort. Sid war so zerbrechlich, dass jede Ablehnung wie ein Keulenschlag wirken konnte. So jung, und schon auf der Straße - das war gefährliches Terrain. Er suchte etwas bei mir. Brüderliche Unterstützung, auch weil ich Deutsch sprach. Aber ich konnte sie ihm nicht geben. Ich kämpfte selbst mit so vielen Unsicherheiten. Die Stabilität, die er suchte, hatte ich selbst nicht.

Danach kam er seltener. Manchmal saß er in der Ferne, unter anderen. Wir grüßten uns noch, vage, auf Distanz. Leise war etwas zerbrochen, das wir beide spürten.

Vielleicht hatte es nichts mit Sid zu tun - oder alles. Manchmal dachte ich, dass sein Blick mir etwas spiegelte, das ich selbst zu vermeiden suchte - dass sein Schmerz auch meiner war, und ich damit kaum umgehen konnte.

So wie Sid kämpfte ich um etwas Unsichtbares: die Anerkennung, dass man zählt.

Ich fragte noch manchmal nach ihm, wie es ihm ging. Aber ich wusste eigentlich schon, dass er weitergezogen war - nicht zu einem anderen Ort, sondern in eine andere Geschichte, in der ich nicht mehr vorkam.

Ab und zu dachte ich plötzlich an ihn - seine Enttäuschung, mein Versagen.

Der Zusammenbruch

Der Sommer ging zu Ende. Die tropischen Temperaturen waren vorbei. Trotzdem fuhren wir noch einmal an die Küste - um Geld zu verdienen, aber auch weil ich einen Pass beim niederländischen Konsulat in Málaga holen wollte. Ich hatte fast drei Viertel eines Jahres ohne gelebt, und niemand hatte mich in der ganzen Zeit nach einem Ausweis gefragt. Damit hatte ich Glück gehabt. Aber ich spürte, dass es Zeit wurde. Vielleicht gäbe da etwas in mir, etwas, das ich damals noch nicht benennen konnte.

Auf dem Rückweg bekam ich einen Zusammenbruch.

Wir trauten Richtung Granada. Es wurde dunkel. Wir kamen nicht weiter. Am Straßenrand, in einem Maisfeld, fanden wir eine offene Lichtung. Dort beschlossen wir zu schlafen.

Am nächsten Morgen wachten wir in fremder Scheiße auf. Überall um uns herum. Wir lagen mitten drin. Menschenscheiße.

Da brach etwas.

Das Leben, das ich führte - die Straße, die Aussichtslosigkeit, das Gefühl, nirgendwo dazuzugehören - schlug wie ein Schwert auf mich ein. Dieser Fleck im Feld war nicht nur schmutzig; er war ein Spiegel. Das war meine Realität.

Meine Erniedrigung. Ich hatte versagt. Aus mir war nichts geworden. Ich war nicht fähig, ein normales Leben zu führen, geschweige denn mich selbst oder andere glücklich zu machen. Ein Versager. Nichts wert, hier zu sein.

Ich sah keinen Ausweg mehr. Alles war sinnlos. Warum lebe ich? Warum bin ich überhaupt auf der Welt? Ich hatte nicht darum gebeten. Wer oder was tat mir das an? Dieses verfluchte Dasein.

Der Tod schien mir in diesem Moment willkommener als das Leben. Nichts zu sein - das fühlte sich wie Befreiung an. Ich sank auf die Knie. Die harte, klumpige Erde rieb an meinen Beinen. Ich weinte mit allem, was ich hatte, bis meine Stimme unter Schmerz und Frustration versagte. Alles in mir ließ los. Keine Worte mehr. Keine Hoffnung. Keine Zukunft.

Reme wusste nicht, was sie sah. Sie versuchte, mich zu beruhigen; ich stieß sie weg. Ich wollte meinen Schmerz allein tragen.

Aber wir mussten weiter. Trampen ging nicht - wir stanken zu sehr. Das wollten wir keinem Autofahrer zumuten. Der Strand lag ein paar Kilometer entfernt. Dort würden wir sicher einen Süßwasserhahn finden, um unsere Kleidung zu waschen. Und uns selbst.

Die folgenden Tage lief ich wie ein Schatten herum. Ich bestand nur noch aus Fragen ohne Antwort. Warum bin ich hier? Wer hat dieses Leben für mich gewählt? Ich hatte nie darum gebeten. Warum musste ich das dann durchmachen?

Es gab keine Richtung, keinen Rahmen, kein „deshalb“. Nur das rohe Bewusstsein, dass ich existierte. Das Leben um mich herum ging weiter, aber es war, als hätte ich mich davon gelöst. Ich sah Menschen reden, lachen, essen, arbeiten; es berührte mich nicht. Da stand eine Mauer zwischen mir und der Welt.

Und Gott - wo war er? Was war übrig von dem Vertrauen, das ich in ihn aufgebaut hatte? Der Glaube, der mich früher getragen hatte, hing nun wie ein durchtrennter Faden über mir. Keine Verbindung. Kein Zeichen. Kein Trost. Nur Stille.

Aber gerade in dieser Stille begann etwas zu leben. Nicht plötzlich. Kein Erkenntnismoment, kein Lichtstrahl. Etwas Kleines.

Ein Geruch. Eine sanfte Brise am Morgen. Ein Vogel, der direkt neben mir landete, ohne Angst. Ein Kind, das mich anschaute und grundlos lächelte. Gitarrenklänge aus Sacromonte.

Die Dinge begannen, sich mir wieder zu zeigen. Keine Antworten. Nur Anwesenheit. Als Zeichen, dass noch etwas da war. Dass ich noch da war.

Allmählich kam wieder Raum. Ich durfte Zeuge von etwas sein, das sich weiter entfaltete, auch ohne mein Verständnis. Die großen Fragen verschwanden nicht, aber sie taten weniger weh. Sie verlangten keine Lösung mehr. Sie durften sein. So wie ich auch sein durfte.

Langsam rappelte ich mich auf. Ein paar Wochen später steckte ich wieder in meiner alten Routine - als wäre nichts geschehen. Alles wirkte normal, bis die nächste Krise sich ankündigte.

Auseinander gewachsen

Zwischen Reme und mir hatte sich etwas verändert. Was früher selbstverständlich gewesen war - die Nähe, die Gemeinschaft, die Gegenseitigkeit - war verblasst. Wir lebten noch zusammen, teilten aber immer weniger. Die Wärme war noch da, aber ohne Feuer.

Diese Distanz war nicht plötzlich entstanden. Schon

länger war da etwas, das zwischen uns schief stand, etwas, das wir beide spürten, aber nie wirklich benannten.

Sie war liebevoll, treu und geduldig, aber manchmal zu folgsam. Sie ging in allem mit, was ich tat, ohne selbst Richtung zu geben. Ich vermisste die Reibung, die entsteht, wenn jemand widerspricht, herausfordert, einen schärfer macht. Unsere Gespräche blieben oft im Praktischen hängen: wo wir Wasser holen würden, ob wir genug Holz hatten, was wir essen würden. Es waren selten die Gespräche, die ich im Geheimen brauchte - über Bücher, Ideen, die größeren Fragen des Lebens.

Reme dagegen träumte von Kindern, von einer gemeinsamen Zukunft. Ich konnte mir das nicht vorstellen. Für eine Familie auf der Straße sah ich keine Perspektive, eher eine Unmöglichkeit - vielleicht sogar Verantwortungslosigkeit. Abgesehen davon war ich einfach nicht so weit.

Manchmal saßen wir beim Essen und schwiegen, weil wir nichts zu sagen wussten. Die Löffel klirrten gegen die Schalen, und das war das einzige Geräusch.

Sie konnte über etwas lachen, das sie selbst gedacht hatte, aber ich fragte nicht mehr nach. Die Neugier, die früher selbstverständlich war, war verschwunden. Und wenn ich etwas erzählte, das mich beschäftigte, schien sie es zu hören, ohne es wirklich zu verstehen, als würden meine Worte in ihren Ohren verfließen, bevor sie die Chance hatten, durchzudringen. Auf ihrem Gesicht lag ein sanftes, höfliches Lächeln, aber dahinter spürte ich Distanz - eine unsichtbare Mauer aus Gedanken, zu der ich keinen Zugang mehr hatte.

Langsam wurde klar, wie weit unsere Denk- und Erlebniswelten auseinander lagen. Wir lebten zusammen, aber in zwei getrennten Leben, die sich immer weiter voneinander entfernten, ohne dass wir Worte dafür fanden.

Unsere Beziehung ähnelte zunehmend der von Geschwistern: fürsorglich, vertraut, aber ohne den Funken, der uns einst zusammengeführt hatte. Wir kümmerten uns umeinander, aber die Rollen waren festgelegt. Sie sah in mir denjenigen, der die Entscheidungen traf, wusste, wohin wir gehen mussten, sie beschützen würde. Doch ich wollte diese Rolle nicht. Ich wollte Gleichwertigkeit. Es war keine gemeinsame Reise mehr.

Manchmal sah ich sie an und versuchte, das alte Gefühl zurückzuholen. Aber wie sehr ich auch suchte, es kam nicht wieder. Stattdessen vollzog sich eine leise, aber unübersehbare Wandel: weg von ihr - als stünde irgendwo in der Ferne bereits eine Tür einen Spalt offen.

Der Bruch

In dieser Zeit begegnete ich Cyrille, einem englischen Mädchen, das für eine britische Firma arbeitete und sich für die Höhlen interessierte. Wir waren uns ein paarmal begegnet, wenn ich auf der Straße spielte. Sie war klein, ein wenig mollig, mit einem hübschen Gesicht und schwarzem, lockigem Haar. Obwohl sie freundlich war, fand ich sie ziemlich zudringlich. Sie konnte sich aufdrängen, stellte persönliche Fragen, als gäbe es keine Grenzen. Das irritierte mich, aber ich ließ es geschehen.

Sie war immer ordentlich gekleidet und passte überhaupt nicht zu uns. Ich fragte mich, was sie eigentlich von mir wollte. Wir vereinbarten, dass sie einmal in der Höhle vorbeikommen durfte. Es gefiel ihr großartig, und danach tauchte sie noch ein paarmal unangekündigt auf. Beim letzten Mal war ich allein dort. Dann wurde klar, dass es ihr um mich ging. Sie ließ keinen Zweifel an ihren Absichten. Sie wusste, dass Reme hier wohnte, aber das ließ sie kalt.

Das fand ich respektlos. Für wen hielt sie sich eigentlich? Dass ich sie Reme vorziehen würde? Ich bat sie zu gehen und sagte ihr, dass sie hier nicht mehr willkommen sei.

Inzwischen dachte Reme, dass ich etwas mit "der Engländerin" haben könnte. Sie ließ mir über Charlotte ausrichten, dass ich gern eine Beziehung mit Cyrille anfangen dürfe - solange ich nur bei ihr blieb.

Es war keine Anschuldigung, kein Streit. Sie sagte es, als wäre es das Normalste der Welt, beinahe freundlich. Aber gerade das traf mich. Es zeigte, wie weit wir uns schon voneinander entfernt hatten. Früher hätte sie mich angesehen, meine Hand genommen, etwas gefragt oder ausgesprochen. Jetzt kam ihre Nachricht über einen Umweg, als ein seltsamer Kompromiss.

Das war für mich der endgültige Bruch. Wir verstanden einander nicht mehr. Dass sie sich so sehr aufopfern wollte, konnte ich nicht begreifen: sich selbst vollständig auslöschen, solange ich nur blieb, und mich glauben lassen, ich sei es wert, alles dafür aufzugeben.

Das war ich nicht. Ich wollte sie nicht erniedrigen - und noch weniger wollte ich, dass sie sich selbst erniedrigte. Das traf mich tief. Die Distanz, die zwischen uns gewachsen war, wurde jetzt endgültig.

Abschied von Reme

Mein Abschied ließ noch eine Weile auf sich warten, aber er war unvermeidlich. Als ich zum letzten Mal den Berg hinunterging, wurde meine Last mit jedem Schritt leichter. Meine Liebe zu ihr war noch da. Gleichzeitig sah ich endlich, dass wir einander nicht geben konnten, was wir brauchten. Die Last der vergangenen Monate voller Zweifel,

Schuldgefühle und widersprüchlicher Wünsche begann langsam von mir abzufallen.

Hinter mir lag Sacromonte weiß und reglos am Hang, unauslöschlich im Morgenlicht.

Damit wir nicht vergessen

Ich fühlte Erleichterung, aber auch eine Art Trauer.

Wir hatten es nicht geschafft.

Die Leere ließ sich nicht füllen.

Unsere Liebe reichte nicht aus.

Doch über die Wunden des Verlustes

bildete sich ein neuer Weg - in die Zukunft.

Mit einem neuen Verlangen - einem neuen Schmerz.

Damit wir nicht vergessen.

Damit wir nicht vergessen - wer wir sind.

Hungerstreik

Langsam begann es zu mir durchzudringen: Ich war wieder frei, ohne zu wissen, dass die nächste Stadt meine Freiheit sofort auf die Probe stellen würde.

Mein Plan war, nach Norden zu reisen. Das Motorrad wartete auf mich. Wie ich die Reparatur bezahlen sollte, wusste ich nicht, und es war mir auch egal. Das Ding stand inzwischen sinnbildlich für einen Teil von mir, den ich unterwegs verloren hatte. Aber gut, das kam später. Zuerst reisen. Schritt für Schritt, Stadt für Stadt.

Der erste Halt wurde Cartagena. In einer Einkaufsstraße fing ich an zu spielen. In Spanien weiß man nie genau, wo

Straßenmusik erlaubt ist. Meine Methode war einfach: anfangen und sehen, was passiert. Wenn es nicht erlaubt war, würden sie mich schon wegschicken.

Alles schien in Ordnung. Mehrere Polizisten gingen vorbei, ohne etwas zu sagen.

Dann tauchte plötzlich ein Mann in Zivil auf, begleitet von einem Beamten in Uniform. Der Erste - klein, reizbar, sichtbar frustriert - zeigte auf mich und rief: „*Pedir, pedir!*“

Betteln. Seiner Ansicht nach bettelte ich.

Jeder konnte sehen, dass ich Musik machte. Ich hielt keine Hand auf, bat nicht um Geld. Trotzdem beharrte er darauf. Der Polizist in Uniform stand etwas verlegen daneben, als würde er es selbst nicht ganz verstehen, und versuchte vergeblich, seinen Vorgesetzten zu beruhigen.

Ich musste meine Sachen zusammenpacken und mit ihnen zur Wache gehen.

Dort nahmen sie mir alles ab. Ein Polizist brachte mich in eine Zelle im Keller.

„Du wirst später verhört“, sagte er.

Nach ein paar Stunden saß ich dem Chef gegenüber, der sofort lospolterte. Betteln. Landstreicherei. Störung der öffentlichen Ordnung. Er schob mir mein Taschenmesser über den Tisch und beschuldigte mich des verbotenen Waffenbesitzes. Ich schwieg, sah ihn nur an und tat so, als würde ich kein Spanisch verstehen. Sollen sie ruhig einen Dolmetscher holen.

Der Beamte in Uniform saß daneben und schüttelte bei den Anschuldigungen sichtbar den Kopf. Als der Chef kurz weg war, flüsterte er auf gebrochenem Deutsch, dass er mehrmals in Heidelberg Urlaub gemacht hatte.

„Dort gibt es überall Straßenmusiker, und niemand macht daraus ein Problem.“

Auch er verstand die ganze Aufregung nicht.

Ein Dolmetscher war angefordert worden, würde aber erst am nächsten Tag kommen. In der Zwischenzeit saß ich in der Zelle. Sie boten mir etwas zu trinken und ein Brötchen an. Ich lehnte ab. Aus Abscheu. Allein der Gedanke, dass ich hier eingesperrt war, weil ich Musik gemacht hatte, ekelte mich an.

„Ich nehme von diesem Mann lieber nichts an, ich würde eher sterben“, dachte ich.

So begann mein Hungerstreik.

Meine Zelle blieb die ganze Nacht über leer, aber die Sammelzelle nebenan füllte sich: Betrunkene, Junkies. Sehen konnte ich sie nicht, aber hören umso mehr. Je später es wurde, desto lauter wurde es: Johlen, Schreien; Frust, der sich am Gitter entlud, das sie von der Freiheit trennte.

Ich saß auf der Betonbank unter grellem Neonlicht, das ununterbrochen brannte. Die Luft hing schwer und roch nach Desinfektionsmittel, brannte im Hals.

Ich meditierte, wollte mich von diesem Raum, diesem Körper, dieser absurden Realität lösen. Manchmal gelang es - ganz kurz - und es schien, als wäre ich entkommen. Aber ich konnte die Konzentration nicht halten.

Ich versuchte zu schlafen, in der Hoffnung, dass die Nacht vorbei wäre, wenn ich aufwachte. Doch meine Mitgefangenen ließen es nicht zu: Immer wieder schreckte ich durch ihren Lärm hoch. Was blieb, war das Warten auf den befreienden Morgen. Währenddessen dehnte sich jede Sekunde aus, wie das grelle Licht, das anhaltend brannte - trocken, hart, gnadenlos.

Unter allem pochte eine stille Wut. Ein Gefühl von Ungerechtigkeit, von Demütigung, vor allem wegen der Absurdität der Situation. Verhaftet wie ein Bettler, obwohl ich Musik machte. Reduziert auf etwas Verdächtiges, etwas Störendes, das beseitigt werden musste. Ich weigerte mich,

mich dem zu beugen. Mein einziger Widerstand: nichts essen, nichts trinken.

Erst spät am nächsten Morgen holten sie mich zum Verhör ab. Ein Dolmetscher war anwesend, doch sein Englisch war miserabel. Manchmal übersetzte er etwas völlig anderes, als gesagt wurde. Das meiste verstand ich selbst gut genug und musste mir verkneifen, ihn zu korrigieren, sonst hätte ich mich verraten.

Der Chef war noch immer wütend, als hätte ich ihm persönlich etwas angetan. Der Kollege in Uniform war wieder dabei. Das beruhigte mich etwas. Er verstand mich wenigstens. Die Anschuldigungen wurden wiederholt, mit derselben Schärfe wie am Vortag. Aber ich blieb hart. Ich starrte stoisch vor mich hin und bestritt alles.

Sollen sie doch tun, was sie wollen, dachte ich.

Schließlich hatte der Chef keinen Beweis. Er ließ mich gehen. Allerdings bekam ich ein Dokument: Ich musste Spanien binnen zehn Tagen verlassen.

Als ich hinausging, zerknüllte ich den Zettel und warf ihn demonstrativ in den Müll.

Diese Nacht war nichts Sensationelles - ich war nicht gefoltert worden, nicht geschlagen. Aber es war die Demütigung, die sich einschlich, die Einsamkeit, die an dir nagt, wenn du erkennst, dass du für die Außenwelt nichts bedeutest. Ein namenloser Körper hinter Gittern, für den niemand einsteht.

Und doch brach ich nicht. Ich hielt an dem Einzigsten fest, was mir geblieben war: meiner Würde. Kein Brötchen, kein Nicken, keine Geste der Unterwerfung. Nur die Stimme in mir zählte.

Große Not

Als ich das Polizeirevier verließ, war mir schwindelig. Nicht wegen der Freiheit - die war noch nicht zu mir vorge-drungen - sondern weil ich seit über vierundzwanzig Stunden nichts gegessen oder getrunken hatte.

Alles in mir schrie nach Flüssigkeit: An der ersten Stra-
benecke sah ich einen kleinen Supermarkt. Ohne nachzu-
denken ging ich hinein und kaufte einen Liter Orangensaft.
Draußen, auf dem Bürgersteig, riss ich ihn auf und trank
ihn in einem Zug leer. Das hätte ich besser nicht getan.

Zuerst Erleichterung - dann schlug es um. Mein Magen
rebellierte heftig. Eine Welle von Krämpfen durchfuhr
mich. Ich musste auf Toilette - sofort. In Panik rannte ich in
eine Bar. Der Barkeeper sagte, die Toilette sei "kaputt". Das
sagten sie oft zu Obdachlosen oder Straßenmusikanten, also
glaubte ich es nicht. Ich ging nach hinten. Tür zu. Ich
murmelte eine Entschuldigung und ging wieder hinaus. Die
Panik stieg.

Auf der Straße schaute ich verzweifelt um mich: keine
öffentliche Toilette. Keine Bars. Kein Restaurant. Nur eine
brennende Sonne und heißerer Asphalt. Ich ging weiter,
immer schneller. Der Druck in meinem Unterbauch war
unerträglich. Dann sah ich gegenüber eine Autowerkstatt.

„Die haben sicher ein Klo“, dachte ich, und rannte
hinüber.

„¡Baño, baño!“ rief ich, während ich hineinlief.

Ein Mechaniker sah mich an, erfasste die Lage sofort
und zeigte wortlos auf eine Tür direkt neben dem Eingang.

Aber es war schon zu spät. Kaum hatte ich die Tür
geschlossen, passierte es. Alles kam heraus. In die Hose, die
Beine hinunter - eine endlose Flut. Scham, Erleichterung,
Verzweiflung - alles zugleich.

Zum Glück war es nicht nur eine Toilette, sondern auch eine Dusche. Ich zog alles aus, stellte das Wasser an und versuchte, auch meine Kleidung unter dem Strahl irgendwie sauber zu bekommen. Die Männer in der Werkstatt mussten sich gefragt haben, was ich da drin trieb. Erst nach einer halben Stunde trat ich wieder heraus - meine nassen Klamotten tropften auf den öligen Werkstattboden.

Der Mann, der mich hineingelassen hatte, kam auf mich zu. Ich entschuldigte mich für die Umstände und wollte ihm etwas Geld geben. Aber er lehnte lächelnd ab.

„Buena suerte“, sagte er.

Privatsphäre

Entlang der Ostküste reiste ich wieder nach Norden. Dieselbe Strecke, die ich gekommen war. Erst Alicante, dann Richtung Barcelona. Ich war noch nie dort gewesen und war neugierig auf die Stadt. Im Zentrum schlenderte ich umher, und mir fiel auf, wie viele Obdachlose es gab. Natürlich wusste ich das - jede Großstadt hat sie - aber hier drang es erst wirklich zu mir durch, wie sichtbar und gleichzeitig unsichtbar sie sind.

Ich hatte die Freiheit, zu wählen. Ich lebte nicht auf der Straße. Ich bewegte mich darin, aber konnte jederzeit heraus. Für viele gab es diese Möglichkeit nicht mehr. Sie hatten den Anschluss an die Gesellschaft verloren, und es gab keinen Weg zurück. Dann wird das Leben hart. Auf der Straße gibt es keine Ruhe. Die Nacht bringt keine Stille. Es gibt ständig Licht, Lärm, Bewegung. Immer ist jemand in deiner Nähe.

Doch jeder Mensch braucht einen Ort, an dem er ungestört er selbst sein kann, wo niemand zuschaut oder urteilt. Wer auf der Straße lebt, hat diesen Luxus nicht. Man kann

nirgendwo wirklich allein sein. Alles, was privat sein sollte, spielt sich öffentlich ab. Das macht die Außenwelt zu etwas, wovon man sich abschneiden muss. Und dabei hilft es, wenn man benebelt ist. Alkohol, Drogen - ein Schleier, der einen vor dem ständigen Blick der anderen schützt.

Ich sah einen Obdachlosen, der in einem Park masturbierte, während Passanten an ihm vorbeigingen. Nicht provozierend, verdeckt, aber dennoch sichtbar. Was normalerweise in einem sicheren, privaten Raum geschieht, spielte sich hier auf dem Gras ab. Weil er nichts anderes hatte. Seine Grenzen waren verschwunden, aufgelöst im öffentlichen Raum. Die Straße war zu seinem Wohnzimmer geworden.

Und mir wurde bewusst, dass das, was wir „asozial“ nennen, vielleicht nichts anderes ist als ein Spiegel unseres eigenen Verhaltens – nur eben hinter verschlossenen Türen. Was sonst verborgen bleibt, wird auf der Straße sichtbar. Ungefiltert. Roh. Schonungsloser als wir es gewohnt sind.

Jumping the Trains

Barcelona ließ ich schnell hinter mir. Nach einer Mitfahrgelegenheit bis an die französische Grenze kam ich in Perpignan an, wo ich beschloss, eine neue Art des Reisens auszuprobieren. Warren hatte mir einmal erzählt, wie er ganz Frankreich durchquert hatte, ohne zu bezahlen - *jumping the trains*, versteckt in Zügen. Das wollte ich auch.

Am Bahnhof studierte ich den Fahrplan und sah, dass in dieser Nacht ein Zug nach Genf fuhr.

„Den muss ich erwischen“, dachte ich.

Der Zug bestand aus einem Sitzwagen, einem Speisewagen und Schlafabteilen. Von diesen wählte ich ein leeres Abteil mit vier Liegen - zwei auf jeder Seite. Ehrlich gesagt

wusste ich nicht genau, was ich tun sollte. Der Zug fuhr los, und ich saß noch immer allein dort. Aber der Schaffner konnte jederzeit auftauchen. Ich musste mir etwas einfallen lassen.

Über der Tür befand sich eine breite Gepäckablage. Etwas höher als die oberen Liegen, über die ganze Breite des Abteils. Dort war genug Platz für mich zum Liegen, und ich konnte auch mein Gepäck dort verstauen. Ich kletterte nach oben, schob meine Gitarre neben mich und tauchte aus dem Licht weg.

Später am Abend kamen Passagiere herein. Erst einer, dann noch einer. Wahrscheinlich waren sie zuvor im Speisewagen gewesen, denn der Zug hatte nirgendwo gehalten. Beide hatten wenig Gepäck und nutzten die Ablage, auf der ich lag, nicht. Bis dahin lief alles gut.

Dann kam noch ein Mann herein, zusammen mit dem Schaffner. Er hatte zwei Koffer dabei und wollte sie auf die Ablage über der Tür legen. Doch Gitarre, Tasche und ich selbst lagen im Weg. Der Schaffner versuchte, etwas Platz zu schaffen, aber es ging nicht. Ich machte mich so klein wie möglich und drückte mich ganz nach hinten, das Herz pochte mir im Hals. Zu meiner großen Erleichterung gaben sie schließlich auf.

Nun lagen drei Männer in den Betten; eines war noch frei. Ich überlegte, ob ich mich dort hinlegen sollte - mein Platz war alles andere als bequem - aber ich ließ es bleiben. Mitten in der Nacht kam noch jemand herein, wieder mit dem Schaffner. Er wollte sein Gepäck bei mir abstellen, aber der Schaffner machte deutlich, dass dort kein Platz war.

Ich schlief nur halb, zusammengerollt wie eine Katze. Als ich aufwachte, lag das Abteil bereits im Morgenlicht. Die Passagiere gingen sich waschen; einer blieb. Zu meiner Überraschung erkannte ich ihn: ein Schweizer, den ich ein

paar Mal in der Reithalle gesehen hatte. Sein Name war mir entfallen, aber ich wusste, dass er mich ebenfalls erkannte.

Ich zögerte kurz, räumte ein paar Sachen beiseite und sprach ihn an. Erst Erschrecken, dann Wiedererkennen - ein Lächeln. Ich kletterte herunter und setzte mich neben ihn. Draußen zogen grüne Hügel vorbei. Ich erzählte ihm meine Geschichte.

„Wir sind gleich da“, sagte er. „Wahrscheinlich kommt keine Kontrolle mehr.“

Er lächelte. „Tu einfach so, als würdest du mich hier besuchen.“

Die anderen kamen nach und nach zurück, aber niemand wunderte sich über etwas. Als wir Genf erreichten, war ich ein ganz normaler Passagier. Ich sorgte dafür, als Letzter das Abteil zu verlassen, damit ich meine Sachen ohne fremde Blicke aus dem Gepäckfach holen konnte.

Gemeinsam gingen wir zur Passkontrolle, wo mein Bekannter mit seinem Ausweis problemlos durchkam. Wir verabschiedeten uns. In Bern würden wir uns sicher wiedersehen. Bei mir dauerte es länger.

Ein Zollbeamter holte mich aus der Reihe und stellte mir allerhand Fragen. Wohin ich wolle, ob ich Leute in der Schweiz kenne, ob ich Geld habe, ob ich Drogen dabeihabe. Er versuchte, Druck aufzubauen, indem er andeutete, es sei doch offensichtlich, dass ich Drogen konsumierte.

„Rauchst du nie einen Joint?“, fragte er.

Ich sagte, dass ich überhaupt nicht rauche. Was auch stimmte - zumindest keine Zigaretten. Das andere ging ihn nichts an. Er blätterte in meinem Pass, blieb bei "Henderikus" hängen und stellte die Verbindung zu Jimi Hendrix her. Meine wilde Haarpracht und eine Gitarre auf dem Rücken müssen dieses Bild verstärkt haben. Ich sagte, dass

ich nicht im Entferntesten Jimi Hendrix sei und auch nicht die Ambition dazu hätte.

Er sah mich schweigend an, klappte meinen Pass zu, gab ihn mir zurück und bedeutete mir, dass ich gehen konnte.

Momente mit Bädu

Am Nachmittag kam ich in Bern an. Zuerst ging ich kurz in die Reithalle, bevor ich weiter zum Q-Hof in der Lorraine lief, zu Bädu. Dieses Mal war er zu Hause.

In meiner Beziehung zu Bädu lag immer etwas Rätselhaftes. Eine Art stilles Einverständnis, das nie ausdrücklich ausgesprochen wurde, aber dennoch spürbar war. Er war keiner, der dich mit offenen Armen empfing, und trotzdem fühlte ich mich willkommen. Seine Wärme zeigte sich in Gesten - ein Nicken, eine Tasse Tee, ein Schlafplatz auf dem Dachboden. Und der Raum, den er dir ließ, du selbst zu sein.

Die Zeit im Freakhotel lag hinter uns. Aber er war immer noch derselbe Bädu. Wechselnd gastfreundlich und abwesend, manchmal fast verschlossen in seiner eigenen Welt. Aber inzwischen wusste ich: Das war keine Ablehnung, das war einfach seine Art. Und solange ich das verstand, kamen wir gut miteinander aus. Keine Erwartungen, kein Druck. Nur ein bisschen Unterschlupf in der Nähe eines Menschen, der ebenfalls nicht in vorgezeichnete Linien passte.

Vielleicht war das auch unser Band: eine gemeinsame Rastlosigkeit. Eine Sehnsucht nach etwas Echtem, ohne genau zu wissen, wo es war. Und eine instinktive Abneigung gegen glatte Lebenswege. Bädu hatte seine Kunst, seine Musik, seinen eigenen Pfad. Ich hatte meinen - der ab und zu in seiner Nähe auftauchte, ohne bleiben zu müssen.

Ich erzählte ihm von meiner Reise durch Spanien und von dem Motorrad, das ich hier zurückgelassen hatte. Es musste repariert werden, aber ich hatte kein Geld. Bädermeinte, in der Reithalle würden Arbeiter für die Renovation gesucht. Fünfzehn Franken pro Stunde. Kein Reichtum, aber genug, um das Motorrad wieder hinzubekommen.

Ich durfte wieder im Dachzimmer schlafen.

Plattenleger

Für das Projekt brauchten sie jemanden, der ein Pissoir und einige Toiletten fliesen konnte. Ich hatte noch nie eine Fliese gesetzt, sagte aber sofort zu. Sie müssten es mir nur zeigen. Einer der Jungs erklärte mir die Grundlagen: Linien anzeichnen, Kleber mit einer gezahnten Spachtel auftragen, Fliesen mit einer Schnur dazwischen setzen, danach verfugen und mit einem Schwamm sauber wischen. Es schien überschaubar. Ich legte los.

Nachdem ich sicher war, Arbeit zu haben, ging ich zur Garage, um nach meinem Motorrad zu fragen. Es stand noch da. Die Reparaturkosten waren etwas geringer als gedacht - zweitausend statt zweitausendfünfhundert Franken. Mit dem Besitzer vereinbarte ich, ihm wöchentlich einen Betrag zu bringen. Ich arbeitete sechs Tage und zahlte jedes Mal fünfhundert Franken ab. Nach vier Wochen gehörte das Motorrad wieder mir.

Ich war erleichtert, aber irgendwie fühlte es sich auch zwiespältig an. All die Arbeit, all das Geld - und wofür? Ich hätte es für vieles andere nutzen können als für dieses „blöde“ Motorrad.

Es stand da wieder. Repariert, poliert, bereit loszufahren. Ich nutzte es noch - aus Bequemlichkeit, für die Kilometer. Aber die alte Freude kam nicht zurück.

Die Arbeit in der Reithalle ging weiter, auch wenn ich nun weniger Stunden machte. In meiner freien Zeit fuhr ich manchmal durchs Land: um den Genfersee, nach Gstaad - den Spielplatz der Reichen. Die Schweiz war wunderschön, sauber, geordnet. Vielleicht zu sauber. Hier passte alles - und trotzdem fehlte etwas.

Leute wie Bädu, seine Freunde und die Besetzer in der Reithalle bildeten eine Art Gegenbewegung. Der Reichtum des Landes, sagten sie, komme zu einem großen Teil vom Bankgeheimnis. Es ziehe schmutzige Geldströme an. Kriminelle, Diktatoren, dubiose Firmen - alle konnten hier ihr Kapital verstecken. Manche nannten es *„einen Pakt mit dem Teufel“*.

Gleichzeitig hatte die Schweiz unbestreitbare Stärken: das soziale Netz. Niemand wurde hier fallen gelassen. Wenn man stürzte, wurde man aufgefangen. Es gab Programme, Weiterbildung, Unterstützung. Und Demokratie - direkte Demokratie. Das Volk konnte selbst über Vorlagen abstimmen. Sie könnten sogar das Bankgeheimnis abschaffen. Aber am Ende blieb doch alles beim Alten.

Über den angeblichen Reichtum der Schweizer hatte Bädu eine trockene Sicht: *„Sobald sie ein Auto und ein Haus haben, sind sie wieder arm.“*

Pumpies suchen

Bädu wollte wieder einmal nach Kuba reisen. Er schlug vor, dass ich solange seinen Job übernahm: Spritzen aufsammeln. *Pumpies suchen*, wie er sagte. Jeden Morgen lief er durch einen Teil der Stadt und sammelte gebrauchte Spritzen ein, die Junkies weggeworfen hatten. Vor allem die Sandkästen der Spielplätze mussten vor Schulbeginn

sauber sein. Niemand wollte, dass ein Kind sich daran verletzte.

Ich übernahm den Job gern. Und ich durfte seine Wohnung nutzen. Ein Segen nach dem Dachzimmer. Er blieb zwei Wochen weg, und solange hatte ich alles für mich allein.

Die Arbeit war leicht. Früh aufstehen störte mich nicht - danach konnte ich ja wieder schlafen. Das Gebiet lag nicht weit vom festen Treffpunkt der Abhängigen. Anders als in vielen Städten Europas waren die Junkies hier nicht über Gassen und Bahnhöfe verstreut. In Bern sammelten sie sich an einem Ort: dem Schänzli.

Das Schänzli wirkte wie eine offene Wunde in der Stadt - sichtbar, halb ignoriert. Eine Wiese auf einem Hügel, umgeben von einer hohen Hecke, wie eine beinahe symbolische Grenze zwischen der geordneten Welt und dem Verfall. Am Eingang stand ein steriles Gebäude, in dem man sich sicher spritzen konnte.

Was sich dort abspielte, hatte etwas von einem offenen Inferno. Jungs und Mädchen, viele kaum erwachsen, standen herum wie leere Hüllen. In ihren Blicken war jedes Leben verschwunden. Sie wirkten wie eine einzige, graue Masse - erschöpft, gebrochen, abgekoppelt. Für Touristen war es fast eine Sehenswürdigkeit: ein Blick in den menschlichen Abgrund. Die verlorenen Kinder einer Generation.

Doch die Schweizer Behörden gingen einen anderen Weg als Repression. Die Erfahrung hatte gezeigt, dass Härte nichts brachte. Man schuf Räume, in denen Konsum geduldet wurde: sicher, mit Essen, Trinken, sauberen Spritzen und Kondomen. Die Strategie war klar: weg aus dem Straßenbild, näher an Betreuung und Hilfe. Eine pragmatische Form von Mitgefühl.

Meine Arbeit als Spritzensammler gehörte dazu.

Gefährliche Reste mussten so schnell wie möglich verschwinden. Keine Risiken, keine Belästigung.

Aber während ich meine Runde drehte, ließ mich eine Frage nicht los: Wie konnte es sein, dass in einem der reichsten, bestorganisierten Länder der Welt so viele junge Menschen durch alle Raster fielen? Wo war etwas schiefgegangen?

Der Bankräuber

Die Tage vergingen ruhig. Frühe Morgenrunden mit Zange und Eimer, durch Sandkästen und Hecken. Danach war ich frei. Ab und zu half ich in der Reithalle mit oder arbeitete zeitweise in einem Plattenladen. Zwischendurch suchte ich alte Bekannte aus dem Freakhotel auf - Margot, Yamina - doch die meiste Zeit war ich allein.

Echte Zugehörigkeit fand ich hier nicht. Vielleicht lag es an mir. Irgendwie hatte sich eine Distanz eingeschlichen zwischen mir und der Welt. Als hätte ich unterwegs etwas zurückgelassen, das ich nicht mehr fand. Ich streckte die Hand nach Kontakt aus und zog mich gleichzeitig zurück. In der Schweiz, wo die Menschen von Natur aus reservierter sind, fühlte sich das noch stärker an.

Manchmal irrte ich herum, ohne es zuzugeben.

An einem Nachmittag lief ich bei der Reithalle einem anderen Niederländer über den Weg: Koos. Er wohnte in einem Dorf bei Zürich und lud mich ein, mal vorbeizukommen. Er spiele auch Gitarre, sagte er. Vielleicht könnten wir zusammen Musik machen. Das klang nach einer kleinen Öffnung. Also verabredeten wir uns.

Ein paar Tage später fuhr ich entspannt mit dem Motorrad durch die hügelige Schweiz zu seinem Haus. Kein alternatives Nest, sondern eine ordentliche Neubausiedlung

mit viel Glas. Seine Schweizer Freundin begrüßte mich freundlich.

„Das wird bestimmt ein gemütlicher Nachmittag“, dachte ich noch.

Der Eindruck verflog schnell. Die Musik lief stockend. Er spielte kaum Gitarre, hatte kein Rhythmusgefühl, hielt sich aber für großartig. Ich versuchte, das Ganze zusammenzuhalten. Als er vorschlug, gemeinsam in Kneipen aufzutreten, wusste ich: Das wird nichts. Ich dämpfte es vorsichtig, aber irgendetwas in meinem Ton traf ihn. Sein Gesicht verfinsterte sich; Spannung lag in der Luft.

Währenddessen kippte er ein Bier nach dem anderen. Ich blieb bei Wasser - wegen der Fahrt. Je mehr er trank, desto geschwätziger wurde er. Stolz erzählte er, dass er vor Jahren mit einem Freund ein Postamt in den Niederlanden überfallen hatte: achthunderttausend Beute, nie erwischt. Seinen Anteil hatte er in zwei Jahren durchgebracht.

„Vor allem für Sexclubs“, grinste er. „Es war eine großartige Zeit.“

Doch danach kamen die Probleme. Als das Geld weg war. Er hatte sich an ein Leben mit viel Geld gewöhnt, und mit einem normalen Job konnte er das nicht halten. Also begann er mit Drogenhandel. Davon lebe er jetzt. Er prahlte mit seinem Einkommen. Ich fühlte mich immer unwohler. Ich wollte das alles gar nicht wissen.

Sein Tonfall änderte sich. Aufdringlicher. Er dachte, dass ich ihm nicht glaubte. Er wollte beweisen, dass er Erfolg hatte, dass er klug war, dass er gut lebte. Ich spürte, wie er sich selbst hochschaukelte, empfindlich gegenüber jedem Wort, jeder Geste. Dann sagte er plötzlich, er habe vor einer Stunde eine LSD-Pille genommen.

Mir wurde kalt. Jetzt war er wahrscheinlich völlig unberechenbar. Ich musste hier weg. Seine Freundin war schon

gegangen, und ich saß allein mit einem instabilen Mann - groß, breit, impulsiv. Keiner, mit dem man Streit wollte.

„Ich zeig's dir“, sagte er abrupt und verschwand in einem anderen Zimmer. Er kam mit einem Karton zurück, voll mit Hundertfranken Scheinen.

„Fünfzehntausend Franken“, sagte er und schüttete das Geld auf den Tisch.

„Siehst du? Jetzt glaubst du's, oder?“

Ich nickte, versuchte ruhig zu bleiben.

Doch nachdem das Geld eine Weile offen da lag, schlug seine Selbstsicherheit in Panik um. Hektisch stopfte er die Scheine unter seinen dicken Wollpullover. Mit einem Bauch wie eine Schwangere stand er einen Moment ratlos da. Dann verschwand er auf die Toilette. Als er zurückkam, war sein Bauch flach. Es fiel mir auf - kurz - aber ich dachte nicht weiter darüber nach. Ich wollte nur noch weg.

Ich versuchte ihn zu überzeugen, dass ich jetzt wirklich gehen musste, aber er ließ nicht locker. Für ihn hatte er sein Ziel noch nicht erreicht. Mich hatte er nicht überzeugt. Er wollte noch allerlei Dinge sagen, doch ich wartete nicht ab, nahm meine Sachen und ging.

Zwei Tage später in der Reithalle sagte jemand, ein Niederländer suche mich. Er behauptete, ich hätte ihm 15.000 Franken gestohlen. Und wenn ich das Geld nicht zurückbringe, würde er mich umbringen. Ich erschrak. Ich hatte nichts von ihm genommen.

Erst da fiel der Groschen. Er war mit diesem dicken Bauch - voller Geld - aufs Klo gegangen. Und als er zurückkam, war er flach. War das möglich? Dass er, völlig benebelt, beim Pinkeln den Pullover anhob, das Geld fallen ließ... direkt in die Kloschüssel?

Und in seiner Verwirrung einfach gespült hatte?

Weg. Fünfzehntausend Franken.

Anders konnte ich es mir nicht erklären.

Die nächsten Tage war ich wachsam, mied die Reithalle. Laut anderen war er noch einmal aufgetaucht. Danach sah ich ihn nie wieder.

Nach Hause

Bädu kam aus dem Urlaub zurück, entspannt und voller Geschichten. Er bezahlte mir korrekt, was ich durch seinen Job verdient hatte. Kein Gerede, nur ein Händedruck, ein Nicken.

Für mich war die Entscheidung längst gefallen: Sobald er zurück war, würde ich gehen. Es war genug. Die Schweiz war wie eine Pause zwischen zwei Kapiteln - notwendig, aber nicht endlos. Ich spürte es schon länger: Es war Zeit, meine Familie wiederzusehen, zurückzukehren zu etwas Vertrautem.

Vielleicht nicht für immer. Aber für jetzt: ja.

DIE EWIGE STADT

ZEUGNISSE VON LICHT UND SCHATTEN

Wieder unterwegs

Im Herbst war ich zurück. Ich hielt mich mit Gelegenheitsjobs über Wasser, merkte aber schnell: ich passte hier nicht mehr hinein. Die Kluft, die es immer schon gegeben hatte, war nur noch tiefer geworden. Hier fand ich keine Seelenverwandten, niemanden, dem ich wirklich anvertrauen konnte, was in mir vorging.

Die alten Freunde waren verheiratet, einige hatten schon Kinder. Sie führten ein anderes Leben - so, wie es üblich ist. Arbeiten, heiraten, Nachwuchs. Das Tor öffnen für neue Seelen auf der Erde. Schön, aber nichts für mich. Ich wollte die Welt sehen. Meinen eigenen Weg gehen. Abenteuer.

Ich kannte jeden im Dorf, und jeder kannte mich, doch die Einsamkeit hier schnitt tiefer, als wenn ich allein durch die Straßen streifte wanderte. Mit den Menschen, die ich dort traf, spürte ich Verbundenheit. Bei ihnen konnte ich ich selbst sein. Je weiter unten sie auf der sozialen Leiter standen, desto mehr fühlte ich mich zuhause.

Der Winter rückte näher. Ich packte meine Sachen, hängte mir die Gitarre über die Schulter und zog los.

À Paris

„À Paris!“, rief ich den vorbei rasenden Autos zu, während ich mein Pappschild hochhielt. Direkt von meinem Heimatdorf aus setzte ich auf eine lange Mitfahrgelegenheit. Nach Paris. Nicht, weil ich dort bleiben wollte - ich wollte weiter. Erst an die Côte d’Azur, und dann würde ich weitersehen.

Die große Strecke wollte jedoch nicht recht klappen. Die meisten nahmen mich nur ein Stück mit. Dennoch wirkte das Schild: es machte die Autofahrer neugierig. Sie wollten wissen, wer ich war; meine Geschichte hören. Viele empfanden Sympathie. Einige fanden es mutig, dass ich so loszog.

Wenn ich dann erzählte, warum ich unterwegs war, machte ich meistens eine romantische Erzählung daraus. Ein Junge, der von Tag zu Tag lebt, mit seiner Musik seinen Lebensunterhalt verdient und von Stadt zu Stadt durch Europa zieht. Damit konnten sie etwas anfangen.

Sie war zu kompliziert - und ich wusste nicht einmal, ob ich selbst verstand, was da eigentlich in mir vorging.

Verführung auf dem Sofa

Am ersten Tag kam ich bis nach Belgien. Meine letzte Mitfahrgelegenheit war ein junges flämisches Paar. Als sie mir einen Schlafplatz anboten, zögerte ich keine Sekunde. Sie wohnten in Brügge, in einer kleinen Wohnung mit einem Wohnküchenraum, einem separaten Schlafzimmer und einer winzigen Dusche mit WC.

Abends war es gemütlich. Sie kochten für uns drei. Kurz

darauf hing der Duft von Pasta-Soße, Rotwein und etwas Süßlichem aus ihrem Parfüm im Raum. Draußen fiel die Nacht, drinnen lag warmes Licht über allem.

Nach dem Essen tranken wir Wein auf dem Sofa. Das Mädchen zeigte auffallend viel Interesse. Sie saß neben mir, ihre Knie berührten meine, wenn sie sich mit einer neuen Frage zu mir drehte. Ich fühlte mich frei, leicht, unterwegs. Der Gast, der Fremde, der Geschichtenerzähler. Sie hing an meinen Lippen - wollte alles wissen.

Sie war verführerisch; ihr Blick blieb zu lange, ihr Lächeln ebenso. Manchmal legte sie eine Hand auf mein Knie; ihre Fingerspitzen glitten über meine Schulter. Jede Berührung jagte einen kleinen Stromstoß durch mich. Ich spürte, wie meine Grenzen verrutschten, Atemzug für Atemzug.

Ihr Freund schwieg und beobachtete alles wie ein Schatten. Sie schien sich daran nicht zu stören. Zwischen ihnen hing eine Spannung - drückend, als ob etwas *fast* geschah.

Ich versuchte locker zu bleiben, Abstand zu wahren, doch das Verlangen kroch unter meine Haut. Es beschämte mich. Ich war ihr Gast - wie kam ich überhaupt auf solche Gedanken?

Da fiel mir ein, dass ich etwas bei mir hatte. Etwas, um die Spannung zu lösen: ein kleines Stück Hasch. Mit ihrer Erlaubnis drehte ich einen Joint; wir rauchten zu dritt. Das brachte etwas Ruhe hinein. Die Stimmung wurde träge. Es war, als hätte jemand das Licht gedimmt und die scharfen Kanten des Abends waren verschwunden. Nicht viel später gingen die beiden ins Schlafzimmer. Ich blieb auf dem Sofa.

Am nächsten Morgen war die Anziehung verschwunden, wie etwas, das nie existiert hatte. Wir frühstückten zusammen. Danach brach ich auf und ging in die Stadt. Brügge lag still und alt da. Mittelalterlich fast. Dieses fried-

liche Bild hielt noch einen Moment an, bis mich die Reise wieder über Autobahnen und Tankstellen weiterführte.

Strip Search

Ich hielt Kurs Richtung Frankreich. Spät am Nachmittag setzte man mich an einem kleinen Grenzposten ab, irgendwo auf dem Land. Am Schlagbaum kam ein Zöllner heraus. Er winkte mich hinein.

Scheiße.

In der kleinsten Tasche meiner Jeans, direkt unter dem Gürtel, steckte das Stück Hasch. Mein Herz raste. Was, wenn sie es fanden? In Frankreich konnte das übel enden. War ich nicht etwas leichtsinnig gewesen?

Ich musste meine Taschen leeren und den Rucksack auf die Theke legen. Alles, Stück für Stück. Währenddessen suchte ich fieberhaft nach einem Plan. Ich schob ihm den Rucksack zu - eine stumme Aufforderung, dass er ihn selbst öffnen sollte. Er weigerte sich. Offenbar nicht seine Aufgabe. Er schob ihn wieder zurück. Ein kleines Machtspiel. Vielleicht war das zu meinem Vorteil. Seine Aufmerksamkeit blieb beim Rucksack.

Ich öffnete ihn langsam und nahm alles heraus. Meine Gitarre steckte in meinem Schlafsack; auch den schob ich ihm hin, wieder mit diesem „mach du mal“-Gestus. Wieder verweigerte er. Er blätterte in meinen beiden Büchlein, die ich immer auf Reisen dabei hatte, ignorierte aber die Gitarre völlig. Die blieb, wo sie war.

Ich leerte meine Taschen: erst die linke, dann die rechte. Das Stück Hasch behielt ich bis zuletzt und ließ es, zwischen Daumen und Zeigefinger, geräuschlos fallen - direkt vor meine Füße, knapp hinter der Kante der Theke. Er bemerkte nichts.

Kurz darauf musste ich in einen Hinterraum. Dort stand ein Arzt - oder jemand im weißen Kittel, mit Handschuhen. Ich musste die Hose ausziehen und dem Zöllner geben. Er drehte die Taschen demonstrativ um und sah mich an. Dann musste auch die Unterhose runter. Ich beugte mich vor. Der Arzt warf einen kurzen Blick auf meinen Hintern, ohne jede Berührung. Dennoch fühlte es sich wie eine pure Erniedrigung an.

Ich bekam meine Hose zurück. Alles schien in Ordnung. Ich war sauber. Mein Gepäck lag ordentlich auf der Theke. In mir kochte es.

Das Hasch lag immer noch da. Sichtbar, wenn man genau hinsah. Ich wollte es unbedingt mitnehmen. „Unbeholffen“ sammelte ich meine Sachen ein und ließ „aus Versehen“ mein Taschentuch fallen - direkt auf das Haschstück.

„Pardon,“ murmelte ich.

Ich bückte mich, hob beides auf und ließ es in meiner Hosentasche verschwinden.

Ohne ein Wort verließ ich das Gebäude.

Ich fühlte Erleichterung - und Stolz. Ich hatte das System ausgetrickst. Doch gleichzeitig kamen die Fragen.

Wer hat das Recht, einen zufälligen Reisenden zu zwingen, eine solche Demütigung zu ertragen, bevor er weiter darf? Wie sehr war ich verstrickt in ein System, das ich nicht einmal kannte? Hasch rauchen, oder kein Hasch rauchen. Wer entschied darüber, was ich meinem Körper zumuten darf - und was nicht? War ich überhaupt Herr über mich selbst?

Als ich den Grenzposten hinter mir ließ, brodelte die Wut noch. Die Erniedrigung klebte an meiner Haut; die Fragen ratterten weiter. Aber ich war durch. Das restliche Hasch war wieder sicher in meiner Tasche. Ich war ein freier Mann - solange es dauerte.

Speeder

Vor mir lag eine kurvige Provinzstraße, mit gekrümmten weißen Pfeilen auf dem Asphalt, die Autofahrer mahnten, auf ihrer Spur zu bleiben. Ich lief mit erhobenem Daumen, Rucksack und Gitarre auf dem Rücken. In der Ferne krächte ein Hahn.

Nicht viel später hielt ein schneller italienischer Wagen. Die Tür ging auf. Hinter dem Steuer saß ein junger Franzose.

„Je suis Cédric,“ sagte er.

Ich stieg ein.

Vom ersten Moment an raste er über den Asphalt, als hätte er die Polizei im Nacken. Wir schossen über schmale Straßen, die Landschaft flog vorbei. Der Wagen brummte und knurrte - wild und kraftvoll. Ab und zu nahm er quietschend eine blinde Kurve. Ich sah ihn an, leicht nervös. Er bemerkte es, grinste und sagte mit schwerem französischem Akzent: „I’m a speeder.“

Seltsamerweise tröstete mich das. Er machte das wohl öfter. Er wusste, was er tat - hoffte ich.

Es wurde dunkel. Die Scheinwerfer gingen an, seine Geschwindigkeit blieb gleich. Im Schimmer des Armaturenbretts erzählte ich ihm von der Kontrolle - inklusive des Moments, in dem ich die Hose herunterlassen musste.

„They are crazy,“ sagte er verächtlich.

Ich musste lachen. Seine Abneigung gegen Autoritäten tropfte aus jedem Wort. Das sprach mich an. Stolz zeigte ich ihm das Haschstück. Er sah hinüber und grinste breit.

„Let’s make joint.“

„Im Auto?“

„Oui, oui. You can stay at my house tonight. Pas de problème.“

Es fühlte sich an wie ein stilles Abkommen - und ich ging gern darauf ein. Trotzdem zögerte ich. Einen Joint im fahrenden Geschoss rauchen? Vielleicht nicht die beste Idee. Aber ich wollte ihn nicht enttäuschen. Ich dachte: Ich dreh mir einen, nehme mir Zeit dafür und mache nicht zu viel rein. Vielleicht sind wir dann schon fast da.

Eitle Hoffnung. Wir waren noch lange nicht in seinem Dorf. Wir rauchten, und es schlug sofort ein. Ich war total breit. Hatte ich doch zu viel genommen? Oder lag es am leeren Magen? Der Geschwindigkeit? Der Spannung?

Und er?

Er musste doch auch völlig von der Welt sein? Dennoch fuhr er weiter, als würde er die Formel 1 anführen. Das Unglück in Schottland schoss mir durch den Kopf. Ich erschrak. Ich bat ihn, langsamer zu fahren.

„Total control.“

Er sah mich an - gab noch mehr Gas.

Mir blieb der Atem weg. Ich musste ihm vertrauen.

Zum Glück wachten die Engel über uns, und wir kamen heil an.

Wir bogen in einen Feldweg ein und erreichten einen alten Bauernhof, irgendwo im Nirgendwo. Cédric öffnete ein schmiedeeisernes Tor und fuhr auf den Hof, eingerahmt von vier Gebäuden. Das Hauptgebäude stand vor uns wie ein Kloster aus vergangenen Zeiten: vergitterte Fenster, verblichene Ziegel, dicke Mauern. Auch im Dunkeln hatte es etwas Idyllisches.

„Gehört das alles dir?“ fragte ich überrascht.

„Oui.“

Drinnen blieb mir der Mund offen. Ein Wohnzimmer mit einem höheren und einem tieferen Bereich, verbunden durch eine halbrunde Steintreppe. Eine hölzerne Balustrade, schwere Deckenbalken, rote Kacheln auf dem Boden,

eine Säule mit Schnitzwerk. Alles zeugte von handwerklichem Können.

Die Küche ging fließend in den Wohnraum über. Holz, Stein, Schmiedeeisen - keine billige Ware. Bei einer gemauerten Wand stand ein massiver Holzofen.

„Was für ein Haus,“ sagte ich leise.

Cédric erzählte stolz, dass er den Hof für einen Spottpreis gekauft hatte. Eine Ruine. Zusammen mit seinem Vater, einem Schreiner, hatte er fünf Jahre daran gearbeitet. Noch war nicht alles fertig, aber was fehlte, machte er selbst.

Ein Schlagzeug stand im Raum. Und eine E-Gitarre.

„Let’s play music,“ schlug er vor.

Ich war sofort dabei. Die Spannung der Fahrt löste sich in dieser behaglichen Umgebung. Wir rauchten noch einen Joint - was ich kurz darauf bereute. Ich wurde erneut viel zu stoned. Nicht einmal das Stimmen der Gitarre gelang mir. Jedes Mal, wenn ich zwei Saiten zusammen anschlug, verwechselte ich Grund- und Obertöne. Frustrierend.

Trotzdem ließ ich nicht locker. Ich wollte unbedingt Musik machen. Nach einer Weile klappte es. Wir improvisierten etwas Jazz. Cédric erwies sich als ein großartiger Schlagzeuger - präzise, lebendig, sensibel. Der Wein kam auf den Tisch, und obwohl ich ziemlich müde war, wurde es doch ein langer Abend.

Zwei nette Herren

Am nächsten Morgen setzte mich Cédric bei der Autobahn Richtung Paris ab. Wir verabschiedeten uns mit einem festen Händedruck. Seine Augen funkelten noch vom Vorabend voller Musik, Hasch und Wein.

Die Sonne stand tief über dem Asphalt, als ich wieder den Daumen hob. Die Fahrt nach Paris verlief ruhig. Keine

Raser mehr, keine Joints im Auto. Gut so. Mein Kopf brauchte Ruhe.

Mein erstes Abenteuer in der Lichtstadt lag schon Jahre zurück. Seitdem war ich bestimmt zehnmal wieder dort gewesen. Nie lange, meist nur ein paar Tage. Auch diesmal hatte ich nicht vor zu bleiben. Paris sollte nur eine Zwischenstation sein.

Dachte ich.

Etwa hundert Kilometer vor Paris nahmen mich zwei Männer mittleren Alters mit. Das Auto roch nach Leder und Aftershave. Das Interieur war geräumig, klassisch und makellos. Die Männer waren freundlich und zuvorkommend, mit dieser Zurückhaltung, die Menschen haben, die in besseren Kreisen verkehren. Ihr Englisch war ungewöhnlich gut.

Wir gerieten in einen langen Stau auf dem Ring. Die Langsamkeit des Verkehrs machte mich schläfrig. Die lange Nacht bei Cédric forderte ihren Tribut. Einer von ihnen bemerkte es und schlug vor, dass ich mit zu ihnen nach Hause komme, um mich etwas zu erholen. Ich stimmte zu. Ich stimmte zu. Nach dem Stau fuhren wir über breite Straßen durch Vororte voller Hochhäuser und Bürokomplexe.

Schließlich erreichten wir eine moderne Wohngegend mit klaren Linien und kubischen Bauten.

Wir hielten vor einem großen, luxuriösen Haus auf einem Hügel mit einer riesigen Glasfront und

Blick über die Stadt. In der Ferne ragte der Eiffelturm aus dem Dunst. *Die haben Geld*, dachte ich.

Drinnen lag alles genau an seinem Platz, streng geordnet und ungestört. Kein Durcheinander, keine herumliegenden Dinge. Wir tranken Tee an einem Marmortisch. Einer erzählte von seinem Architekturbüro und Kunden aus

aller Welt. Der andere blieb im Hintergrund, lächelte höflich und sagte wenig.

Die Atmosphäre war ruhig und höflich, doch unter der Oberfläche spürte ich etwas anderes - eine subtile, kaum greifbare Spannung, vielleicht etwas Sexuelles. Ich fühlte mich beobachtet; nicht feindselig, aber einen Tick zu aufmerksam.

Vielleicht bildete ich es mir ein. Vielleicht auch nicht.

Als sie anboten, dass ich bei ihnen schlafen könne, war ich müde genug, um ja zu sagen. Doch mein Instinkt sagte nein. Ihre Gastfreundschaft fühlte sich zu großzügig an, zu schnell. Als steckte etwas Unausgesprochenes dahinter.

Ich lehnte dankend, aber entschieden ab. Sie akzeptierten es ohne Widerstand. Einer zeigte mir den Weg zur nächsten Metrostation, einer oberirdischen Linie, auf der alle paar Minuten ein Zug ins Zentrum fuhr. Perfekt.

Draußen hing Regen in der Luft. Ich war erleichtert und fühlte mich gleichzeitig ein wenig schuldig.

Die Einladung

In der Metro ließ ich mich vom urbanen Stadtbild, das an mir vorbeizog, wegträumen. Aus dem Augenwinkel sah ich ein Mädchen, das ein Porträt von mir zeichnete. Sie hatte eine sanfte Ausstrahlung. Ich wollte sie ansprechen, doch als ich mich in ihre Richtung bewegte, stand sie auf und ging in den nächsten Waggon. Kein Porträt, kein Mädchen. *Warum nicht ein bisschen mehr Geduld*, dachte ich.

Ich hatte noch nie in Paris Musik gemacht. Das sollte ich eigentlich mal ausprobieren.

Bei Pont Neuf stieg ich aus und streifte durch die Straßen, auf der Suche nach einem guten Platz. Doch überall war es zu laut.

Ich sah eine Frau mit einer Gitarre zwischen den Terrassen entlanggehen. Sie trug einen verschlissenen, zu großen Mantel. Ihr Haar war schlampig zusammengebunden, das Gesicht gezeichnet von Müdigkeit - und einer gewissen Verbissenheit. Sie sang immer dasselbe Lied, sammelte mit einem Becher Geld ein, und verschwand wieder. Kein Blickkontakt, kein Lächeln. Scheu, hastig. Als wäre sie lieber woanders.

Sie strahlte etwas aus von jemandem, der oft und tief enttäuscht worden war. Der die Hoffnung aufgegeben hatte. Der von niemandem mehr etwas erwartete. Kein Mitgefühl, keine Gnade. Nicht in dieser großen Stadt.

Es berührte mich - diese völlige Abgeschnittenheit, die Einsamkeit, so deutlich in ihrem Blick und ihren Bewegungen. Es war pure Wiedererkennung. Sah ich in ihr das Ende eines Weges, den ich selbst schon ein gutes Stück gegangen war? War sie mein Zukunftsbild?

Mit ihr noch vor Augen stieg ich wieder in die Metro. Zeit, selbst zu spielen - irgendwo mit guter Akustik und weniger Lärm. Clever wäre gewesen, das gleich zu bedenken. Jetzt musste ich erneut ein Ticket kaufen. Jugendliche sprangen über die Drehkreuze, aber mit Rucksack und Gitarre war das keine Option.

Schließlich fand ich einen langen Gang. Nach einer Stunde spielen hatte ich genug verdient, um einen Zug zu nehmen, der mich weit genug aus Paris brachte, um weiter trampeln zu können.

Ich war gerade dabei, einzupacken, als eine Stimme neben mir auf Englisch sagte, dass er mich hatte spielen hören. Ein Franzose, etwa in meinem Alter. Er fragte, ob ich am Abend auf einer Feier ein paar Lieder spielen wolle. Sein Name war Clémence.

Clémence

Diesmal war ich nicht misstrauisch. Er hatte etwas Entwaffnendes. Offen, jovial, ein wenig schelmisch. Eine volle Lockenmähne, rundes Gesicht, runde Nase - ein Mensch, bei dem man automatisch lächeln muss. Ich fühlte mich sofort wohl bei ihm.

Wir nahmen zusammen die Metro zu seiner Wohnung in einem der Vororte. Er teilte das Apartment mit einem Mitbewohner, und ich durfte dort übernachten. Essen und Trinken waren geregelt.

Wir fuhren mit der Rolltreppe hinunter zur Metrostation. Jedes Mal staunte ich darüber, wie tief manche Linien lagen. Was für eine Arbeit musste das gewesen sein, von Hand gegraben, wie bei uns die Kanäle im Moor. Und dann die Sorgfalt, mit der die Stationen gestaltet waren - kunstvoll, charaktrevoll, liebevoll entworfen. Auch ohne Kenntnisse über Stilrichtungen sah man das handwerkliche Können.

Es ging gegen die Stoßzeit. Die Züge waren voll. Wir mussten stehen, aber nach ein paar Stationen wurde es etwas leerer. Wir redeten über alles Mögliche. Er machte einen Englischkurs und war froh über die Übung. Ab und zu fehlte ihm ein Wort, aber wir verstanden uns mühelos.

Je weiter wir fuhren, desto deutlicher fiel mir auf, dass die Mehrzahl der Fahrgäste dunkelhäutig war. Die fuhren zu den Außenbezirken. So weit mussten wir nicht; auf halber Strecke stiegen wir aus.

Die Umgebung bestand aus großen, knallbunten Wohnblöcken - grün, gelb, rot - jeweils mit Hunderten von Wohnungen. Dazwischen lagen Sportplätze, kleine Parks mit Sitzgelegenheiten, Spielgeräte und sogar ein Skatepark. Alles wirkte alt und war dringend renovierungsbedürftig.

Einige Jugendliche hingen in den Hauseingängen herum. Ein paar Mütter mit Kinderwagen saßen schweigend auf Bänken unter blattlosen Bäumen.

Der Aufzug war kaputt. Siebter Stock. Clémence fluchte.

„Am schlimmsten ist es für alte Leute und Mütter,“ sagte er.

Ob die Gegend gefährlich war?

„Ça va“, meinte er mit einem Achselzucken.

Wenn so viele Menschen auf engem Raum leben, passiert eben manchmal etwas. Aber meistens blieb es ruhig.

Sein Mitbewohner war schon zu Hause. Ein anderer Typ: ruhiger, etwas intellektuell, aber freundlich. Er hatte in London gelebt. Wir tauschten Erfahrungen aus. Dass ich Straßenmusiker war, wusste er zu schätzen.

Er selbst machte keine Musik, war aber ein leidenschaftlicher Zuhörer. In London war er, wie ich, oft auf Konzerten gewesen, mit einer Vorliebe für afrikanische Bands. Auch in Paris, dem Mekka afrikanischer Musik, ging er regelmäßig zu Auftritten.

Ich fühlte mich wohl bei diesen Jungs. Ungezwungen, entspannt - in einem Pariser Vorort. Wer hätte das gedacht?

Das Fest

An diesem Abend feierte Clémence seinen Geburtstag. Es kamen etwa zwanzig junge Leute. Freunde, Freundinnen. Die Stimmung war warm, locker, zivilisiert. Als es später wurde, war ich an der Reihe.

Ich bekam eine besondere Ankündigung, und Clémence erzählte, wie und wo er mich gefunden hatte. Natürlich auf Französisch, von dem ich nicht viel verstand. Aber klar war, dass er alles ausschmückte und mich wie einen außerge-

wöhnlichen Künstler darstellte, als sei meine Anwesenheit ein Geschenk.

Ich fühlte mich unwohl bei den Erwartungen, die er weckte, aber irgendwie fand ich es auch amüsant. So ernst war das alles ja nicht. Der Wein und die Gespräche mit den Gästen halfen. Die Stereoanlage wurde ausgeschaltet, ich nahm meine Gitarre und begann.

Als ich anfang zu spielen, setzten sie sich spontan auf den Boden. Das hatte ich nicht erwartet. Es war respektvoll. Ihre Aufmerksamkeit gab mir genau das Vertrauen, das ich brauchte.

Mein Abend war gerettet.

Die Wendung

Ich blieb noch ein paar Tage. Clémence hatte einen alten Renault 4, mit dem wir durch die Stadt rasten. Er wollte mir alles zeigen - und es war für ihn ein guter Vorwand, den ganzen Tag Englisch zu sprechen.

Der Wagen war ein Relikt. Er quietschte und knarrte in jeder Kurve, war übersät mit Beulen und Rostflecken, und an manchen Stellen war der Lack völlig verschwunden. Durch ein Loch im Boden sah man den Asphalt unter den Füßen vorbeiziehen. Starten ging nur über ein Gewirr von Drähten am Motor - die Motorhaube musste nicht einmal geöffnet werden, denn sie fehlte ohnehin.

Mir war schon aufgefallen, dass kaum ein Auto in Paris beulenfrei war. Aber dieser hier war eine Klasse für sich. Clémence tat alles, um der Polizei aus dem Weg zu gehen. Wäre er angehalten worden, wäre sofort Schluss gewesen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie ihn erwischten. Bis dahin fuhr er stur weiter.

Am dritten Tag wollte er Gras oder Haschisch besorgen.

Wir fuhren kreuz und quer durch die Stadt zu Freunden und Bekannten, aber niemand hatte etwas. Das bisschen Hasch, das ich hatte, war mit Cédric aufgeraucht. Clémence wurde ungeduldig; seine fröhliche Energie wich knappen Sätzen und stillen Momenten. Ich verstand auch nicht, dass man in einer Weltstadt wie Paris nicht einmal etwas Gras auftreiben konnte. In den Niederlanden wäre das kein Problem gewesen.

Am Ende landeten wir bei einer Freundin von ihm. Sie hatte kein Hasch - aber Heroin. Ich hielt mich zurück. Das war nicht meine Welt. Clémence sah das anders. In Indien hatte er eine Zeit lang konsumiert. Das war ein paar Jahre her, sagte er, aber er sei wieder offen dafür.

Ich versuchte, ihn umzustimmen. Wir würden schon etwas Gras finden; das hier musste nicht sein. Er sagte, er würde nur schnupfen. Als ob das irgendetwas besser machte. Als er trotzdem etwas mitnahm, wusste ich, dass es schiefgehen würde. Es lag etwas in der Luft - Distanz, Unzugänglichkeit. Als hätte ich ihn schon verloren.

Zu Hause dauerte es nicht lange. Er schnupfte. Und ich sah ihn sich verwandeln. Der fröhliche Draufgänger wurde plötzlich zu einem unsicheren, schüchternen Jungen, von dem nichts mehr ausging. Der Spaß, den wir miteinander hatten, war auf einen Schlag nur noch eine vage Erinnerung. Als wären Jahre vergangen. Es machte mich traurig - das würde nicht mehr gutkommen.

Am selben Tag verabschiedete ich mich von ihm. Das konnte ich nicht mitansehen.

Ich wollte weg aus Paris. Weg von Clémence. Weg von der Enttäuschung.

Bambussaxophone

In Gare de Lyon nahm ich den Zug nach Süden, als könnten Geschwindigkeit und Entfernung das Loch in mir schließen. Die Stadt verblasste wie ein kalter Traum hinter mir. Mein Ziel: die Route du Soleil, Richtung Mittelmeer. An einer der ersten Haltestellen außerhalb von Paris stieg ich aus. Auf mein Schild schrieb ich Lyon - und bald saß ich in der richtigen Richtung.

Es wurde dunkel. Und kalt. Aber auf der Autobahn konnte man im Grunde die ganze Nacht durchkommen. An Tankstellen sprach ich Autofahrer direkt an. Es gab auch Lastwagenfahrer, die nur nachts fuhren, um früh morgens ihre Ladung abzuliefern. Einer von ihnen nahm mich mit.

Noch bevor wir richtig unterwegs waren, zog er eine Bierdose aus der Kühlbox; dann noch eine, und noch eine. Die leeren Dosen flogen achtlos aus dem Fenster. Mir wurde flau.

„Auch eine?“ fragte er. Ich schüttelte den Kopf.

Ich redete mir ein, dass das für ihn Routine war; diese Strecke fuhr er bestimmt im Autopiloten. Was sollte schon passieren? Aber nach und nach veränderte er sich. Mit jedem Schluck wurde er gesprächiger - und lauter. Eine Lawine aus schnellem Französisch. Ich verstand nichts.

Das frustrierte ihn sichtbar. Sein Ton kippte. Die Blicke wurden kürzer, die Gesten schärfer. Ich spürte, dass er genug von mir hatte. Die Luft in der Kabine wurde schwer von Alkohol und Spannung.

Ich wollte so schnell wie möglich aussteigen. Er offenbar auch, denn an der nächsten Tankstelle schmiss er mich raus. Wortlos.

Ich war erleichtert.

Es war tief in der Nacht. Ich war hundemüde. Schlafen

ging nicht. Zu kalt, zu nass. Kein Schutz. Ich versuchte zu trampen - vergeblich. Der Nieselregen kroch mir den Nacken hinunter.

Meine Gedanken wanderten zu Clémence. Wie es ihm wohl ging? Warum hatte er wieder angefangen? Hätten wir etwas Gras oder Hasch gefunden, wäre das wahrscheinlich nicht passiert. Jetzt saß er wieder an diesem Zeug.

Ich fragte mich, was für eine Zukunft er hatte. War es ein Ausrutscher, oder würde er in zwanzig Jahren als verwahrlostes Wrack durch die Straßen taumeln-kaputte Zähne, ausgezehrtes Gesicht, auf der Suche nach dem nächsten Schuss? Ich befürchtete das Schlimmste. Dieser Gedanke ließ mich nicht los.

Ein großer Transporter hielt an der Zapfsäule. Deutsches Kennzeichen. KS für Kassel.

Versuchen wir's.

Ein Mann um die dreißig schaute auf, als ich ihn auf Deutsch ansprach. Er wirkte überrascht. „Fahren Sie Richtung Süden?“ fragte ich.

„Nach Italien sogar“, sagte er.

Er musterte mich.

„Musiker?“

„Ja. Straßenmusiker.“

Er zog den Zapfhahn aus dem Tank, lächelte kurz und winkte mich heran.

Ich stieg ein.

„Danke.“

Wir fuhren über eine verlassene Autobahn. Es gab keine Landschaft, nur das, was die Scheinwerfer zeigten: Asphalt, Leitplanke, ab und zu Bäume. Er hieß Mattias und transportierte Bambussaxophone. Davon hatte ich noch nie gehört, geschweige denn eines gesehen.

Es stellte sich heraus, dass es ein einfaches, aber cleveres

Konzept war: eine Bambusflöte mit Saxophonmundstück und Blatt - wie eine Blockflöte mit dem Klang eines Saxophons. Er gab mir eine.

„Spiel mal,“ sagte er.

Ich tat es. Verdammt. Es klang wie ein echtes Saxophon.

Mattias erzählte, dass er die Idee während einer Reise durch Asien bekommen hatte. Dort wurden sie viel benutzt: simpel, günstig, effektiv. In Europa kannte niemand das. Er sah eine Marktlücke. Zuerst baute er sie selbst, aber die Nachfrage wuchs, und mittlerweile ließ er sie in China produzieren. Der Transporter war voller Kisten mit Instrumenten. Die Distribution machte er selbst, entlang von Geschäften in Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Italien.

Paris hatte er gerade hinter sich. Jetzt ging es nach Lyon, dann Italien: erst Genua, dann Florenz. Auf dem Rückweg hatte er noch Lieferungen in Mailand und Zürich.

„Diese Runde bringt nicht viel ein“, sagte er. „Es geht mehr um die Promotion. Mal sehen, ob es dort auch ankommt.“

Ich sagte ihm, dass ich müde sei, und fragte, ob es ihm etwas ausmache, wenn ich mich hinlegte. Kein Problem. Er selbst schlief auch in dem Wagen und hatte eine Matratze zwischen den Kisten auf dem Boden.

„Leg dich einfach hin,“ sagte er. „Ich fahre weiter. Nachts ist es ruhig. Tagsüber habe ich schon geschlafen.“

Ich döste weg. Als ich wieder aufwachte, waren wir in Lyon. Es war früh - vielleicht halb sechs - aber der Ladenbesitzer war schon da. Während Mattias auslud, atmete ich die kalte Morgenluft, die mich wieder etwas klarer machte.

„Jetzt los, bevor der Verkehr losgeht,“ sagte er.

Ich hatte noch keinen Plan. Warum nicht Italien? Wir verstanden uns gut, und Mattias fand es auch ganz ange-

nehm, jemanden dabei zu haben auf so einer langen Strecke. Ich bot an, ein Stück zu fahren, wenn er müde wurde. Erst zögerte er, dann war er einverstanden.

„Auf der Autobahn ist es einfach geradeaus,“ sagte er. „Das geht schon.“

Also fuhr ich, während er hinten auf seiner Matratze lag, zwischen seinen Bambussaxophonen. An der italienischen Grenze übernahm er wieder das Steuer. Gegen Abend kamen wir in Florenz an. Dort trennten sich unsere Wege. Er drehte um, zurück nach Deutschland. Ich ging in die Stadt, um Musik zu machen.

Über den Straßen lag ein warmes Leuchten. Aus den Restaurants drang Frittier geruch. Auf den Terrassen klirrten Tassen auf Untertassen, Teller wurden serviert, Korken ploppten aus Weinflaschen. Gut aussehende junge Kellnerinnen in Schwarz und Weiß bewegten sich flink zwischen den Tischen hindurch, wichen ausgestreckten Beinen und Taschen aus. Sie lachten, nahmen Bestellungen auf, beugten sich zu Gästen, um etwas zu erklären oder einen Scherz zu machen. Aus einer Gasse ertönte das grelle Hupen eines Rollers, der sich durch das Gedränge schob. Ich überquerte einen Platz und ging in eine Fußgängerzone, wo ich meine Sachen auspackte und zu spielen begann.

Zwischen den Strophen meiner Lieder spielte ich lange Soli auf der Mundharmonika. So konnte ich die Stücke beliebig verlängern. Das war nötig, denn egal wie groß das Repertoire ist - wenn man es jeden Tag spielt, hängt es einem irgendwann zum Hals heraus. Improvisieren hielt es frisch: immer etwas Neues ausdenken, die Grenzen ausloten, Freiheit nehmen.

Der Nachteil war, dass meine Mundharmonikas schnell kaputtgingen. Und billig waren sie nicht.

Nach zwei Stunden Spielen lag die Straße verlassen da.

Zeit, zusammenzupacken. Ich zählte das Geld und erschrak über den Betrag. So viel! War das in Italien normal? Oder war Florenz eine Ausnahme?

Weiter in den Süden

Die nächsten Tage folgten einem Muster aus Städten, Dörfern und lebendigen Straßen. Es war keine Ausnahme: Italiener lieben Musik - Kunst, Ausdruck. Ich hatte noch nie erlebt, dass Leute so großzügig gaben.

Ich zog entlang der Westküste Richtung Süden, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. Die Luft roch nach Meer und nach frischem Fisch. Auf dem Wasser dümpelten Fischerboote, ihre Netze in wirren Haufen an Deck.

Gegen Abend sank die Sonne in das glatte Wasser. Das Licht färbte die Fassaden golden; halb geschlossene Fensterläden schienen noch das letzte Tageslicht einfangen zu wollen.

Außerhalb der Stadt verstummte der Lärm; Abgase wurden durch frische Luft ersetzt. In der Ferne läuteten Kirchenglocken, irgendwo bellte ein Hund.

Nachts fand ich Unterschlupf in verlassenem Häusern, auf dem Land oder am Stadtrand. Meist blieb ich nur einen Tag, obwohl ich in Rom und Neapel etwas länger blieb. Ich reiste mit dem Zug; mit dem Geld, das ich verdiente, und den niedrigen Preisen, besonders für lange Strecken, war das kein Problem.

Ungebetener Gast

Ich zog ganz hinunter in den Süden, bis nach Reggio Calabria. Die erste Nacht schlief ich dort in einem leerstehenden Schuppen am Strand. Kein Erfolg. Ich hatte Brot und Käse

in einer Plastiktüte, tief in meinem Schlafsack verstaut - wenn man es daneben zulassen, kommen Tiere.

Mitten in der Nacht kribbelte etwas an meinen Füßen. Ich schrak hoch und sprang in einer Bewegung aus dem Schlafsack. Könnte eine Schlange sein, oder sonst was. Ich ging nach draußen, hielt den Schlafsack auf den Kopf, schüttelte ihn - und gemeinsam mit dem Essen fiel ein Mäuschen heraus. Kleine Erleichterung, aber es nervte dennoch.

Noch ein Versuch. Ich steckte das Essen wieder unten in den Schlafsack und legte mich hin. Nicht viel später ging es wieder los: Gekribbel, Nagen. Ich hatte die Nase voll. Ich schüttelte das Tierchen raus, griff die Plastiktüte und warf den Inhalt auf den Strand. Schade um den Käse, aber endlich Ruhe.

Die nächsten Nächte schlief ich in einem der Badehäuschen am Strand. Sie standen in langen Reihen da, alle leer außerhalb der Saison. Einfach, geschützt, mäusefrei.

Pierre und die Mafia

In der Stadt lernte ich Pierre kennen, einen Franzosen, der eine kleine Crêperie betrieb. Er lud mich ein, einmal in seinem Restaurant aufzutreten. Ein paar Lieder singen, anschließend mit dem Hut herumgehen - das war die Idee. Das Publikum bestand hauptsächlich aus jungen Leuten. Ich war mir nicht sicher, ob mein Repertoire ihnen gefallen würde, aber Pierre beruhigte mich: „Ein bisschen Abwechslung reicht ihnen schon.“

Ich spielte drei Stücke. Nach jedem Lied brach das Publikum in Gejohle und Geschrei aus. Ich wusste nicht recht, was ich davon halten sollte. War es Begeisterung? Oder nur pubertäres Verhalten? Ungewollt fühlte ich mich

eher wie ein Clown als wie ein Musiker. Man will ja, dass die Leute zuhören - wirklich zuhören - und wertschätzen, was man bringt. In diesem Fall war ich mir da nicht sicher. Auch das Geld, das ich einsammelte, war nicht viel. Vielleicht hatten sie einfach nicht viel zur Verfügung. Für Pierre machte das keinen Unterschied. Er wollte einfach etwas Leben in die Bude bringen. Und das war ihm gelungen.

Später lud er mich zu sich nach Hause ein, für eine Übernachtung außerhalb der Stadt. Es stellte sich heraus, dass es kein gewöhnliches Haus war, sondern eine regelrechte Villa. Die Grundstückspreise seien hier niedrig, meinte er, und das habe er ausgenutzt. Zum Schnäppchenpreis hatte er ein traditionelles italienisches Landhaus gekauft, mit etwas Land dazu.

Wir saßen gemeinsam auf der Terrasse. Pierre erzählte seine Geschichte. Das hektische Leben in Frankreich hatte ihn kaputtgemacht. Gesundheitsprobleme, Stress, eine Scheidung. Jahrelang hatte er mehrere Filialen gehabt, gut verdient auch, aber mit dem Aufkommen billiger Konkurrenz gingen eine nach der anderen pleite. Er geriet in Schwierigkeiten, verlor seine Frau, seine Kinder, und blieb mit riesigen Schulden zurück.

„Damals habe ich ernsthaft darüber nachgedacht, mir das Leben zu nehmen“, sagte er. „Ich fühlte mich wie ein Nichtsnutz. Kein Mann mehr. Denn ein Mann sorgt für seine Familie - oder?“

Doch es kam eine Wendung. Während eines Urlaubs in dieser Gegend Italiens lernte er eine neue Liebe kennen. Allmählich klärte sich der Himmel wieder. Jetzt lebte er mit seiner italienischen Frau und zwei kleinen Kindern in dieser Villa. Die Schulden in Frankreich waren bereinigt, der Kontakt zu seinen Kindern aus der ersten Ehe wieder-

hergestellt. Sie kamen gelegentlich zu Besuch, meist im Winter.

Alte Gewohnheiten sterben schwer. Er hatte wieder eine Crêperie eröffnet.

„Das ist das Einzige, was ich kann“, sagte er. „Damit fühle ich mich wohl.“

Ich fragte ihn, wie es mit der Mafia sei, ob die sich hier auch blicken ließen.

„Ich zahle“, sagte er gleichgültig. „Da kommt man nicht drum herum. Tust du es nicht, brennen sie dir den Laden ab.“

Es schien ihn kaum zu stören. Er akzeptierte es als Tatsache.

„Fühlst du dich dann noch frei, wenn du Kriminellen Schutzgeld zahlen musst?“ fragte ich.

„Es ist die einzige Möglichkeit, hier einen Betrieb am Leben zu halten. Und ich kann es mir leisten.“

Seine Nüchternheit machte mich unruhig. Eine Gesellschaft, in der das normal ist - wo man ohne mit der Wimper zu zucken vor ein paar Kriminellen kuscht, nur um weiter existieren zu dürfen - was bleibt dann von Würde? Von Ehrgefühl? Wie kann eine Gemeinschaft so etwas tagtäglich hinnehmen?

„Das kann doch niemals ein tragfähiges Fundament sein“, dachte ich.

Er erzählte, dass man auch der Polizei etwas zahlen müsse, wenn man wollte, dass sie irgendetwas unternahm.

Ich fragte ihn nach den billigen Marken-Zigaretten, die überall auf der Straße verkauft wurden.

„Wie kann das sein? Das ist doch Schmuggelware. Wie kann man das offen verkaufen?“

„Wenn du zahlst, geht alles. Die großen Jungs schmieren

die Polizei. Die lassen die Verkäufer in Ruhe. So läuft das hier.“

Ein riesiges korruptes System - und alle machten mit.

Ich konnte es kaum begreifen. Was sagte das über die Menschen hier aus? Über ihre Mentalität?

Oder hatten sie das Vertrauen in den Staat so sehr verloren, dass sie lieber alles selbst regelten?

Ich wusste es nicht.

Es musste eine Lebensweise sein, die man akzeptierte. Sonst wären sie längst aufgestanden.

Wie auch immer: es fühlte sich seltsam an. Bitter.

Darüber musste ich erst einmal nachdenken.

Am nächsten Tag fuhren wir zusammen zurück in die Stadt. Wir verabschiedeten uns, ohne etwas auszumachen.

Seine nüchterne Akzeptanz einer Welt, in der Korruption normal war, hallte in meinem Kopf nach. Ich fragte mich, wie andere darüber dachten - und ob ich unterwegs jemanden treffen würde, der anders damit umging.

Zwischen Zivilisation und Instinkt

Im Süden Italiens verdiente ich weniger mit Musik als im reichen Norden. Es erinnerte mich an Spanien: bescheidene Einnahmen, aber immer genug. Ich machte mir darüber keine Sorgen.

Neben mir gab es nur einen weiteren Straßenmusiker in der Stadt: einen Waliser namens Derek. Jeden Tag saß er an derselben Stelle - mit seiner Gitarre und einem Tetrapak Wein - am Eingang einer Bank. Ich verstand mich gut mit ihm. Er hatte etwas Schicksalsergebenes, den Blick eines Mannes, der mit dem Leben abgeschlossen hatte. Ich schätzte ihn auf ungefähr sechzig. Er fügte sich seinem

Dasein: warten auf das Ende, und sich die Zwischenzeit so angenehm wie möglich machen.

Wie er hier gelandet war, wusste ich nicht. Wir sprachen nie darüber. Das war seine Sache. Manchmal saßen wir lange schweigend nebeneinander. An anderen Tagen war er gesprächig. Dann erzählte er von seinen Jahren in Südamerika, wo er lange gearbeitet hatte, und von seiner Zeit im Militär. Spezialeinsätze, sagte er. Operationen, über die man nie in der Zeitung las. Persönliches vermied er. Doch es war klar, dass er viel erlebt hatte. Er war allein, keine Frau, keine Kinder - und er bereute es nicht. Vater werden, das war nichts für ihn.

Derek sah die Welt mit schneidender Klarheit. Er zerlegte das tägliche Leben mit trockenem Humor und durchblickte mühelos alles, was andere für selbstverständlich hielten. Gut und Böse, sagte er, ließen sich ebenso leicht austauschen wie Unterhosen, sobald die Interessen es verlangten. Die offizielle Wahrheit? Zu verkaufen an den Höchstbietenden.

Die Heuchelei der Mächtigen, die Moral predigten und vorgaben, das Beste für uns zu wollen - laut ihm ein Theaterstück mit schlechten Schauspielern. Nicht mehr.

Begriffe wie Zivilisation, Gewissen oder Menschlichkeit seien nur nützlich, solange die Sonne schien und der Kühlschrank voll war. In Zeiten von Hunger, Angst oder Krieg komme das wahre Wesen zum Vorschein. Dann fielen die Masken.

Eines Nachmittags, als ich bei ihm vorbeiging, war er wieder redselig. Es tat ihm gut, seine Gedanken laut zu ordnen, und ich hörte gern zu.

„Wir sind keine moralischen Wesen“, sagte er. „Moral ist Farbe auf morschem Holz - aus der Ferne hübsch, beim ersten Regen bricht alles weg. Und wenn es regnet, siehst

du, was wir sind: Tiere mit gutem Gedächtnis, ohne Gewissen.“

Er zuckte mit den Schultern, klopfte die Asche seiner Zigarette ab und sah in den Himmel. Er lachte kurz, als fände er sich selbst ein bisschen pathetisch.

„So ist das nun mal.“

Er nahm einen Schluck aus seinem Weinpaket.

„Gut, anders gesagt“, setzte er an, das Kinn gehoben.

„Es gibt keine Schuld und keine Erlösung. Menschen tun, was sie tun, weil sie es können. Punkt. Und wenn es überhaupt einen Gott gibt, dann hat Er sich längst abgewandt. Oder lacht sich schief.“

Er strich mit dem Finger über die Kante des Kartons und grinste schief.

„Noch was. Du änderst Menschen sowieso nicht. Deshalb: hüte dich vor Idealisten. Die sind gefährlicher als Zyniker. Idealisten glauben an etwas - und für das, woran sie glauben, sind sie bereit zu töten. Zyniker lassen dich wenigstens in Ruhe.“

Am wohlsten fühlte er sich am Rand der Gesellschaft, wo die Fassade bereits gebrochen war.

„Die echte Wahrheit liegt auf der Straße. Wo Menschen nichts mehr zu verlieren haben. Da wird es interessant. Da siehst du, wer jemand wirklich ist.“

Diesen Gedanken konnte ich mit ihm teilen. Doch manchmal fragte ich mich, ob seine Weltsicht wirklich mit seiner inneren Wahrheit übereinstimmte. In seinen Augen lag etwas Sanftes: abgekämpftes Mitgefühl, eine tiefere Verbundenheit. Vielleicht war sein zynischer Blick eher ein Panzer - ein Schutzraum, ein Ort, um sich zu verbergen. Keine Erwartungen, also keine Enttäuschungen. Vielleicht hatte er einst zu sehr an die Welt geglaubt - und konnte sich das jetzt nicht mehr leisten.

Neben uns stand jeden Tag ein Sicherheitsmann mit einer automatischen Waffe über der Schulter. Auf der Glastür ein Symbol: eine Pistole mit einem roten Strich durch. Ich hatte so etwas noch nie gesehen. War es nicht selbstverständlich, unbewaffnet eine Bank zu betreten? Es erinnerte mich an den Wilden Westen. Ich fragte Derek, was das bedeutete.

„Hier laufen einige mit Pistolen herum“, sagte er trocken.

„Willst du rein, gibst du deine Waffe ab.“

„Meinst du... legal? Dürfen die Leute hier einfach bewaffnet rumlaufen?“

Er lachte. „Legal? Hier ist alles legal - solange genug Geld fließt.“

Anscheinend hatte ich es immer noch nicht verstanden.

Sizilien

Ich blieb etwa zwei Wochen in Reggio, spielte auf der Straße und genoss das milde Wetter. Danach wurde es Zeit, weiter-zuziehen. Ich nahm die Fähre nach Sizilien, der größten Insel Italiens. Nach einer kurzen Überfahrt kam ich im Hafen von Messina an.

Es ging auf Weihnachten zu; unter wolkenlosem Himmel lief ich von der Mole in die geschmückten Straßen hinein, Richtung Altstadt. Das dumpfe Brummen der Fähren verklang. Über die Plätze spannten sich Lichterketten. In den Geschäften stapelten sich Panettone und Torrone zu kleinen Türmen; in einer Bar lief Fußball auf einem kleinen Fernseher. Jemand steckte einen Gettone in ein Telefon. Ein alter Fiat Panda klapperte vorbei.

Ich musste wieder an Clémence denken. Wie es ihm wohl ging? Wir würden uns nie wiedersehen - wie so viele

Menschen, die ich unterwegs traf. Alles war vorübergehend. Flüchtig. Ein kurzer Kontakt, ein Moment zum Festhalten oder Nachdenken, und dann weiter. Keine bleibenden Freundschaften, keine Beziehungen, die die Zeit überdauerten. Ich war es gewohnt, und es war gut so. Zumindest vorerst. Irgendwann hoffte ich, etwas aufzubauen - mit jemandem, vielleicht mit mehreren. Doch tief in mir spürte ich, wie der Kontakt allmählich wegrutschte. Ganz langsam, über Jahre. Als wären echte Freundschaft oder Liebe nicht für mich bestimmt.

Es war, als hätte ich mich unbewusst bereits darauf eingestellt. Ich hing weniger an Menschen. Erwartete weniger. Schließlich würden sie mich doch fallen lassen. *Ich bin nicht gut genug* - diese Überzeugung saß tief. Es war ein stiller Kampf um Anerkennung, von dem ich wusste, dass ich ihn letztlich verlieren würde. Deshalb wandte ich mich an Gott. Weil er mich geschaffen hatte, durfte ich annehmen, dass er es gut mit mir meinte. An diesem Vertrauen hielt ich fest. Aber auch das war ein Kampf. Konnte ich Gott vertrauen? Gab es überhaupt einen Gott und gab es Liebe? Ich glaubte ja.

Sfortunato

In der Nähe der Piazza del Duomo traf ich Rashid, einen nordafrikanischen Blumenverkäufer. Er lehnte an einer Wand eines großen Gebäudes. Wir kamen ins Gespräch - mit ein paar Worten Italienisch, etwas Französisch, etwas Englisch, und dem Rest mit Gesten. Seine Geschäfte liefen schlecht, verstand ich. Er war nicht der einzige; andere Blumenverkäufer hatten es genauso schwer.

Ich schlug vor, etwas Musik zu machen. Vielleicht würde das Käufer anlocken. Er fand die Idee gut. Ich holte

meine Gitarre hervor, legte den Gitarrenkoffer vor mich auf den Boden und begann zu spielen. Rashid blieb neben mir stehen, mit einem kleinen Blumenstrauß an die Brust gedrückt und einem Eimer voller Nachschub zu seinen Füßen.

Aber es funktionierte nicht so, wie wir gehofft hatten. Für die Passanten gab es keine sichtbare Verbindung zwischen einem Straßenmusiker und einem Blumenverkäufer. Wir standen nebeneinander, aber jeder tat sein eigenes Ding. Keine gemeinsame Aktion, keine natürliche Synergie. Und so blieb alles beim Alten.

Trotzdem hatten wir Spaß. Rashid war ein fröhlicher Kerl. Er genoss die Musik.

„Sfortunato“, sagte er plötzlich. Mit meiner Stimme könne ich im Radio oder Fernsehen auftreten, fand er. Und jetzt stand ich hier auf der Straße. Ich hätte kein Glück.

Ich musste lachen. Viele glauben, dass Musik automatisch zu Erfolg führt. Ein Lied und die Welt liegt dir zu Füßen. Vielleicht in der Theorie. In der Praxis gelingt es nur wenigen, tatsächlich davon zu leben.

In dem Sinne gehörte ich zu dieser kleinen Gruppe. Ich lebte von meiner Musik. Sie ermöglichte mir zu reisen und Abenteuer zu erleben. Was wollte ich mehr? Ich versuchte, das Rashid zu erklären, aber es war klar, dass er andere Träume hatte. Für ihn gehörte ein Leben auf der Straße nicht dazu.

Unser kleines Vorhaben war gescheitert. Es gab keinen Grund mehr zu bleiben. Rashid ergriff meine Hand mit beiden Händen, schüttelte sie ein paar Mal kräftig und wünschte mir viel Erfolg. Ich ging zum Bahnhof und nahm den Zug nach Catania.

Die Roller

Schon bei meiner Ankunft spürte ich, dass die Stadt eine ganz eigene Energie hatte: lebendig, jung, und ständig in Bewegung. Motorroller, Draufgängertum, lockere Umgangsformen - es war ein Ort, an dem Freiheit und Leichtsinn mühelos zusammenfanden.

In Italien ist der Roller heilig. Vor allem für Jugendliche ist er der erste Schritt in die Freiheit. Ab sechzehn darf man fahren, und endlich ist man mobil. In jeder Stadt, die ich besucht hatte, sah ich Jugendliche durch die engen Gassen rasen - allein oder mit einem Freund oder einer Freundin hinten drauf.

Doch in Catania schien die ganze Stadt von Rollern überlaufen. Das Brummen der Zweiräder füllte die Straßen wie ein endloses Refrain. Als zöge ein Wespenschwarm durch die Stadt. Helme lässig im Nacken, Zigaretten im Mundwinkel, eine Hand am Lenker, die andere wild gestikulierend zu Freunden oder Passanten. Jungs mit Sonnenbrillen lange nach Sonnenuntergang, Mädchen hinten drauf, ihr Haar flatterte im Auspuffwind.

Noch nie hatte ich so viele junge Menschen auf zwei Rädern gesehen. War etwas Besonderes los - eine Prüfung, ein Fest? Überall drängten sie sich zusammen. An jeder Ecke stand eine Gruppe, Roller im Kreis geparkt wie Pferde an einem Lagerfeuer. Es wurde gelacht, geschrien, geraucht. Und so schnell wie sie auftauchten, waren sie wieder verschwunden.

In der Zwischenzeit saßen die Leute in Cafés, aßen und tranken. Es war Abend. Ich sang ein paar Lieder, ging mit dem Becher herum, und wiederholte das an mehreren Orten. Danach hatte ich genug. Ich wollte keinen Schlaf-

platz mehr suchen und nahm den Nachtzug nach Palermo. Da konnte ich unterwegs schlafen.

Mafia-Tricks

Am nächsten Tag regnete es. Kalt und ungemütlich. Die Stadt lag wie ausgestorben da. Es war Sonntag. Alle Läden geschlossen. Ich schlenderte herum, doch ich merkte schnell, dass ich hier nichts zu suchen hatte.

„Dann fahre ich einfach zurück aufs Festland“, dachte ich.

Auf dem Weg zum Bahnhof kam ich an einem Denkmal vorbei. Soweit ich es verstand, war es ein Symbol gegen die Mafia. Ich fragte einen Passanten, was es bedeutete.

„Genau das, was du denkst“, sagte er.

„Und wer hat es hier aufgestellt?“ fragte ich.

Er sah mich mit einem vagen Lächeln an.

„Wahrscheinlich die Mafia selbst.“

Ich nahm den Zug nach Messina und war noch am selben Tag zurück in Reggio. Am nächsten Tag reiste ich weiter nach Bari, an der Adria.

Am Nachmittag klarte das Wetter auf. Als der Zug sich der Stadt näherte und entlang eines steilen Abhangs fuhr, blickte ich aus dem Fenster. Etwa zehn Meter unter mir, in der prallen Sonne, sah ich eine Gruppe Jugendlicher - fünfzehn, sechzehn Jahre höchstens - die mit Spritzen hantierten. Sie schienen sich gegenseitig beim Injizieren zu helfen. Ein Anblick, der mich hart traf. Ich fragte mich, was sie dazu brachte, sich in diesem Alter so etwas anzutun. Was lief hier falsch?

Meine Hoffnung auf eine lebendige Stadt erwies sich als Illusion. Bari war ausgestorben. Die Jahreszeit? Die Weihnachtsbeleuchtung hing zwar, aber es war kaum jemand auf

der Straße. In einem Park, wo ein paar Menschen waren, holte ich meine Gitarre heraus und begann zu spielen. Keine Reaktion. Niemand schien interessiert. Doch ich blieb dran. Irgendwas musste doch passieren.

Nach einiger Zeit kam ein Mann auf mich zu, etwa Anfang dreißig. Er sagte, Bari sei keine Stadt für solche Dinge.

„Hier wissen die Leute das nicht zu schätzen. Geh nach Rom. Da ist es anders.“

Er machte einen ehrlichen Eindruck. Vielleicht war das ein Rat, den man ernst nehmen sollte. Ich hatte verstanden.

Er sprach etwas Englisch, und wir unterhielten uns weiter. Ich erzählte ihm, was ich aus dem Zug gesehen hatte.

Er nickte ernst.

„Drogen sind hier ein großes Problem“, sagte er.

„Die Mafia, die den Handel kontrolliert, hatte lange Zeit Haschisch unter Jugendlichen verteilt - und dann plötzlich aufgehört. Stattdessen brachten sie nur noch Heroin. Das war das Einzige, was man bekommen konnte. Viele Jugendliche sind dadurch abhängig geworden.“

Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, war er selbst eines dieser Opfer. Er bestätigte es.

Ich dachte bei mir: Wie tief kann man moralisch sinken, junge Leben bewusst zu zerstören - nur für Profit? Offenbar gibt es keine Grenze dessen, wozu Menschen fähig sind.

Je länger ich darüber nachdachte, desto deutlicher spürte ich: Das *ist* unsere Freiheit. Wir Menschen dürfen wählen. Das Gute - und das Schlechte. *Was wäre unsere Entscheidungsfreiheit wert, wenn wir nicht auch das größte Ungeheuer sein könnten?*

Rom

Bari gab mir keinen Grund zu bleiben. Rom lockte als eine Stadt, in der meine Musik vielleicht *doch* Gehör finden würde. Ich folgte dem Rat des jungen Mannes und nahm den Zug in die Hauptstadt. Gegen Abend stieg ich am Hauptbahnhof aus. Am Haupteingang hing eine große Gruppe Junkies herum. Schon auf dem Weg nach Süden war ich hier gewesen - damals war es ruhiger. Wurde jetzt etwas verteilt: Methadon, Spritzen, Essen? Wie auch immer - es war ein trauriger Anblick, all diese wunderbaren Seelen, gefangen in ihrem eigenen Schatten..

In Richtung Zentrum zu laufen fühlte sich an wie ein Spaziergang durch ein Freilichtmuseum. Überall standen Ruinen, Fragmente von einstiger Größe. Die Stadt strahlte Weite, Geschichte und Vergänglichkeit aus. Der Verkehr donnerte vorbei, doch Rom bewahrte seine Ruhe. Brunnen murmelten; ab und zu schlugen Glocken über den Dächern. Aus kleinen Bars wehte der Duft von Espresso und warmen Kastanien; Männer tranken im Stehen.

Zuerst musste ich einen Schlafplatz finden. Beim letzten Besuch hatte ich draußen geschlafen, in einem Park mit Ruinen. Aber wo genau das war, konnte ich beim besten Willen nicht mehr zurückfinden.

Um mich zu orientieren, suchte ich - wie so oft - Kontakt zu Straßenmusikern. Die wussten meistens, wie der Hase lief. In Rom war das nicht schwer - man fand sie überall. Vor allem in der Metro, wo die Akustik ideal war, standen sie an den Eingängen und in den langen unterirdischen Gängen. Aber gerade weil Rom eine solche Anziehungskraft hatte, kamen Musiker aus aller Welt hierher. Und dann wurde die Konkurrenz hart, das hatte ich schon früher erlebt.

Nicht jeder Straßenmusiker in Rom lebte auf der Straße. Manche waren professionelle Musiker, wohnten bei der Familie oder hatten eine eigene Wohnung und versuchten sich so etwas dazu zu verdienen. Die Qualität war hoch. Man hörte klassisch ausgebildete Instrumentalisten, Jazzcombos, Chöre, Sänger traditioneller italienischer Lieder. Außerdem sah man überall bildende Künstler. Sie malten Ruinen, alte Gebäude, Terrassen voller eleganter Kellner und stilvoll gekleideter Gäste. Alles schien Kunst in dieser Stadt.

Ahmed

Diejenigen, die ich suchte, lebten wie ich: von Tag zu Tag, unterwegs, umherziehend. So traf ich Ahmed, einen Algerier, der in Paris aufgewachsen war. Wir verstanden uns sofort. Er sprach gutes Englisch und hatte eine erwachsene, offene Ausstrahlung. Ein ernsthafter Typ, einer, der wusste, was er wollte. Er war ein paar Jahre älter als ich, ein begabter Gitarrist mit einer Vorliebe für Jimi Hendrix. Während ich nur ein paar Stücke konnte, hatte er ein komplettes akustisches Hendrix-Repertoire drauf. Er spielte mit viel Gefühl und bekam viel Anerkennung von den Passanten.

Ahmed war ein praktizierender Muslim. Anders als sein großes Vorbild hielt er sich fern von Alkohol und Drogen. Das konnte ich respektieren - jemand, der seine Überzeugung lebt. Ich fragte mich, ob ich das auch konnte. All diese schönen Gedanken über Liebe und Gott - was machte ich damit? Wie brachte ich sie in die Praxis? Meine Suche drehte sich vor allem um Vertrauen, um die Stärkung meines Glaubens und darum, gut zu sein für andere. Schon das war eine enorme Aufgabe. Diese innere Auseinander-

setzung erkannte ich auch bei Ahmed. Vielleicht hatten wir deshalb so eine gute Verbindung.

Er hatte einen Schlafplatz für mich. Nachdem er fertig war mit Spielen, nahmen wir gemeinsam die Metro zu einem Park außerhalb des Zentrums. Dort kümmerte er sich um eine Gruppe junger nordafrikanischer Jungen, allesamt Straßenkinder. Im Park stand ein niedriges Gebäude mit einem Flachdach, auf das man leicht hinaufklettern konnte. Dort schliefen sie alle zusammen. Es bot etwas Schutz und wurde kaum von der Polizei kontrolliert. Solange man still blieb. Nächtlicher Aufenthalt im Park war nämlich verboten.

Bei unserer Ankunft waren oben bereits ein paar Jungen. Sie freuten sich, ihn zu sehen, riefen nach ihm und versuchten auf kindliche Weise, seine Aufmerksamkeit zu erlangen. Er strahlte Autorität aus, war sicher zehn Jahre älter als die meisten, und seine klare Lebensführung zwang Respekt ab. Vielleicht bot er ihnen etwas, das sie vermissten: Orientierung, Schutz, jemanden, der sie kannte und korrigierte, wenn sie aus dem Ruder liefen - was, wie sich zeigen würde, durchaus vorkam.

Ahmed selbst schlief nicht bei ihnen. Weiter im Park lag eine alte, nicht mehr genutzte Pferderennbahn. Neben der Bahn stand ein erhöhtes Kommentatoren häuschen; von jemandem hatte er einen Schlüssel bekommen, sodass er dort übernachten konnte. Auf dem Boden lag ein Teppich, und das Häuschen war komplett dicht - geschützt vor Regen und Kälte. Er schlug vor, den Raum zu teilen; groß genug für zwei. Das lehnte ich nicht ab. So verbrachte ich den ganzen Winter mit Ahmed dort.

Tagsüber war es angenehm, etwa zwanzig Grad. Nachts konnte es scharf abkühlen. Manchmal wachten wir auf und der Rasen war mit Raureif bedeckt. Wir verbrachten

nicht den ganzen Tag zusammen. Jeder hatte seinen eigenen Rhythmus. Manchmal sahen wir uns erst abends wieder in unserem Unterschlupf. Ahmed gab mir einen Schlüssel, sodass ich kommen und gehen konnte, wie ich wollte.

Wandern durch die Geschichte

Am Anfang war es schwierig, eine gute Stelle zum Spielen zu finden. In der Metro waren die besten Plätze dauerhaft besetzt. Musiker hatten dort untereinander Abmachungen mit Schichtwechseln, die früh am Morgen begannen. Sobald einer aufhörte, stand der nächste schon bereit, seinen Platz einzunehmen. Auf der Straße war es oft zu laut. Man konnte kaum eine eigene Atmosphäre schaffen.

Schließlich fand ich einen Metroeingang knapp außerhalb des Zentrums. Dank der Großzügigkeit der Italiener verdiente ich dort mehr als genug - sogar so viel, dass etwas übrig blieb.

Fahren mit der Metro war im Grunde kostenlos. Die Tickets hatten einen Magnetstreifen, der eigentlich nach einmaliger Benutzung nicht mehr funktionieren sollte - aber das tat er nicht. Manchmal konnte man mit demselben Ticket drei oder vier Fahrten machen. Ich sammelte weggeworfene Tickets der Fahrgäste und durchquerte damit ganz Rom.

Oft unternahm ich lange Spaziergänge durch eine Stadt, in der sich die Zeit in Schichten abgelagert hatte. Vorbei an Ruinen, Plätzen, Säulen - tausende Jahre Geschichte unter meinen Füßen. Eine Geschichte, die die westliche Kultur tief geprägt hatte. Überall sah man Bruchstücke von Macht. Säulen ragten wie nackte Rippen aus dem Pflaster, Tempel standen verzogen, aber stolz, und weigerten sich zu

verschwinden. Stumme Zeugen eines Reiches, das einst die Welt umspannte.

Träumend fragte ich mich, was sich hier alles abgespielt hatte. Hatte sich der Mensch seither verändert? Sicher. Aber im Kern? Daran zweifelte ich.

Gab es spirituelles Wachstum, seit das Christentum hier Fuß fasste, vor zweitausend Jahren? Hatte die Botschaft Christi wirklich die Herzen der Menschen erreicht? Wie der Priester in Samandag sagte: *„Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst.“*

Einfacher ging es nicht. Doch wenn ich die Welt betrachtete, musste ich feststellen: Die Botschaft war nicht angekommen. Warum nicht?

Währenddessen raste das moderne Leben mitten durch die Vergangenheit. Motorroller kreischten vorbei, Autos schnitten einander die Wege ab, ohne zu warnen. Fahrbahnmarkierungen gab es kaum. Verkehr war eine Frage des Gefühls, der Intuition - und ein bisschen Glück.

In der Mitte eines brodelnden Kreisverkehrs stand ein Polizist auf einer Betonscheibe. In ein schneeweißes Uniformhemd gehüllt, schwarze Klappen an den Ärmeln, eine Schirmmütze, die an einen schwarz-weißen Feuerwehrhelm erinnerte. In seinem Mund eine Pfeife. Mit fließenden Bewegungen dirigierte er den Verkehr - wies an, drehte die Hand wie ein Dirigent, blies in seine Pfeife, um seinen Anweisungen Nachdruck zu verleihen. Er machte sogar eine Art Pirouette, bevor er eine Fahrbahn freigab. Eine Ein-Mann-Show in einer Wolke aus Abgasen. Auch das war Kunst.

Abends trafen sich Straßenmusiker und Obdachlose meistens auf der Spanischen Treppe und ihren drei Terrassen darüber - die oft als Hinweis auf die Dreifaltigkeit gedeutet werden. Dort wurde getrunken, musiziert, erzählt.

Ein chaotischer Haufen, aber es herrschte eine gewisse Zusammengehörigkeit. Wir saßen im selben Boot. Manchmal machten wir zu viel Lärm und wurden von anderen ermahnt. Meistens zeigte man Respekt. Natürlich gab es immer ein paar Leute, die so weit in ihrer eigenen Welt lebten, dass sie nicht mehr zu bremsen waren. Aber das war die Ausnahme.

Bei einem Besuch im Vatikan staunte ich über den Prunk der Kirche. Doch es fühlte sich nicht richtig an. Das war Reichtum, keine Bescheidenheit oder Demut. Sicher nicht das, was man von einem Diener Christi erwarten würde. Ich hatte es schnell gesehen. Auf dem Petersplatz wimmelten Tausende Touristen, viele in Gruppen, fotografierend, glücklich, dieses Weltwunder endlich zu sehen. Mir war es fremd - fast unangenehm, dass ich ihre Begeisterung nicht teilen konnte.

Ich überquerte den Tiber. Ich sehnte mich nach meinen Seelenverwandten auf der Treppe. Menschen ohne Allüren. Dort fühlte ich mich zuhause. Vielleicht war Ahmed auch dort.

Unterwegs dachte ich darüber nach, was ich gerade gesehen hatte. Die Frage, warum die einfache Botschaft Christi nie wirklich in den Herzen der Menschen angekommen war, war im Nachhinein vielleicht gar nicht so schwer zu beantworten. Wer den Reichtum betrachtet, erkennt automatisch, wo die Priorität der letzten zweitausend Jahre lag - nicht bei der Liebe, sondern bei der Macht. Und Christus war eindeutig genug gewesen: *Man kann nicht zwei Herren dienen.*

Willem

Ich kam früh an der Treppe an. Nur Willem saß dort, ein niederländischer Junge aus Den Haag. Schon in jungen Jahren geriet er infolge seiner Sucht in die Prostitution. Die Zeit hatte Spuren hinterlassen, und das sah man. In den Niederlanden versiegte seine Einnahmequelle langsam, also suchte er sein Glück anderswo. Rom gefiel ihm. Das Wetter, die Menschen, die Stadt. Alles war besser.

Er kämpfte immer noch mit seiner Sucht, bekam aber jetzt Methadon. Das konnte er hier kostenlos bekommen.

„Ganz entspannt“, sagte er.

Der einzige Niederländer, den ich in Rom traf. Meistens hatten wir wenig Kontakt; doch an diesem Abend, nur wir zwei, erzählte er mir seine Lebensgeschichte.

Bei seiner Geburt war seine Mutter in der Prostitution tätig. Einen Vater hat er nie gekannt. Als Kind wurde er an sogenannte „Onkel“ „ausgeliehen“ - Männer, die Sex mit ihm wollten. Er wusste es nicht anders. Die meisten waren freundlich, machten ihm Geschenke, nahmen ihn manchmal mit in einen Freizeitpark oder an den Strand. Was danach geschah, gehörte offenbar dazu.

Er war auch mit seiner Mutter auf „Partys“. Sie wurden abgeholt und manchmal fuhren sie stundenlang. Auf diesen Partys waren mehrere Kinder, Jungen und Mädchen in seinem Alter oder jünger. Sie wurden in einen separaten Raum gebracht, geschminkt, frisiert, in „besondere Kleidung“ gesteckt. Bevor sie zurück zur Party gingen, bekamen sie ein süßes Getränk, das sie ruhig machte, fast euphorisch. Danach hatten die Gäste - Männer und Frauen, oft in seltsamen Kostümen und sprechend in vielen Sprachen - freien Zugang zu ihnen.

„Wir Kinder hatten anfangs ziemliche Angst, aber das

Getränk, nahm uns diese Angst. Es gab uns das Gefühl, dass alles gut und angenehm war“, sagte Willem. „Und wenn die Wirkung nachließ, bekamen wir Pillen. Damit hielten wir die ganze Nacht durch.“

Er schluckte schwer, holte tief Luft und fuhr fort.

„Am nächsten Tag fuhren wir zurück. Und wenn ich versuchte, mich zu erinnern, wirkte alles wie ein Traum. Nur Bruchstücke blieben. Aber der Schmerz blieb. Körperliche Spuren manchmal tagelang. Ich begann mich zu wehren, aber meine Mutter drängte mich. Es war eine wichtige Einnahmequelle.“

„Stell dich nicht so an“, sagte sie.“

Mit der Zeit wurde er „zu alt“ für die Partys. Das Interesse der „Onkels“ ließ nach. Auch für seine Mutter wurde es schwieriger. Sie war jahrelang abhängig gewesen. Am Tag vor seinem fünfzehnten Geburtstag fand er sie tot im Bett, die Spritze noch im Arm. Überdosis. Absicht? Niemand wusste es. Sie war 34.

„Kurz danach fing ich selbst an zu konsumieren“, sagte er. „Kam auf die Straße, verdiente mein Geld mit Männersex, und zwanzig Jahre später - sitz ich hier. Ich bin jetzt so alt wie sie damals.“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Wenn seine Geschichte stimmte, war dies ein Junge, der in der Hölle aufgewachsen war.

Warum? Warum wird der eine mit einem goldenen Löffel im Mund geboren, der andere im tiefsten Elend?

Ich fragte ihn, ob er jemals ein Leben ohne Drogen oder Alkohol in Betracht gezogen hatte.

„Ich hab's ein paarmal versucht“, sagte er. „Aber es klappt nicht.“

Es blieb einen Moment still.

„Ich glaube, ich folge meiner Mutter. Seltsamerweise

beruhigt mich der Gedanke.“

„Bist du nicht wütend auf sie? Sie hat dein Leben zerstört.“

„Nein“, sagte er. „Ich weiß, was Sucht mit einem macht. Alles wird erlaubt. Dein moralischer

Kompass verschwindet. Du redest dir alles schön - egal wie schlimm.“

„Wer waren diese Leute auf den Partys?“

„Das kannst du dir denken. Keine Typen mit Schiebermütze. Immer Luxus, Landgüter, Villen, Schlösser. Abgelegene Orte.“

„Kennst du Namen?“

„Meine Mutter schon. Aber gesagt hat sie sie nie. Und ich verstehe das. Viel zu gefährlich. Hätte ich geplaudert, wären wir beide tot gewesen.“

„So schlimm?“

„Ja. Solche Netzwerke gehören zu den bestgehüteten Geheimnissen der Reichen und Mächtigen. Wenn das rauskommt, ist ihre Glaubwürdigkeit dahin. Dann kommt die große Scham. Und das werden sie um jeden Preis verhindern.“

„Was treibt sie an? Warum tun sie solche Grausamkeiten mit Kindern?“

Er rieb sich den Kopf, fuhr sich durchs fettige Haar und schwieg einen Moment. Ein Hüsteln. Ein Blick über die Treppe, wo immer mehr Leute ankamen. Dann sah er mich an. Er nickte langsam.

„Ja“, sagte er. „Das ist der Kern. Warum?“

„Die Reichen und Mächtigen glauben, ihre Position nur halten zu können, indem sie sich mit Energie von außen ernähren. Sexueller Energie. Vergiss nicht: Sex und Macht sind zwei Seiten derselben Medaille - jedenfalls wenn keine Liebe im Spiel ist. Der Rausch eines Orgasmus ähnelt dem

Gefühl purer Macht. Und wenn beides zusammenkommt ... fühlen sie sich unantastbar.“

„Aber warum Kinder?“

Er schluckte. Senkte die Augen.

„Ein Kind ist unschuldig. Wer fähig ist, etwas so Reines zu unterwerfen - bis an die Grenze des Todes, oder darüber hinaus - erlebt absolute Macht. Es bedeutet, dass es nichts mehr gibt, was ihn aufhält. Keine Grenzen, kein Gewissen. Nur noch Willenskraft. In diesem Moment erleben sie absolute Freiheit. Sie treten gewissermaßen in eine andere Dimension ein, in der sie über allem stehen. *Sie wähnen sich unbesiegbar - doch das Gefühl vergeht, also suchen sie es immer wieder.*“

Er verstummte. Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken. Es klang wie eine verrückte Theorie, etwas, das man eher in düsteren Filmen findet. Und doch ... der Ernst in seiner Stimme, der Blick in seinen Augen - alles an ihm sagte, dass er wusste, wovon er sprach.

Ich wollte es nicht glauben. Aber irgendwo, tief in mir, tat ich es doch.

Inzwischen kamen mehr Bekannte dazu. Ein Summen aus Stimmen und Gelächter entstand. Auch Ahmed war da. Als hätte er unsere Stimmung gespürt, nahm er seine Gitarre und spielte *Castles Made of Sand* von Jimi Hendrix. In solchen Momenten schien alles Elend stillzustehen. Die Welt durfte für einen Augenblick ihre Hände in Unschuld waschen - und sich reinigen in den warmen Klängen eines aufrichtigen Menschen.

Die letzten Akkorde verklangen in der Abendluft. Und doch blieb die Stille noch einen Moment hängen, als spürte jeder, wie selten sie war.

Sobald der Zauber verflog, kehrte die raue Realität zurück.

Nach einer Weile packten wir unsere Sachen und gingen gemeinsam zum Metro. Unterwegs wurde Ahmed stiller. Etwas lag ihm auf der Zunge. Erst als wir saßen, erzählte er es.

Taschendiebe

Ein paar seiner Jungs waren wieder auf Diebestour gewesen - Taschendiebstahl. Sie hatten ihm stolz gezeigt, was sie erbeutet hatten, obwohl sie genau wussten, dass er das verabscheute. Sie boten ihm sogar einen Anteil an. Ahmed war wütend geworden.

„Wie glaubt ihr jemals Respekt von Franzosen oder Italienern zu bekommen, wenn ihr ihnen ständig die Sachen klaut?“, hatte er geschrien.

„Ihr macht euer Land, eure Kultur, euren Glauben lächerlich!“

Gleichzeitig verstand er, wie schwer es für solche Jungen war - in Frankreich aufgewachsen, oft abgestürzt. Aber er sah das nicht als Entschuldigung.

„Kriminalität ist der einfache Weg“, sagte er. *„Wahre Männer wählen ein ehrliches Leben.“* Damit zeigt man Stärke. Alles andere ist Schwäche und Feigheit.“

Ahmed war ein Mann zweier Welten. Er kannte sowohl die westliche als auch die nordafrikanische Kultur von innen. Er glaubte, dass jede Kultur etwas Wertvolles enthält - sonst würde sie nicht überleben. Doch dieses Bewusstsein fehlte oft.

„Widerstand entsteht aus Unverständnis. Nur wer sich öffnet, kann verstehen lernen“, sagte er. „Respekt beginnt dort, wo Neugier die Angst ersetzt.“

Er sprach auch über islamische Mystik - über jene, die ihren Glauben auf einer anderen, tieferen Ebene lebten.

Dort wollte er dazugehören. Er glaubte, dass das Gute, in welcher Form auch immer, letztlich in einer einfachen Wahrheit zusammenläuft.

Er sagte: „Die Dinge, die wir um uns herum sehen und erleben, werden in unseren Herzen aufgezeichnet, um uns letztlich zu derselben Erkenntnis zu führen. Nicht im Wissen, sondern im Glauben an das Gute. Und das ist die Liebe - *die Ewige Liebe*.“

Ahmeds Worte blieben mir im Gedächtnis. Eine einfache Wahrheit für alle. Es tat mir gut zu merken, dass wir, jeder aus einem anderen Hintergrund heraus, auf unterschiedlichen Wegen zum selben Kern gelangt waren.

Gesunde Ernährung

Der Geist nährte dich, ja - aber der Körper brauchte Treibstoff. Ein Leben auf Wanderschaft war körperlich schwer; es fraß Energie. Man war ständig in Bewegung, immer wachsam. Kilometerweit laufen, jeden Tag seinen Lebensunterhalt verdienen, einem sicheren Schlafplatz, ein wenig Ruhe. Draußen übernachten, oft ohne wirklichen Schutz - niemals wirklich tiefer Schlaf.

Gesund bleiben war notwendig - ohne das hätte ich es nicht durchgehalten. Gute Ernährung hatte Priorität. Ich achtete darauf, genug zu mir zu nehmen: Vollkornbrot, Käse, Fisch, Knoblauch, Oliven, rohes Gemüse, Obst. Kein Junkfood - das setzte mir schnell zu.

Auch Rauchen und Trinken tat ich selten, wenn ich unterwegs war. Nicht nur, weil es einen mit der Zeit auslaugt, sondern auch wegen der Risiken. Unter Einfluss durch eine fremde Stadt zu laufen, ist eine Einladung zu Problemen, wie ich in Granada erfahren hatte. In einer

vertrauten Umgebung ist das anders, aber auf der Straße ist man nie wirklich sicher.

Kochen tat ich nicht - das war schlichtweg unmöglich. Für warme Mahlzeiten konnte man oft zur Mission gehen. Nicht, dass ich das immer tat; die Qualität war oft mäßig. Man brauchte Glück.

In Rom gab es viele Orte, an denen man kostenlos essen konnte. Der größte war auch der beste. In einem riesigen Saal, in dem mehr als hundert Leute Platz fanden, servierte Patres gemeinsam mit einigen Straßenjungen. Diese Jungen wurden ausgewählt, durften bei der Vorbereitung und beim Servieren helfen - und erhielten dafür ein Zimmer.

Die hübschesten Jungen wurden bevorzugt, und genau deswegen kursierten Gerüchte über Missbrauch. Ein Junge, den ich kannte, ein auffallend gutaussehender Typ, war gefragt worden, dort zu arbeiten. Nach ein paar Tagen ging er wieder fort.

„Hat mir nicht gefallen“, sagte er auf Nachfrage. Von aufdringlichen Patres habe er nichts bemerkt.

Und doch - der Zweifel blieb in der Luft hängen.

Talent

Manchmal wurde auch die Seele beschenkt. In Rom geschah das durch eine Stimme, die wie ein Schnittmesser durch den Tunnel der Metro fuhr - ein junger Musiker mit einer seltenen Begabung, wie ich sie zuvor bei Finn in Stockholm, Alex in Montpellier und Flavio in Granada erlebt hatte.

Er saß auf dem Boden eines U-Bahntunnels, sang Beatles-Songs, die Gitarre locker auf den Knien. Seine Stimme

war so rein, dass man sofort Gänsehaut bekam. Eine Menschenmenge hatte sich um ihn herum gebildet.

Ein englischer Junge, höchstens achtzehn, mit blondem, flaumweichem Haar, einem Babyface und klarblauen Augen. Seine Haltung war gleichgültig - er schien sich um nichts und niemanden zu scheren. Mit halb offener Bluse und ausgewaschener Jeans hing er lässig gegen die gekachelte Wand gelehnt.

Er schien überrascht über all die Aufmerksamkeit. Zwischen den Liedern ließ er lange Pausen, als hoffe er, dass das Publikum von selbst verschwinden würde. Aber niemand ging. Alle warteten weiter. Ich auch.

Umstehende sprachen ihn an, machten Komplimente, suchten Kontakt - doch er wandte jedes Mal den Kopf ab. Das Warten machte sie ungeduldig. Erst wenn er wieder ansetzte, ging ein Seufzen der Erleichterung durch die Menge. Inzwischen füllte sich sein Gitarrenkoffer mit Münzen und Scheinen.

Neben mir stand ein Mann, der sich als Filmregisseur vorstellte.

„*Bellissimo*“, murmelte er, als ich fragte, was er davon hielt.

Er wollte den Jungen in einem Film verwenden. Ob das jemals passiert ist, weiß ich nicht. Danach habe ich ihn nie wieder gesehen.

Das Bild dieses Jungen - und vor allem seine Stimme - kehrte später noch ein paar Mal zurück. Aber langsam nahmen sie Abschied, verschwanden in einer Schublade des Gedächtnisses, in der schon mehr solcher Erinnerungen lagen.

Auch ich begann Abschied zu nehmen - von der Ewigen Stadt, von meinen Seelenverwandten. Der Winter war Farbe

und Weite gewichen, und in dieser neuen Jahreszeit fühlte sich Rom anders an: weicher, aber auch unruhiger in meinem Herzen. Überall erwachte etwas - Knospen sprangen an den Bäumen auf, der Park füllte sich mit duftenden Blumen, und die ersten Eistheken glänzten im Sonnenlicht.

City of lovers

Der Frühling vibrierte in der Luft. Die Tage wurden länger, das Licht voller. Nicht umsonst nennt man Italien das Land der Liebe. In dem Park, in dem ich schlief, lagen die Wiesen an sonnigen Nachmittagen übersät mit verliebten Paaren - eng aneinander geschmiegt, flüsternd, streichelnd, küssend. Alles andere war für sie einen Moment lang bedeutungslos.

Ich hatte noch nie so viel offene Intimität gesehen, schon gar nicht in diesem Ausmaß. Der Anblick all dieser Paare, so geborgen in den Armen des anderen, legte ein Fehlen offen, das ich nicht länger ignorieren konnte. Ich sehnte mich nach Hause. Nach Ruhe. Nach menschlicher Wärme.

Der Gedanke ans Gehen hatte mich schon länger begleitet.

Ich habe mit Ahmed darüber gesprochen. Er hatte in Frankreich jahrelang als Kurier für einen Freund gearbeitet und konnte jederzeit wieder dort anfangen. Aber in Rom gefiel es ihm noch zu gut, um etwas zu ändern.

Er war der Einzige, von dem ich Abschied nahm.

Auf dem Rückweg verbrachte ich ein paar Tage bei Bädü, und dann - ohne viel Aufhebens - fuhr ich nach Hause.

LETZTE REISE

AUF DER SUCHE NACH VERBINDUNG

Ende des Vagabundenlebens

Nach meiner Rückkehr aus Italien nahm ich mir Zeit, mich zu erholen. Ausruhen, Kraft sammeln - und wieder aufbrechen. Lange Zeit dachte ich, dass ich immer ein Wanderer bleiben würde. Ich kannte nichts anderes, das mir so viel Erfüllung gab. Pläne für die Zukunft machte ich nicht. Die Straße war der Plan.

Doch das Ende kam schneller als erwartet. Ich unternahm noch zwei Reisen: eine in den Norden, nach Skandinavien im Sommer, und später nach Griechenland über Italien. Danach war Schluss.

Die Straße, einst ein Spielplatz voller Freiheit und unerwarteter Begegnungen, hatte ihren Glanz verloren. Tag für Tag dieselben Rituale: spielen, essen, Unterkunft finden, schlafen. Ich kannte das Geschäft in- und auswendig. Aber es brachte mir nichts mehr.

Der Zauber war verflogen. Was früher Abenteuer war, war zur Routine geworden. Ich hatte die Grenzen des Vagabundenlebens ausgelotet, seine Unsicherheiten durchlebt.

Überleben war keine Herausforderung mehr, sondern Arbeit. *Just another day at the office.*

Es gab keinen Moment der Erkenntnis, keinen dramatischen Bruch. Nur ein leises Gefühl, tief in mir: Es ist genug.

Die Straße hatte mir viel gegeben: Geschichten, Freundschaften, Einsichten, Freiheit. Das würde ich immer in Ehren halten. Ich war inzwischen über dreißig. Es wurde Zeit für etwas anderes.

Was genau?

Das wusste ich noch nicht.

Nur, dass es nicht mehr das hier war.

Amsterdam

Über einen Bekannten konnte ich zu einem vernünftigen Preis eine Wohnung in Amsterdam mieten. Offiziell war sie bereits vermietet, aber der Mieter - Herman - war selten da. Er lebte meist bei seiner Freundin in Emmen. Als wir uns kennenlernten, stellte sich heraus, dass er ein sympathischer Mann Mitte vierzig war. Es machte ihm nichts aus, dass ich in der Zwischenzeit in seinem Flat lebte. Manchmal kam er in die Stadt zurück und wir teilten uns die Wohnung. Das funktionierte gut. Er war angenehme Gesellschaft.

Amsterdam zog an. Junge Menschen aus aller Welt kamen hierher, um zu studieren, zu arbeiten oder einfach der Enge ihres Heimatdorfs zu entkommen. Hier passierte es. Hier konnte man man selbst sein. Dachte ich. Das war ein neuer Schritt.

Mein Leben nahm einen halbwegs normalen Rhythmus an. Ich arbeitete als Reinigungskraft bei Alfa Hulp und hatte außerdem einen Job bei der Liftcentrale, einer Organisation, bei der man gegen Bezahlung bei jemandem mitfahren

konnte, innerhalb oder außerhalb der Niederlande. Das Konzept war aus Deutschland übergeschwappt. Der Besitzer - ein Deutscher - führte im selben Büro auch ein Reisebüro. Abends und nachts spielte ich noch regelmäßig auf der Straße.

Am Anfang fand ich es spannend. Die Stadt entdecken, neue Eindrücke sammeln. Doch nach und nach fühlte ich mich immer einsamer. Und mich störte auch, wie die Leute auf meinen Akzent reagierten.

„Oh, du kommst sicher aus dem Osten“, sagten sie, in einem Ton, als käme ich aus Sibirien, als gehörte ich nicht dazu.

Diese sogenannte Toleranz Amsterdams erwies sich als bloßer Schein. Man musste sich sehr wohl anpassen. Das tat ich nicht. Ich wollte nicht mitlaufen, meine Eigenheit aufgeben. Die Folge war, dass ich mich immer weniger zu Hause fühlte.

Existenzielle Krise

Ich rutschte in eine Düsternis, die ich schon kannte, aber diesmal war sie tiefer als je zuvor.

Die Menschen wirkten kalt, in sich selbst gekehrt. Keine echte Verbindung, nur flüchtige Begegnungen und oberflächliche Worte. Hier konnte man in seiner Wohnung sterben, ohne dass es jemand bemerkte. Die moderne Gesellschaft ließ keinen Raum für Verletzlichkeit. Es gab keine Liebe, nur Interessen: du etwas für mich, ich etwas für dich. Weiter ging es nicht.

Mein Blick auf die Gesellschaft wurde zunehmend pessimistischer. Alle schienen vom Wirklichen wegzusehen. Wir zogen einen Vorhang hoch, um nichts mehr sehen zu müssen. Die Medien füllten diese Leere mit einem Strom

einseitiger Geschichten über unseren Wohlstand, unsere vermeintliche moralische Überlegenheit und die Vorstellung, dass wir immer auf der richtigen Seite standen. Kritik wurde weggewischt oder als Extremismus abgestempelt. Nachrichten waren kein Abbild der Wirklichkeit, sondern eine sorgfältig inszenierte Aufführung. Alles, was nicht ins Drehbuch passte, wurde einfach gestrichen.

Auch unser Verhalten im Ausland: lächelnd auf Handelsmissionen, während wir Rohstoffe ausbeuteten; Frieden predigen und gleichzeitig Waffen liefern; Mitgefühl zeigen und gleichzeitig die Täter unterstützen. Wir nannten es Zivilisation, Fortschritt, Hilfe - doch unter diesen Worten verbargen sich Gier, Macht und Eigeninteresse.

Sie fütterten uns mit Geschichten, die vor allem beruhigen sollten: dass wir die Vernunft in Person seien, dass unsere Führer wüssten, was sie taten, dass die Probleme immer woanders lagen. Konflikte wurden auf Gut und Böse reduziert, als wäre das Leben ein Märchen.

Hinter der Fassade lag etwas anderes: Einsamkeit, trostlose Viertel, stille Armut, Sucht, psychische Not.

Alles war eine große Show - und wir schluckten es wie süße Bonbons.

Es gab keinen Respekt. Nicht für die Bürger. Nicht für die Wahrheit.

Das Land, die Stadt, das System - es erstickte an Lügen.

Und ich erstickte mit.

Traurig. Machtlos. Allein.

Ich versank in einem Sumpf aus Gedanken, aus dem es kein Entkommen gab. Fragen erzeugten neue Fragen, bis nichts mehr Sinn ergab. Die Verzweiflung kroch mir unter die Haut.

Früher hatte Reisen geholfen. Musik machen, umherziehen, Begegnungen. Aber aus diesem Leben ließ sich nichts

mehr schöpfen. Kein Trost, keine Magie, kein neuer Horizont.

Ich war blockiert. Nichts berührte mich. Alles war flach; Menschen wurden zu Statisten. Ich sehnte mich nach Wärme und wirklicher Verbindung, fand nur Kälte und Distanz. Die Tage wiederholten sich. Ich sah keine Zukunft. Weder in Amsterdam noch in den Niederlanden.

Eines Tages hatte ich genug. Ich wollte etwas Radikales. Einen Sprung ins Ungewisse. Alles oder nichts.

Die Erkenntnis kam nicht auf einen Schlag. Sie wuchs langsam: keine Flucht, kein Urlaub, sondern ein Schritt ins Unbekannte. Afrika.

Ich wollte wissen, ob es anders sein konnte. Ob die Menschen dort noch füreinander da waren, ob es echte Gemeinschaft gab. Und wenn nicht - dann sollte es das für mich gewesen sein.

„Zeigt mir, was das Leben wert ist“, dachte ich.

Ich nahm keine Gitarre mit. Nur das Nötigste. Über die Liftcentrale organisierte ich eine Mitfahrgelegenheit nach Südspanien. Mit tausend Gulden in der Tasche und einem Visum für Marokko brach ich auf.

Auf dem Weg zur Wahrheit - oder dem Ende.

Wiedersehen mit Reme

In Granada stieg ich aus.

Als ich in Sacromonte ankam, lebte Reme immer noch in derselben Höhle. Wir freuten uns, uns wiederzusehen. Sie hatte eine Beziehung gehabt, aber die war vorbei. Ich blieb ein paar Tage bei ihr. Als ich ihr von meinen Plänen erzählte, hoffte sie, dass ich auf dem Rückweg wieder vorbeikäme. Ich versprach es, obwohl ich nicht einmal

wusste, ob es für mich überhaupt einen Rückweg geben würde.

Es war das letzte Mal, dass ich sie sah.

Tanger

Ich trampelte die Küste entlang, über Málaga nach Tarifa, wo ich die Fähre nach Tanger nahm. Auf der spanischen Seite wurden alle Fahrzeuge, Lastwagen und Fußgänger gründlich kontrolliert - das Schmuggeln von Hasch aus Marokko war ein bekanntes Problem. In Tanger war die Stimmung bei der Ankunft auffallend lockerer. Keine Kontrollen, dafür marokkanische Männer, die Touristen mit Angeboten für Führungen oder günstige Hotels erwarteten.

Ich lehnte höflich ab, aber ein Mann blieb hartnäckig an meiner Seite. Ich versuchte, ihn auf Abstand zu halten, ohne unhöflich zu werden - schließlich war es mein erster Tag in seinem Land - doch er gab nicht auf. Als ich ihn fragte, was er eigentlich von mir wollte, antwortete er, es sei gefährlich, allein durch die Stadt zu laufen.

War das eine Warnung oder eine Drohung? Er verlangte einen absurden Betrag dafür, mich zu begleiten - offenbar erwartete er, dass ich verhandeln würde. Aber darauf hatte ich keine Lust. Schließlich ließ er ab. Trotzdem blieb die Botschaft hängen: Die Angst war gesät.

Ich ging wachsam durch die Stadt, musterte die Umgebung, schätzte die Gesichter ein. Doch nach und nach verschwand das Gefühl. Die Stadt lebte in ihrem normalen Rhythmus; Menschen gingen ihren Tätigkeiten nach. Die Bedrohung löste sich auf im Sonnenlicht und in duftenden Gassen - auch wenn ein Rest Misstrauen blieb.

Tanger hatte eine bewegte Vergangenheit. Von 1923 bis 1956 war es eine internationale Zone, in der Gesetze

biegsam waren und moralische Grenzen verschwammen. Ein Zufluchtsort für Spione, Schmuggler, Kriminelle - aber auch für Schriftsteller, Künstler und verlorene Seelen. Paul Bowles, Burroughs, Kerouac, Ginsberg, Genet, Brion Gysin, Francis Bacon - sie alle hatten hier zeitweise Unterschlupf gefunden. Ich streifte durch die Medina, besuchte den Markt und trank Chai in einem Café.

Es war September, aber noch voller Sommer. Was mir auffiel, war, wie offen Haschisch geraucht wurde. Überall sah ich die kleinen Stahlpfeifen, die nach einem Zug von Hand zu Hand gingen. Niemand schien sich daran zu stören.

„Ist das hier legal?“, fragte ich mich.

Das konnte doch kaum sein. Das Rifgebirge, wo der Cannabis angebaut wurde, lag ganz in der Nähe. Vielleicht lag es daran.

Später sprach ich mit einem Expat, der hier seit Jahren lebte. Er erzählte mir, dass Haschisch offiziell verboten war, aber in dieser Region tief im Alltag verankert.

„Es wird geduldet - bis du Pech hast“, sagte er. „Vor allem als Tourist musst du aufpassen. Wenn du erwischt wirst, folgt meistens eine Forderung nach Schmiergeld. Weigerst du dich, geht's aufs Revier - und dann weißt du nicht, was passiert.“

Das entmutigte mich. In so einer Atmosphäre verspürte ich keine Lust, etwas zu rauchen. Ich blieb nicht lange. Noch am selben Tag nahm ich den Zug nach Rabat. Im Abteil war ich der einzige Ausländer und wurde von allen Seiten beobachtet. Die Unruhe war nicht verschwunden; ich blieb wachsam. Schlafen wollte ich nicht - aus Angst, ohne meine Sachen aufzuwachen.

Marrakesch

Meine Sorgen erwiesen sich als unbegründet. Die Reise nach Rabat verlief ohne Zwischenfälle. Auch die Fahrt über Casablanca nach Marrakesch war problemlos. Dort nahm ich mir ein günstiges kleines Hotel für mehrere Tage. Draußen schlafen wollte ich nicht. Zum Glück war es hier billig genug, mir diesen Luxus zu gönnen. Ein Hotelzimmer bedeutete außerdem: keine Last mitschleppen. Ohne Gepäck in die Stadt zu gehen fühlte sich befreiend an.

Marrakesch hatte einen Ruf als Hippie-Ziel aus den Sechzigern. Vieles davon wirkte wie Folklore; was übrig blieb, waren Souvenirs und Geschichten für Touristen. Die Stadt selbst – eine der vier Königsstädte – strahlte mit ihrer maurischen Architektur etwas Vertrautes aus und weckte Erinnerungen an Granada.

Alles schien in Bewegung. Mopeds rasten haarscharf an Wagen voller Orangen vorbei, während Esel mit schweren Lasten geduldig durch die engen Gassen stapften. Die Medina war ein Labyrinth aus schmalen Wegen, in die das Sonnenlicht nur gefiltert drang. An jeder Ecke wurde gehandelt: Kupferwaren, Teppiche, Gewürze, Schuhe, frisches Obst, offen hängendes Fleisch und Wasserträger mit Kupferkannen und farbenprächtigen Gewändern. Es wurde laut gefeilscht.

Die kleinen Läden breiteten ihre Waren fast bis zur Mitte der Gasse aus. Handkarren drängten sich hindurch, Kinder verkauften Teppiche, Schmuck und Limonade in Plastiktüten. Restaurants und Teehäuser nahmen die Bürgersteige und Plätze ein. Ich roch die trockene Hitze, vermischt mit einer Mischung aus Düften - Minze, Leder, Holzkohle und dem fettigen Aroma frittierte Snacks.

Auf dem großen Platz bei der Bazaar sah ich zum ersten

Mal einen Schlangenbeschwörer. Er trug ein hellblaues Gewand, einen Turban und arbeitete mit bloßen Händen. Eine nach der anderen holte er die Schlangen aus einem Korb, ließ sie tanzen, sich aufrichten, im Rhythmus seiner Flöte wiegen - als würde er ihren Willen übernehmen. Das Publikum hielt von selbst Abstand. Niemand musste uns warnen. Die Angst saß uns im Blut.

Affen wurden an Ketten für Fotos herumgeführt, manchmal mit einer Härte, die unangenehm berührte. Akrobaten, Geschichtenerzähler und Musiker bildeten kleine Menschenkreise um sich herum. Das Stimmengewirr hatte etwas Hypnotisches, besonders abends - ein Klangteppich aus Rufen, Musik und dem Zischen von Öl in Pfannen.

Der Basar selbst war ein Labyrinth. Eine Stadt in der Stadt. Ich schlenderte umher, ließ mich von Farben, Geräuschen und Gerüchen überraschen - würzig, fettig, süß.

Auf einem kleinen Park an dem Platz wurde Chai serviert. Ich setzte mich zu einer Gruppe Männer unter einen Baum und versuchte, mich in ihr Gespräch einzubringen, doch ich wurde kaum angesehen. Als ich merkte, dass ich fünfmal so viel für ein Glas Tee bezahlte wie sie, sprach ich den Verkäufer an. Er zeigte sich wenig beeindruckt von meinem Gerechtigkeitsinn. Er zuckte nur mit den Schultern: *prix touristique*.

Auf dem Platz traf ich zwei Jungen um die zwanzig. Sie waren wegen krimineller Taten aus Frankreich verbannt worden, aber freundlich und bescheiden. Sie zeigten mir die Stadt und verlangten nichts dafür. Ich kaufte etwas Hasch von ihnen, das ich abends in meinem Hotelzimmer rauchte. Dort fühlte ich mich sicher genug.

Hier war alles Handel, stellte ich fest. Mein zu warmer Schlafsack und meine verschwitzten Turnschuhe wurden

über ihre Kontakte im Basar gegen eine marokkanische Wolldecke und handgemachte Sandalen getauscht.

Nach und nach merkte ich, dass einer der beiden Jungen täglich seine Ration Wein brauchte.

An Wein heranzukommen war hier nicht leicht. Es gab keine Läden, die welchen verkauften. Man brauchte Kontakte - wie bei Drogen - und es war teuer. Er konsumierte auch Opium. Tagsüber ging es noch, aber abends wanderte er oft benommen durch die Straßen oder saß schweigend mit seinem ledernen Weinschlauch auf einer Stufe. Sein Freund passte auf, dass ihm nichts geschah und dass ihn die Polizei nicht aufgriff.

Ich ging meinen eigenen Weg, und nach und nach sahen wir uns immer weniger.

Ouarzazate

Nach gut einer Woche verließ ich das geschäftige Marra-kesch in Richtung Ouarzazate. Im Bus: Plastiksitze, Vorhänge voller Sonnenflecken, über dem Fahrer ein Perlenstrang und ein vergilbtes Foto. Der Motor brummte, eine Chaâbi-Kassette knisterte, und langsam glitt die Stadt hinter uns zurück: Palmen, rosarote Mauern, dann die Ebene mit Olivenhainen.

Hinter Aït Ourir begann der Anstieg. Haarnadelkurven, Felsblöcke wie gestapelte Brote, sandige Dörfer, Ziegen, die balancierend die Hänge absuchten. Der Bus ächzte, schaltete zurück, fand seinen Rhythmus. Die Menschen lehnten sich in den Kurven mit; ein Kind schlief mit offenem Mund. Fenster einen Spalt geöffnet: ein Hauch von Thymian wehte herein. Vor jeder unübersichtlichen Kurve tippte der Fahrer kurz auf die Hupe - ein knappes „Ich komme“, das gegen die Bergwand prallte.

Oben auf dem Tizi n'Tichka veränderte sich das Licht; die Abfahrt färbte sich wärmer, erdig. Hänge öffneten sich in Terrassen und trockene Rinnen. Lehmhöcker klebten an den Flanken, Mauern aus Pisé, exakt in derselben Farbe wie die Erde selbst. Am Straßenrand Stände mit Safran, Honig, Teppichen, die im Wind flatterten. Der Bus nahm Fahrt auf; über meinem Kopf rutschte das Gepäck. Der Mann neben mir bot Feigen aus einer Plastikdose an.

Der Nachmittag sank; die Schatten wurden lang und scharf. In der Ferne tauchten die ersten Palmengürtel einer Oase auf und der Umriss einer Kaserne. Ein Schild: Ouarzazate. Eine Stadt aus Lehm und Stein, in der Sonne gebacken, dahinter die glitzernden Gipfel des Atlas - Schnee wie Streusel am Horizont.

Wir fuhren auf breiteres Asphalt. Rechts die Kasbah Taourirt wie ein Sandkastell, links ein Pfeil zu einem Filmstudio - ein flüchtiger Blick auf die Traumfabrik am Wüstenrand.

Der Motor verstummte mit einem Seufzer. Die Tür schlug auf; Hitze schlug mir ins Gesicht. Alle streckten sich, klopften Staub aus der Kleidung, holten Taschen vom Dach. Lachen, Rufe, Verhandlungen mit einem Taxifahrer; jemand suchte einen verlorenen Hut.

Ich nahm ein einfaches Hotelzimmer und ging auf Erkundung. Zwischen sandfarbenen Häusern und schmalen Gassen lief ich aus der Stadt hinaus, Richtung Wüste. Ein Händler mit einem kleinen Schmuckstand sprach mich an. Uhren? Kein Interesse. Das störte ihn nicht. Er schenkte Chai ein und wir sprachen - ein Mix aus Französisch, Englisch und Spanisch. Er erzählte, wie schwer es war, hier eine Existenz aufzubauen. Viele junge Leute sahen keine Zukunft: kein Job, kein Geld, keine Frau - nur der Traum von Europa. Während er nach Norden

wollte, blickte ich in die andere Richtung. Er wünschte mir Glück.

Weiter draußen lösten sich die letzten Häuser in einer offenen Sandfläche auf. Dort stand ein kleines Essenszelt. Draußen saßen Gäste im Sand um ein leise knisterndes Feuer. Sie aßen schweigend; nur hin und wieder ein paar ruhige Worte. Drinnen gab es keine Speisekarte. Ich bestellte, ging wieder hinaus und sank ebenfalls in den Sand.

Die Luft war so rein, dass jeder Atemzug ein Geschenk war. Was meinen Lungen guttat, beruhigte auch meinen Magen. Das Essen kam in einer Tontajine: schlicht - Kichererbsen, weich geschmortes Gemüse, eine duftende warme Sauce, etwas Fleisch. Nichts Besonderes und doch vollkommen.

Vermisst

Zurück im Hotel sah ich in der Lobby erneut die Poster, die mir schon öfter aufgefallen waren: zwei vermisste niederländische Jungs. Sie waren mit einem Auto durch Algerien gefahren, danach hatte man nichts mehr von ihnen gehört. Es berührte mich vor allem, weil sie aus meinem eigenen Land kamen.

Während meiner Reise durch Marokko wusste niemand, was ihnen zugestoßen war. Es gab noch Hoffnung, dass sie gefunden würden. Erst Monate später hörte ich, was vermutlich passiert war: mitten in der Sahara hatte ihr Auto eine Panne. Keine Hilfe weit und breit. Zu Fuß weiterzugehen war keine Option. Als das Wasser ausging, sollen sie den Wagen in Brand gesetzt haben - ein letzter Versuch, Aufmerksamkeit zu erregen. Vergeblich.

Was mussten diese Jungs durchgemacht haben? Ich

fragte mich, was sie alles versucht hatten, um in der sengenden Hitze zu überleben, und wie ihre letzten Stunden gewesen waren. Hatten sie bis zum Schluss gekämpft oder sich irgendwann dem Unvermeidlichen ergeben?

Richtung Westsahara

Ihre Situation hallte mir unterwegs im Kopf nach.

Ich blieb nicht lange in Ouarzazate. Am nächsten Tag nahm ich den Bus nach Laâyoune. Der Motor brummte, die Stadt glitt zurück: Lehmfarben weg, Anti-Atlas voraus.

Hinter Taznakht hingen Teppiche im Wind zum Trocknen. Die Straße stieg und fiel, Farben wechselten von Steinrot zu Aschgrau. Die Leute dösten, Köpfe wiegten sich im Rhythmus des Asphalts. Ab und zu ein Kontrollposten: Hand hoch, kurzer Blick, eine Stempelgeste, weiter.

Die Landschaft wurde kahler: erst Sträucher, dann nur Stein und Sand. An einer Haltestelle stieg ein alter Mann ein, eine Bündel Dattelzweige unter dem Arm. Er nickte, setzte sich neben mich und brach einen Zweig zum Teilen ab.

Tata war ein Streifen Grün in einer steinernen Mulde: Palmen, eine Pumpe, drei Tajines auf Holzkohle. Wir aßen schweigend aus demselben Tongefäß. Der Fahrer prüfte das Wasser, klopfte gegen einen Reifen und piff uns zurück in den Bus. Dann Akka: Lehmhäuser, Arkaden voller Schatten, Reihen von Datteln an Schnüren.

Der Nachmittag streckte sich. Hitze flackerte auf dem Asphalt; Luftspiegelungen verschluckten den Horizont. Guelmim nannte sich Tor zur Sahara - man spürte es am Wind. Sandiger, salziger; als würde der Ozean uns schon begleiten. Zwischen Tan-Tan und der Küste sah man

manchmal die Möwen, ehe man das Wasser sah; und dann plötzlich ein Streifen Blau am Rand des Blickfelds.

Der Bus wurde stiller. Alle starrten hinaus: lange Schatten über leeren Ebenen, die ins Nichts und überallhin führten. In der Dämmerung tauchten Kontrollpunkte auf, Schlagbäume halb im Sand versunken; Papiere, ein Nicken, weiter.

Spät am Abend glühte Laâyoune wie ein Band aus Natriumlicht im Dunkel. Wir fuhren auf das Stationsgelände.

Wir waren nun in der Westsahara - einem umstrittenen Landstreifen, seit Jahren Schauplatz von Scharmützeln und Patrouillen. Für Rabat ein selbstverständlicher Teil des Königreichs; für das ursprüngliche Volk ein Versprechen auf etwas Eigenes, mit Polisario und Algerien im Rücken.

Reisen war hier nur mit Genehmigung möglich. Nach Dakhla, auf halbem Weg nach Mauretanien, fuhr einmal am Tag eine Kolonne: Busse, Lastwagen, Autos in einem einzigen Band, vorne und hinten von Militär begleitet. Keine Heldentaten - Vorsicht.

In Kolonne

Noch vor Sonnenaufgang versammelten wir uns auf dem staubigen Platz bei der Gendarmerie. Busse, Pick-ups, Lastwagen mit Planen - eine einzige lange Schlange. Soldaten gingen die Reihe entlang, sahen in die Ladeflächen, schlugen Türen mit einem flachen Klack zu.

„Kolonne“, sagte jemand.

Vorn ein Pick-up mit Blaulicht, hinten noch einer. Anweisungen: Fenster einen Spalt geöffnet, Abstand halten, nicht anhalten, nicht von der Straße abfahren.

Die Stadt schlief noch, als wir aufbrachen. Graublaues

Licht, kühle Luft mit einem Hauch Salz. Die Motoren summten im selben Rhythmus; man spürte, wie sich alle diesem Takt anpassten. Wir rollten auf die N1 - ein Pfeil durch die Leere. Ich staunte über die Küsten, die paradiesisch wirkten: strahlend weiße, sonnenüberflutete Strände, weit und völlig leer. Keine Touristen, keine Dörfer. Nur Wind, Sand und das endlose Meer.

Boujdour war eine Atempause. Ein Felsen, weiter hinten ein Leuchtturm. Wir bildeten einen Halbkreis um einen Teestand: drei Gläser süßer Tee in einer Reihe, Brot mit Omelett und Kreuzkümmel. Das Begleitfahrzeug lief im Stand weiter. Ein kurzes Handzeichen, alle wieder hinein. Das Band spannte sich erneut.

Gegen Abend drängte sich die Straße auf die Landzunge. Links die Lagune in blaugrünen Tönen, rechts der offene Ozean. Der Himmel bekam einen rotgoldenen Saum. In der Ferne tauchte eine Kette von Lichtern auf: Dakhla. Das Blaulicht erlosch. Der Motor unseres Busses sank in die Drehzahl, als würde auch er erleichtert ausatmen.

Am Busbahnhof sprach mich jemand an: Hotel im Angebot. Der Preis war höher als ich gewohnt war; ich lehnte ab und ging weiter. Er blieb hartnäckig und kam mit etwas Günstigerem. Eigentlich hatte ich genug, doch als der Preis auf ein vernünftiges Niveau sank, ließ ich mich führen.

Am Abend suchte ich ein Restaurant auf und erkundigte mich, wie es weiterging. Es gab keinen öffentlichen Transport mehr Richtung Süden. Wer nach Mauretanien wollte, musste selbst etwas organisieren. Mit diesem Wissen ging ich schlafen.

Mollige Damen

Ich schlief bis zum Mittag. Kein Plan, keine Eile. Ich schlenderte durch die sandigen Straßen und ließ Augen und Ohren arbeiten.

Außerhalb der Stadt stieß ich auf etwas Unerwartetes: eine Gruppe fülliger Frauen lag auf der Seite im Sand, bunt gekleidet, mit glatten, runden Gesichtern. Sie lagen völlig selbstverständlich dort; Passanten - auch ich - blieben stehen und sahen zu. Ihre Blicke waren selbstbewusst, fast herausfordernd: *Das sind wir*.

Neugierig fragte ich einen Mann, was hier vor sich ging. Er erklärte, dass in dieser Region Molligkeit als Symbol für Schönheit und Status gilt.

„Mädchen werden hier von klein auf gemästet“, sagte er.

„Gemästet?“, fragte ich.

Er nickte. „Ja. Die Mädchen sollen sich den Wünschen der Männer beugen, wenn sie einen heiratsfähigen Partner wollen. Je schwerer die Frau, desto mehr Ansehen für ihren Mann. Ein bisschen wie bei Vieh“, fügte er ohne Scham hinzu. „So zeigt der Mann, dass er seine Frau(en) und Tiere gut versorgen kann.“

Es erschreckte mich, aber ich hielt mich zurück. Wie primitiv es auch klang - war unsere westliche Fixierung aufs Dünnsein wirklich so viel besser? Auch wir zwangen Frauen in ein Schönheitsideal.

Heiratsantrag

Später am Tag sprach mich ein Mann in meinem Alter auf der Straße an. Er fragte, ob ich seine Schwester kennenlernen wolle. Zunächst war ich misstrauisch. Aber er blieb freundlich, stellte keine Forderungen. Sie habe es schwer,

sagte er. Vielleicht könne ich etwas für sie tun. Die Neugier überwog das Misstrauen.

Ich ging mit ihm. Wir kamen in einen kleinen Raum. In der Mitte stand ein Tisch, die Sonne fiel durch ein kleines Fenster auf die mintgrüne Wand. Seine Schwester saß gegenüber, mit Kopftuch, warm gekleidet trotz der Hitze. Sie sah mich kaum an. Zwei ältere Frauen saßen schweigend im Schatten. Es fühlte sich an wie ein Theaterstück, dessen Handlung ich noch nicht verstanden hatte - bis der Groschen fiel: Sie wollten, dass ich sie heirate.

Unterwegs hatte ich solche Geschichten schon gehört. Frauen, die, um der Aussichtslosigkeit zu entkommen, einen Ausländer suchten, um an Papiere zu kommen. Danach ging jeder wieder seiner Wege.

Der Bruder brachte den Vorschlag freundlich, fast schüchtern vor. Keine Forderung, eher eine Bitte. Er wolle nur eine Chance für seine Schwester, sagte er. Und ich glaubte ihm. Aber es fühlte sich nicht richtig an. Was würde später in Europa von mir erwartet? Was, wenn mehr daran hing, als ich überblicken konnte?

Ich sagte ruhig, dass ich es nicht tun würde.

„Kein Problem“, sagte er. „Ich verstehe.“

Es wurde nicht gedrängt.

Ich grüßte, drehte mich um und ging hinaus.

Als ich Richtung Meer lief, hörte es in meinem Kopf nicht auf zu malen. Hatte ich etwas abgelehnt, das möglich gewesen wäre - eine unerwartete Verbindung, vielleicht sogar eine Frau, mit der ich mein Leben hätte teilen können? Ein anderes Leben, mit Häuslichkeit, Stabilität? Eine verpasste Chance?

Ich hatte Nein gesagt - auch das bedeutete etwas.

Es war gut so, redete ich mir ein, und hoffte, dass mein Kopf bald Ruhe gab.

Pferd mit Flügeln

An der Küste fand ich eine Bank. Ich setzte mich und blickte über den Strand und den Ozean, die Gedanken noch bei ihr. Ein paar Kinder spielten, wie Kinder überall spielen: Sie rannten den zurückweichenden Wellen hinterher und flohen kreischend, sobald das Wasser ihnen wieder nachsetzte.

Ein Mann setzte sich neben mich. Verwahrlost, mit einem Geruch, der vermuten ließ, dass er sich seit langer Zeit nicht gewaschen hatte. Unter seinem salz-und-pfefferfarbenen Stoppelbart saßen kleine Krusten. Sein Gebiss bestand aus Stümpfen, bis auf einen halbwegs intakten Eckzahn. Dunkles, glattes Haar - stellenweise ergraut - klebte an seinem mageren Kopf. Er sah mich mit hohlen Augen an und sagte, er habe in England gearbeitet. Es schien ihm gutzutun, wieder einmal Englisch zu sprechen.

Ich dachte zuerst, er wolle Geld, und fragte direkt danach.

„Nein“, sagte er und machte beschwichtigende Handbewegungen.

„Relax. Just talking.“

Er sagte, er sei früher in der Handelsmarine gewesen, habe die Welt bereist und viel gelesen. Camus war sein Lieblingsautor. Später sei er in sein Land zurückgekehrt und habe sich der Polisario, der Rebellenarmee, angeschlossen.

„Der Kampf ist noch nicht vorbei“, sagte er. „Aber mein Leben schon. Ich habe zu viel gesehen. Zu viel erlebt.“

Er strich sich mit der Hand durch die Haare.

„Die Schrecken des Krieges, was wir einander antun ... kein normaler Mensch hält das aus.“

Nur Heroin halte ihn noch halbwegs ruhig. Er habe es

schon genommen, als er für die Polisario kämpfte. *Horse*, nannte er es.

„Das Pferd, das uns Flügel gab. Hoch über die Wolken, damit wir das Elend nicht mehr sehen mussten.“

Der Krieg hatte sich nach innen verlagert. Tag für Tag rang er mit seinen Dämonen. Das Ideal, für das er einst gekämpft hatte, war zu Zynismus verkommen.

„Es geht nicht ums Volk, sondern um Beute. Wir kämpfen für die Reichen, für die Sponsoren. Nicht für unser Volk. Dieses Gebiet ist reich. Man sieht es nicht - aber sie wollen die Mineralien. Die Geldgeber wollen Profit. Immer Profit. Und wir bekommen nichts.“

Er deutete auf ein Kind mit einem Drachen, dessen bunte Schwanzbänder im Wind flatterten.

„So fühlte ich mich einmal. Verbunden mit meinem Volk, mein Ideal hoch über mir. Aber ich ließ mich auf Waffen ein, und dann bekommt man einen Feind - der eigentlich dein Bruder ist. Man lernt zu hassen, weil es nötig ist. Weil man sonst nicht töten kann. Und dafür braucht man Drogen. Ohne Drogen gewinnt niemand einen Krieg. Sie machen dich gefühllos. Dann geht es leichter. Bis du aufwachst. Und begreifst, dass alle Kugeln auf dich selbst gerichtet waren. Danach kommt der Wahnsinn. Und dann bist du für immer verloren.“

Er schwieg, beugte sich vor und schüttelte den Kopf.

„*Wie kann es sein, dass wir uns immer wieder so täuschen lassen?*“

Er sah mich an, wartete auf eine Antwort. Aber was hätte ich sagen sollen?

Dass es immer um Rohstoffe und die Gier der Mächtigen geht, wusste ich längst. Der Rest ist Nebelwand - Propaganda, um der Öffentlichkeit den Krieg schmackhaft zu machen. Angst säen, einen Feind benennen, der ‚uns‘

vernichten will, das Vaterland, das verteidigt werden muss. Immer dasselbe abgenutzte Drehbuch.

Das Leid von Millionen wird als ‚Kollateralschaden‘ abgetan. Und hinterher? Kein Hahn kräht mehr danach. Schon gar nicht nach Menschen wie ihm. Die Medien schweigen. Die Entrüstung versiegt. Und beim nächsten Anlass liegt das Drehbuch wieder bereit.

Ja - warum fallen wir immer wieder darauf herein?

Am Strand sammelten die Mütter ihre Sachen und riefen ihre Kinder. Widerwillig folgten sie.

Kurz darauf liefen wir gemeinsam Richtung Stadt. An einem kleinen Restaurant fragte ich ihn, ob er etwas essen wolle. Er sagte, sein Magen vertrage nicht mehr viel. Suppe, mit etwas Brot - das ginge noch.

Ich bestellte für uns beide. Wir setzten uns unter eine Pergola, schwer von violetten Blüten. Viel sagten wir nicht mehr. Seine Geschichte blieb mir noch lange im Gedächtnis, nachdem wir auseinandergegangen waren.

Nach Mauretanien

Ich ging zurück ins Hotel. Ich war müde. Es war ein intensiver Tag gewesen. Später würde ich sehen, ob ich jemanden finden konnte, um weiterzureisen. Erst einmal ausruhen.

Noch am selben Abend traf ich in der Stadt eine Gruppe belgischer Reisender, die Flämisch sprachen. Sie waren mit einem großen Geländewagen und einem Jeep auf Wüstentour nach Mauretanien. Ob ich mitfahren könne? Nach kurzer Beratung sagten sie: bis zur Grenze ja. Ich war erleichtert.

Vor Tagesanbruch trafen wir uns auf dem Sandplatz bei der Gendarmerie. Zwei Toyota-Pick-ups, ein überladener kleiner Lastwagen, Kanister mit Diesel und Wasser, Seile

und Bretter gegen das Festfahren. Der Wind kam kalt von der Lagune; Tee in kleinen Gläsern, Zuckerrand an den Lippen. Ein Mann schrieb Namen in ein Heft.

„Zusammen fahren“, sagte er. „Nicht anhalten. In der Spur bleiben.“

Die Belgier gehörten einem Abenteurerklub an, der regelmäßig Fahrten durch abgelegene Gebiete unternahm. Fünf Personen insgesamt: zwei Frauen und drei Männer. Der Klub war größer, doch mit zwei Wagen musste rotiert werden. Sie liebten raues Gelände.

Sie waren gut vorbereitet: Wasser, Nahrung, Extra-Benzin, ein Mechaniker für Pannen. Sogar Kisten voller Kleidung und Brillen zum Verteilen. Anders als ich hatten sie ein Visum für Mauretanien. Es war fraglich, ob ich überhaupt ins Land käme.

Dakhla verblasste hinter uns; nur der Ozean blieb als langer blauer Streifen sichtbar. Das Land wurde flach und steinig: Hamada, hier und da ein vertrockneter Busch, ein Saum aus Sand, der manchmal die Spur verschluckte. Die Motoren sangen einen einzigen Ton.

Ich saß auf einer Bank in der Ladefläche neben Alain, einem großen, kräftigen Kerl, und ließ den Wind durch meinen Mund strömen. Wir sprachen über unsere Reisen, über Erwartungen, über Afrika, über das Leben in Europa. Ich merkte, wie schwer es war, über den eigentlichen Zweck meiner Reise zu sprechen. Unwirklich, zu fern, unvereinbar mit dem Bild, das ich von mir selbst hatte: der nüchterne Reisende. Ich wollte etwas loswerden, suchte Halt, vielleicht Bestätigung - aber es ging nicht. Ich brachte es nicht über die Lippen. Ich musste das durchleben, nicht darüber reden.

Die Sonne stieg; die Luft brach in flirrende Schichten.

Salz, Staub, ein Hauch Fisch von irgendwo weit weg. Eine Möwe schwebte still über dem Nichts.

Am Ende des Tages kam der schwierige Abschnitt: Niemandsland. Kein Asphalt, nur Spuren, die sich durch ein Feld aus Fels und kleinen Dünen schlängelten. Schilder mit *DANGER MINES*, schief im Sand, hier und da das Wrack eines verrotten Autos. Wir fuhren Rad an Rad, exakt in derselben Furche. Niemand sprach. Nur das Poltern der Federung und das trockene Klicken der Steine unter uns.

Dann plötzlich Farbe: eine mauretanische Fahne, die träge an einem Mast hing. Kein Grenzposten. Die Kolonne fuhr unbeirrt weiter. Die Welt änderte sich kaum. In der Dämmerung ragten Schiffswracks wie rostige Rippen aus dem lockeren Sand.

In Nouadhibou mussten wir zur Zollkontrolle. Wir bogen auf ein sandiges Gelände ein; die Motoren verstummten nacheinander. Kontrolle. Die Belgier kamen schnell durch - ihre Papiere waren in Ordnung.

Ich musste bleiben.

Auf der Polizeiwache

Ein Zollbeamter brachte mich zur Polizeiwache. Draußen auf einem kleinen Platz durfte ich mich auf den Boden setzen, neben einem Beamten, der hinter einem Tisch voller Papiere und einem Telefon saß.

„Warten“, war alles, was er sagte.

„Wie lange?“

Er hob wortlos die Schultern.

Gegen Abend gab es einen Schichtwechsel. Der neue Beamte sagte, dass ich die Nacht hierbleiben müsse. Morgen ginge es weiter. Inzwischen wurden immer mehr Leute hereingebracht - nicht in eine Zelle, sondern draußen

zu uns auf den Platz. Die meisten waren wegen Alkoholkonsums festgenommen worden, verboten im streng islamischen Mauretanien. Einige schliefen sofort ein, sobald sie den Boden berührten. Auch zwei Prostituierte kamen herein; sie waren schüchtern und hielten sich im Hintergrund.

Ich hatte den ganzen Tag kaum etwas gegessen und bekam Hunger. Ich fragte den Beamten in brüchigem Französisch, ob ich etwas zu essen bekommen könnte.

„Das ist nicht unsere Verantwortung“, sagte er gleichgültig. „Darum musst du dich selbst kümmern.“

„Aber ich kann doch nirgendwo hin?“

„Dann musst du bis morgen früh warten. Wenn Angehörige anderer Gefangener Essen bringen, kannst du fragen, ob du mitessen darfst.“

Dieser Gedanke beruhigte wenig, aber ich hatte keine Wahl.

Und tatsächlich. Am nächsten Morgen erschienen Mütter, Schwestern, Väter mit Töpfen und Plastikschalen voller warmem Essen. Hungrig schaute ich zu, wagte aber nicht zu fragen. Bis ein Mann, mit dem ich schon ein wenig gesprochen hatte, mir zunichte.

„Komm, iss mit.“

Es gab kein Besteck. Man aß mit den Händen. Das sah einfach aus, war aber eine Kunst für sich. Trotz meines Gestümpers bekam ich genug ab. Ich war ihm dankbar.

Die Tagschicht übernahm; der Beamte vom Vortag war zurück. Später am Nachmittag brachte er Neuigkeiten.

„Ich kann dich hier nicht behalten. Du musst nach Nouakchott, um ein Visum zu bekommen.“

Aber zuerst musste ich eine Erklärung unterschreiben. An dem Tischchen neben mir hatte er sie auf einer klapprigen Schreibmaschine getippt. Auf Französisch. Stunden-

lang war er damit beschäftigt gewesen. Als ich zu lesen versuchte, was dort stand, riss er mir das Papier grob aus der Hand.

„Nicht lesen. Einfach unterschreiben.“

Ein Gefangener neben mir protestierte:

„Er muss wissen, was er unterschreibt!“

Der Beamte sah das anders. Er gab mir die Erklärung zurück, und als ich beim zweiten Versuch wieder auf den Text schaute, drohte er:

„Wenn du nicht sofort unterschreibst, bleibst du hier.“

Es schien mir besser, klein beizugeben. Den französischen Text hätte ich sowieso nicht verstanden. Ich unterschrieb und wurde anschließend unter Polizeibegleitung zum Flughafen gebracht. Den Flug nach Nouakchott musste ich selbst bezahlen - ich wusste nicht einmal, ob ich genug Geld hatte. Zum Glück ging es. Noch am selben Nachmittag hatte ich mein Visum.

Nouakchott

Endlich frei. Auch wenn es nur eine Nacht gewesen war, fühlte es sich wie eine Ewigkeit an. Ich ging in die Stadt. Überall niedrige Bebauung - drei, vier Etagen waren das Maximum. Die meisten Häuser hatten nur ein Geschoss: quadratische Blöcke mit Flachdächern. Einfach und funktional.

Im Gegensatz zu Marokko ließ man mich hier in Ruhe. Kein Rufen, kein Ziehen. Das war eine Wohltat.

Ich überlegte, ob ich ein Hotel suchen oder die Dinge einfach geschehen lassen sollte. Ich entschied mich für Letzteres. Je weiter ich mich vom Zentrum entfernte, desto weniger Asphalt gab es. Die Gassen zwischen den Wohnhäusern bestanden nur noch aus Sand.

Dort traf ich auf einen schwarzen Jungen: Camara aus Ghana. Er sprach gut Englisch und strahlte etwas Vertrautes aus, als hätten wir etwas gemeinsam, ohne zu wissen was. Er wirkte bemerkenswert westlich, obwohl er Afrika nie verlassen hatte. Wir kamen ins Gespräch, und er lud mich ein, bei ihm zu Hause zu essen.

Er wohnte mit seinem Freund Ebo in einem kargen Einraumhaus. Keine Möbel, keine Matratzen, keine Decken - nur eine Matte auf dem Boden.

„Wenn du willst, kannst du hier schlafen“, sagte Camara.

„Gerne.“

Ebo war im Moment nicht da, aber laut Camara hätte er kein Problem damit. Das stimmte. An diesem Abend saßen wir zu dritt zusammen und redeten. Beide wollten nach Europa, waren aber in Mauretanien gestrandet.

Hier nannte man das „*den Sarg*“ - man kommt hinein, aber man kommt nicht mehr heraus. Weiter Richtung Marokko oder Algerien war unmöglich. Und selbst wenn sie das Geld für die Reise hätten, würden sie sofort abgeschoben. Nach Ghana konnten sie auch nicht: ihr gesamtes Ersparnis war für die Reise hierher draufgegangen; für ein Rückticket war nichts übrig. Arbeit gab es ebenfalls nicht. Um zu überleben, waren sie Friseure geworden - ohne Ausbildung, ohne Erfahrung.

Am nächsten Tag nahmen sie mich mit zu ihrem Arbeitsplatz, außerhalb der Stadt. Dort saßen noch mehr Jungs im selben Boot: aus Ghana, Nigeria, Kamerun und der Elfenbeinküste - alle Friseure.

Im Wüstensand hatten sie Parzellen von etwa zwei Quadratmetern abgesteckt und mit Pfählen und Holzplatten zu einfachen Kabinen ausgebaut. Zwischen den Pfählen hingen Planen gegen die sengende Sonne. So

entstand ein improvisierter Friseursalon im Freien mit etwa zehn Arbeitsplätzen.

Es war lebendig, als ich mit Camara und Ebo ankam. Kunden kamen und gingen, aber es war auch ein Treffpunkt für Jungs mit einem gemeinsamen Traum: eines Tages Europa zu erreichen.

Einige saßen hier schon seit Jahren. Die Hoffnung bröckelte langsam, aber niemand sprach es aus.

Später am Tag kam ein mauretanischer Junge vorbei. In seiner Tasche hatte er ein paar Flaschen Bier für den Eigenbedarf; er zeigte sie stolz. Einige flüsterten, er sei gerade entlassen worden - nach fünf Jahren Gefängnis wegen Alkoholbesitzes.

Ob es Zufall war oder ob er verfolgt wurde, weiß ich nicht, aber plötzlich tauchten zwei Polizisten auf. Sie gingen direkt auf ihn zu, rissen die Tasche auf und tippten, ohne ein Wort zu sagen, auf die Flaschen.

Er geriet völlig in Panik. Bettelte, flehte, schrie. Fuchtelte mit den Armen. Der Gedanke an eine weitere lange Gefängnisstrafe trieb ihn fast in den Wahnsinn. Weinend sank er zu Boden. Doch die Polizisten waren unerbittlich. Sie packten ihn unter den Armen und schleppten ihn so gut es ging durch den weichen Sand zum Wagen.

Unter unserer Gruppe entbrannte eine Diskussion. Einige fanden es absurd, dass er wegen so einer Kleinigkeit festgenommen wurde. Andere nannten es dumm - er wusste, was ihn erwartete, und trotzdem lief er wieder mit Bier durch die Stadt.

Ich fand es vor allem traurig. Ich hatte Mitleid mit ihm. Ich konnte kaum glauben, dass ein paar Flaschen Bier ein solches Drama verursachen konnten. Dass es dich sogar deine Freiheit kosten konnte, erschien mir maßlos übertrieben.

Der Vorfall beschäftigte mich weiter. Ich fühlte mich in diesem Land zunehmend unwohl. Die Art, wie hier mit Menschen umgegangen wurde, begann mich zu stören.

Abgesehen davon gab es in der Stadt wenig zu erleben, und abends schon gar nichts. Ebo hatte eine Freundin, und wenn sie vorbeikam, machten Camara und ich einen Spaziergang, damit sie allein sein konnten. Sie war verheiratet, aber das hielt sie nicht von einer Affäre ab - trotz des Risikos auf schwere Strafen.

Sie konnte nie lange bleiben. Ihr Mann hätte misstrauisch werden können. Meist kam sie nach Sonnenuntergang. Dann lief ich, allein oder mit Camara, ein wenig durch das Viertel. Die Straßen waren leer, die Stadt hatte sich für die Nacht eingerollt. Es war völlig ausgestorben. Kein Licht, kein Geräusch. Man konnte auch nicht in die Häuser schauen. Alles war hermetisch verschlossen.

Ab und zu flackerte eine Laterne über einer verlassenen Gasse. Ich blieb meist auf derselben Route, um mich nicht zu verlaufen. Wenn ich zurückkam, sah ich sie manchmal gerade noch davon gleiten. Sie sagte nichts. Schaute nicht. Tat so, als wäre ich gar nicht da.

Ich fragte Ebo, wie das funktionierte, denn was sie tat, war im Grunde lebensgefährlich. Er sagte, dass viele Frauen fremdgingen. Ehen waren oft arrangiert, Männer hatten mehrere Frauen, Zärtlichkeit war selten. Also suchten sie sie anderswo - heimlich.

Sie hatten sich an einem der vielen öffentlichen Waschplätze kennengelernt. Die Einrichtungen waren primitiv. Es gab kein fließendes Wasser; das holte man an einem Brunnen. Die Toilette war ein Loch im Boden. Manchmal krochen Kakerlaken heraus, so groß wie meine Faust. Meist war das Loch abgedeckt, aber nicht immer; dann liefen sie

an den Wänden entlang. In den Wohnraum kamen sie nicht. Das beruhigte.

Nach einer Woche hatte ich genug gesehen und entschied weiterzureisen - nach Schwarzafrika. Wir studierten die Karte. Ich konnte wählen: Senegal oder Mali. Es wurde Mali. Kein Zug, keine Reisebusse. Nur alte Kleinbusse lokaler Fahrer fuhren dorthin.

Camara ging mit mir zum Bahnhof und gab mir noch ein paar letzte Ratschläge. Wir umarmten uns kurz. Als mein Bus losfuhr, sah ich ihn kleiner werden zwischen ein paar Ständen und einer Handvoll Wartenden.

Durch die Wüste

Von Nouakchott aus begann die lange Fahrt Richtung Mali: über 900 Kilometer Wüste. Im Toyota-Bus saß außer mir nur ein weiterer Passagier. Die Sitzplätze waren improvisiert: Decken, eine Kiste. Anfangs ging alles gut. Eine ordentliche Asphaltstraße lag vor uns, bis sie nach einer Stunde abrupt endete. Danach nur noch Schlaglöcher. Der Fahrer nahm kaum Geschwindigkeit heraus. Wir flogen von Wand zu Wand und mussten uns festhalten, um nicht durch den Wagen geschleudert zu werden.

Unterwegs stiegen immer mehr Menschen ein. Nicht nur Fahrgäste - auch Säcke mit Reis, Mehl, Stühle, Eimer, Kanister. Zuerst kam alles aufs Dach. Als dort nichts mehr hinpasste, landete der Rest im Innenraum - und wir obendrauf.

Bei jedem Halt wirkte der Bus voller als physikalisch möglich, aber es passte immer noch etwas dazu. Ein alter Mann mit einer Ziege gestikulierte heftig, dass er mitfahren wollte. Der Fahrer hielt an. Nach kurzer Absprache kam die Ziege aufs Dach. Mit vereinten Kräften hieften ein paar

Männer das Tier hinauf, Beine an der Reling festgebunden, Seile straff über seinen Körper. Der Mann selbst zwängte sich zwischen uns. Wir saßen aufeinandergepresst; der Bus schien uns langsam auszuwringen. Fußgänger hoben weiterhin den Arm, aber jetzt war wirklich jeder Zentimeter besetzt.

Mit der überladenen Karre wurde jeder Stoß zu einem Schlag. Das ausgeleierte Fahrwerk ächzte; wir rutschten seitlich weg oder prallten gegeneinander. Niemand beschwerte sich. Es wurde geseufzt, gelacht, geteilt. Ein Kind weinte kurz und verstummte wieder im Schoß seiner Mutter. Reissäcke standen über, Stuhlbeine stachen in meinen Rücken, ein Ellbogen ruhte an meiner Schläfe. Beklemmend, aber auch verbindend: rollendes Chaos aus Menschen und Gepäck.

Boutilimit war der erste Halt. Tee in drei Runden, Zucker klebte an meinen Fingern. Jemand verkaufte Erdnüsse in Papiertütchen. Der Fahrer trat gegen einen Reifen, zog ein loses Drahtende fest; niemand machte Aufhebens. Zeit war elastisch: man fuhr los, wenn es ging, nicht wenn es sollte.

Am Nachmittag wurde der Bus zu einem Ofen. Kanister nach hinten, Deckel ab, kleine Schlucke, weiterreichen.

Draußen eine endlose Welt. Gerippte Sandflächen, Felsen wie erstarrte Wellen, ab und zu ein krummer Baum oder ein Mann mit einem Kamel, langsam verschwindend am Horizont. Kein Geräusch außer dem dumpfen Dröhnen des Motors und Staubwolken. Manchmal tauchte ein Dorf auf - Lehmbauten, winkende Kinder, eine Pumpe - dann wieder Weite. Die Luft vibrierte; die Sonne hing grell über allem.

Checkpoint. Ein Strick über der Straße, eine Hütte im Schatten. Der Gendarm stellte zwei Fragen, die keine

Antwort brauchten. Ein Nicken, die Geste: weiter. Manchmal dauerte es länger. Jemand stieg aus, ging hinein, kam zurück mit einem Zettel oder nur mit einem Achselzucken. Niemand murrte. Das gehörte zur Reise wie Staub zur Wüste.

Manchmal hielten wir zum Beten. Alle holten ein Tuch hervor, suchten einen Platz im Sand, richteten sich nach Osten. Ich war der einzige, der nicht mitmachte. Jemand fragte warum.

„Es ist nicht mein Glaube“, sagte ich.

„Dann bete zu deinem Gott“, meinte er freundlich.

Ich nickte. „Ich bete lieber in Stille.“

„Auch gut“, sagte er.

Auf einem staubigen Marktplatz in Aleg stiegen Leute aus, neue kamen dazu: Zwiebelsäcke, ein Bündel Hühner, ein Mann mit einem Radio am Ohr. Zwanzig Kilometer weiter stand die Motorhaube offen, Dampf zischte heraus. Alle raus. Schatten suchen. Der Fahrer nickte gelassen, goss Wasser in den Kühler, wischte die Hände ab, weiter.

Im Bus saß ein junges Paar. Sie hatten Familie in Europa und wollten um jeden Preis dorthin. Er sah starr nach vorn, die Hände auf dem Reissack zwischen seinen Knien.

„Ich habe genug“, sagte er.

„Von Afrika. Alles, was du verdienst, musst du mit der Familie teilen. Je mehr du hast, desto mehr wird verlangt, bis nichts bleibt.“

Er schüttelte den Kopf. „Sie ziehen dich aus.“

Er sah mich kurz an, um sicherzugehen, dass ich zuhörte.

„Warum solltest du etwas aufbauen? Unternehmertum bringt nichts. Du wirst nicht belohnt, nur ausgesaugt. Es fördert nur, die Hand aufzuhalten. In Europa verdienst du für dich. Niemand hat Anspruch darauf.“

Er verabscheute diese Tradition.

Die Worte kamen aus seinem Innersten. Wir wurden still.

Für mich, der nach Afrika gereist war, um Gemeinschaft, Verbundenheit, Teilen zu finden, war es ernüchternd. Es gab also auch eine Kehrseite dieser Solidarität - eine, an die ich bis dahin nicht gedacht hatte.

Not for resale

Mali erreichten wir nicht an einem einzigen Tag. Wir fuhren weiter, bis die Sonne rot wurde. Mitten in der Wüste, an einer leeren Straße, schlugen wir unser Lager auf. Decken, Schlafsäcke - jeder suchte sich einen Platz im Sand.

Ich zog meine marokkanische Decke über mich und blickte nach oben. In der Nacht erwachte der Himmel zum Leben. Die Milchstraße spannte sich wie ein schimmernder Fluss über die Erde. So klar hatte ich sie noch nie gesehen. Schlafen kam von selbst. Ich fühlte mich sicher - umgeben von unzähligen Schutzengeln.

Frühes Aufstehen. Tee, trockenes Brot, eine Handvoll Datteln. Der Minibus sprang widerwillig an - ein Husten - und lief schließlich.

Kiffa war die erste Station. Der Gebetsruf zog über die Stadt. Jemand verkaufte Erdnüsse, ein anderer gegrilltes Hähnchen.

In fast jedem Dorf stiegen Fahrgäste aus, und Säcke Reis und Bündel Gepäck wurden vom Dach geladen. Ayoun el-Atrouss glitt vorbei. Die Sonne stieg höher; die Luft flimmerte.

In einem verschlafenen Nest hielten wir wegen eines weichen Reifens an. Die Beine vertreten. In einem kleinen Laden kam ich mit einem Mann ins Gespräch, der sich

„commerçant“ nannte. Er verkaufte Konservendosen, Kleidung und Kochtöpfe - Güter westlicher Hilfsorganisationen, noch in Kisten mit Logos und der Aufschrift „*Not for resale*“.

Ich konnte ihm mit einfachen Worten klar machen, dass ich wusste, dass diese Dinge kostenlos verteilt werden sollten. Warum sollte man dafür bezahlen müssen? Er sah mich erstaunt an, ließ sich aber nicht beirren und sagte: „Das ist alles Handel. Ich kaufe es auch von jemandem. Nichts ist umsonst.“

Je näher wir Mali kamen, desto leerer wurde der Bus. Noch ein Halt in Kobenni, dann weiter zur Grenze.

Auch für Mali hatte ich kein Visum. Ich sah es schon kommen: wieder eine Nacht bei der Polizei. Keine Lust darauf. Der Fahrer setzte mich an einem Sandweg ab.

„Der Grenzposten ist dort“, sagte er und zeigte. „Ein paar hundert Meter weiter.“

Ich sah nichts - Büsche und niedrige Bäume versperrten die Sicht -, aber er sagte, ich müsse nur dem Pfad folgen.

Über die Grenze

Nach einem kurzen Spaziergang tauchte das kleine Zollhäuschen auf. Ich beschloss, es diesmal anders zu machen. In einem weiten Bogen ging ich darum herum, bis nach einer halben Stunde die ersten Hütten eines Dorfes auftauchten. Ein paar Kinder entdeckten mich, schrien auf und rannten davon. *Hatten sie noch nie einen Weißen gesehen?* fragte ich mich.

Ich ging weiter auf einem schmalen Sandpfad, gesäumt von hohen Schilfzäunen. Dahinter lagen kleine Gehöfte mit runden Hütten, die Strohdächer spitz nach oben. Das war das Afrika, wie man es von Schulpostern kannte.

Eine Frau kam mir entgegen, vermutlich von den

Kindern gewarnt. Sie war nicht ängstlich, musterte mich ruhig und zeigte auf eine Schürfwunde an ihrem Arm. Ob ich etwas hätte. In meinem Rucksack hatte ich ein paar Pflaster. Die zeigte ich ihr. Sie nickte und bedeutete mir, ihr zu folgen.

Ich trat in den Hof ihrer Familie. Innerhalb des Zaunes standen vier oder fünf Hütten. Unter großem Interesse der Familienmitglieder klebte ich ihr ein Pflaster auf. Dann stellte sich heraus, dass fast jeder irgendeine kleine Schramme hatte - die eine noch kleiner als die andere. Einer nach dem anderen kamen sie zu mir, etwa sechs Personen, mit erwartungsvollen Augen und ausgestreckten Armen.

Bevor ich mich versah, waren meine Pflaster aufgebraucht. Doch sie waren zufrieden, fast stolz. Sie gaben mir das Gefühl, etwas Besonderes getan zu haben. Der Vater nickte anerkennend, legte mir die Hand auf die Schulter und lud mich ein, mit ihnen zu essen. In jener Nacht durfte ich in einer der Hütten schlafen.

Die Familie von Kjolo

Als wir zu essen begannen, war es bereits dunkel. Nur der Schein eines Feuers erhellte den Kreis, in dem wir auf dem Boden saßen, um einen großen Topf mit Hirse. In der Mitte befand sich ein kleiner Tümpel aus Soße mit ein paar winzigen Fleischstückchen. Alle griffen zu und führten schweigend eine Handvoll zum Mund. Das Ritual kannte ich bereits von Camara und Ebo, doch ich kam noch immer nicht richtig damit zurecht. Hier kam hinzu: Es war glühend heiß. Doch die anderen, auch die Kinder, schienen das überhaupt nicht zu stören. Sie aßen unbeirrt weiter, als hätten sie feuerfeste Hände.

Ich musste mich mit kleinen Portionen begnügen, pustend und vorsichtig tastend. Doch die Geschmacksnoten waren so intensiv und fremd, dass ich mich nicht erinnern konnte, jemals etwas so Widerliches gegessen zu haben. Ich blickte umher, versuchte die Gesichter zu lesen; die Scham stieg mir ins Gesicht, und ich wusste nicht recht, wie ich mich verhalten sollte. Doch ich hatte Hunger und wollte nicht undankbar sein. Also hielt ich meine Miene neutral, nahm Mini-Häppchen, schluckte langsam, nickte gelegentlich dankend und ließ meine Hand immer wieder ruhig auf dem Rand der Schale ruhen. So hielt ich meine Abneigung im Zaum und aß weiter.

Nach dem Essen stand jeder langsam auf. Niemand sagte ein Wort. Der Tag war vorbei. Kjolo, der Vater der Familie, brachte mich zu einer der Hütten. Er gab mir ein Kerzchen für die Nacht.

Wir lebten hier im Rhythmus des Äquators: sechs Uhr morgens hell, sechs Uhr abends dunkel. Sobald die Sonne unterging, erlosch auch das Leben im Dorf. Keine Elektrizität, kein Radio, kein Fernsehen. Nach dem Essen ging jeder schlafen. Die Stille war vollkommen. Es war, als hätte sich hier seit tausend Jahren nichts verändert.

Am Morgen, noch vor Tagesanbruch, hörte ich Kjolos zwei Ehefrauen schon hantieren. Sie hockten an einem kleinen Feuer und bereiteten das Frühstück zu. Hirse, wieder dieselbe wie am Abend zuvor. Ich atmete tief durch, überwand mich. Ich musste mich daran gewöhnen.

Die beiden ältesten Söhne Kjolos, etwa sechzehn, siebzehn Jahre alt, brachen früh mit einem Esel und einem klapprigen Karren auf. Fünf Kilometer entfernt hatten sie ein Feld, auf dem sie Erdnüsse anbauten. Sie arbeiteten den ganzen Tag in der sengenden Sonne und kehrten erst am Abend zurück.

Inzwischen hatte sich die Nachricht, dass ein Weißer im Dorf war, wie ein Lauffeuer verbreitet. Vor allem Kinder kamen, neugierig, kichernd. Ich wusste oft nicht, wie ich mich verhalten sollte, und ließ es einfach über mich ergehen.

Kulturschock

Abgesehen von dem Spaß, den sie hatten, sah ich auch ein paar Kleine, die deutlich schlechter dran waren.

Kjolo hatte bei beiden Frauen noch zwei kleine Kinder, kaum ein Jahr alt. Sie saßen auf dem Boden, lustlos, mit feuchten Augen, und jammerten leise. Niemand schien sich darüber aufzuregen. Ich fragte Kjolo, was mit ihnen los sei.

„Sie vertragen das Essen nicht“, sagte er.

„Und dann?“

„Dann schaffen sie es nicht“, antwortete er ruhig.

Ich sah ihn an. Meinte er das ernst?

„Aber man tut doch alles, um sein Kind zu retten“, dacht ich.

Doch Kjolo blieb ganz gelassen.

„Wir warten ab“, sagte er.

Ich konnte es nicht begreifen. Diese Ergebung, dieser Fatalismus. Jahre zuvor hatte ich einmal einen Reiki-Kurs gemacht. Vielleicht konnte es etwas Linderung bringen. Ich fragte, ob ich ihnen helfen durfte. Niemand hatte etwas dagegen. Ich setzte mich zu den Kindern, legte meine Hände sanft auf ihre Bäuche. Erst bei dem einen, dann beim anderen. Stundenlang saß ich dort. Aber der Schmerz blieb, das Gejammer hörte nicht auf. Ich musste mich damit abfinden, so wie sie es längst taten.

Kjolo hatte an einer Gesichtshälfte einen großen roten

Fleck mit Ausschlag. Ich fragte ihn, ob er das nie behandeln ließ. Er schüttelte den Kopf.

„Hier gibt es keine Ärzte, die das können“, sagte er. „Die sind in Bamako, dreihundert Kilometer entfernt. Manchmal kommt jemand in einem Bus vorbei, eine Art reisender Arzt, aber die Medikamente musst du selbst bezahlen. Und sie sind teuer.“

Er sah mich ernst an. „Unser Schicksal liegt in Allahs Hand. Er entscheidet über Leben und Tod.“

Das bedeutete also auch, dass die Kleinen einfach abwarten mussten: ob sie gerufen wurden oder bleiben durften. Ohne dass ihre Eltern aktiv etwas dafür tun mussten. Das ging mir nicht in den Kopf. War es nicht gerade unsere Aufgabe, füreinander zu sorgen, als Teil von etwas Größerem?

Für mich war Glaube kein Grund, passiv zu bleiben - im Gegenteil. Gerade durch Handeln, durch Mitgefühl wird die Liebe sichtbar. Die Nächstenliebe *ist* der Glaube. Darum geht es doch?

Aber hier bedeutete Hingabe etwas anderes. Hier bedeutete Hingabe: nicht eingreifen, sondern annehmen. Gott entscheidet, und der Mensch wartet. Wir glaubten an denselben Gott - den Gott Abrahams - aber unsere Vorstellung von Seinem Willen, von unserer Rolle darin, lag Welten auseinander. Für mich war es ein Kulturschock; es dauerte lange, bis ich dem einen Platz geben konnte.

Unruhe im Dorf

In den folgenden Tagen begann ich den Rhythmus des Dorflebens zu erkennen: träge und gleichmäßig. Die Zeit wurde gezählt in kleinen Handlungen: Wasser holen, auf dem Feld arbeiten, Ziegen treiben, Korn stampfen, beten,

essen, schlafen. Ich hielt mich im Hintergrund, beobachtete, hörte zu und versuchte zu verstehen. Diese Langsamkeit hatte etwas Beruhigendes - und machte zugleich jede Störung zu einem Riss im Tagesablauf.

An einem Nachmittag brach plötzlich Tumult im Dorf aus. Geschrei, Panik. Kjololo rannte nach draußen, ich folgte ihm. Ein Mann schlug eine seiner Ehefrauen mit einem Stock. Die Frau kreischte und rannte durch die Gassen zwischen den Zäunen, ihr Mann wütend hinterher. Sie flüchtete in einen anderen Kraal, wo Frauen sich um sie scharten. Inzwischen hatten ein paar Männer den Angreifer aufgehalten. Er war außer sich. Kjololo übernahm die Führung, sprach auf ihn ein, blieb gefasst. Langsam beruhigte sich der Mann. Gemeinsam brachten sie ihn zurück in seinen eigenen Kraal. Die Frau blieb zurück, weinend, getröstet von den anderen.

Auf dem Weg nach Bamako

Nach gut einer Woche verabschiedete ich mich von der Familie. Alle waren auf den Beinen, und ihre warmen Worte gaben mir das Gefühl, als hätte ich dort schon seit Monaten gelebt. Sie lachten und winkten, bis wir uns trennten. Dieses Bild würde mir noch lange bleiben.

Die Söhne Kjololos brachten mich mit dem Eselskarren zur Hauptstraße. Sobald wir das Dorf hinter uns ließen, verblassten die Geräusche und das Leben um uns herum - nur das leise Schaben der Räder im Sand begleitete uns.

Eine halbe Stunde später erreichten wir eine staubige Piste, endlos und leer. Hier begann die Route nach Bamako. Sie gaben mir einen festen Händedruck und gingen zurück. Ich sah ihnen nach, bis sie verschwanden. Dann blickte ich über die leere Straße und begann zu laufen.

Nach einer Weile kam ein Lastwagen näher: ein altes Ungetüm aus den fünfziger Jahren, halb Militärtruck, halb Museumsstück. Ich hob den Daumen. Der Fahrer hielt an.

„Bamako?“

Er nickte und deutete auf die Ladefläche. Ich kletterte hinauf, ließ mich auf den heißen Metallboden sinken, den Rücken gegen die Stahlwand. Die Sonne brannte auf das Blech. Aber ich saß - und ich kam voran.

Nicht lange. Die Straße wurde zu einer Endlosreihe von Löchern und Rippen. Bei jedem Stoß flog ich wie ein Gummiball durch die Ladefläche. Festhalten half nichts. Untragbar. In der Kabine bemerkten sie es und nahmen mich zwischen Fahrer und Beifahrer.

Wir hielten ein strammes Tempo, auch in den Dörfern. Bremsen schien es nicht zu geben. Als eine Ziege auf der Straße stand, traf er sie frontal. Das Tier flog durch die Luft und blieb reglos liegen. Der Fahrer zuckte nicht einmal. Er fuhr weiter, als sei nichts geschehen. Ich starrte ihn fassungslos an. Wortlos hob er die Faust - dieses universelle Zeichen: „*Mir doch egal.*“

Unterwegs gab es Kontrollposten. Beim ersten wurde ich nervös: kein Visum.

„Keine Sorge“, sagte der Fahrer nur.

Er gab seine Papiere ab, dazu meinen Pass, und erklärte die Situation.

Der Beamte fragte, wohin ich wolle.

„Bamako.“

Ein Nicken.

„Visum dort holen.“

Das war alles. Keine Strafe, kein Theater. Ich war erleichtert.

Wir fuhren noch ein gutes Stück weiter. Als sie in einem Dorf in einen Seitenweg einbogen, stieg ich aus und ging zu

Fuß weiter. Es wurde voller. Keine Autos, nur Fußgänger, Eselskarren voller Holz oder Wasser, Ziegenhirten, die ihre Herden vorantreiben. Dazwischen rannten Läufer: junge Männer mit nacktem Oberkörper - muskulös, geschmeidig, unermüdlich.

Am Straßenrand stand ein kleines Gebäude, in dem man kurz verschnaufen und etwas trinken konnte. Ein paar alte Männer saßen auf niedrigen Hockern, vorgebeugt an einer Lehmwand im Schatten. Ich ging zu ihnen, holte meine Karte aus dem Rucksack und fragte, ob sie mir den Weg nach Bamako zeigen konnten. Sofort beugten sie sich über die Karte, ihre dunklen, vom Leben gezeichneten Finger glitten über das Papier. Sie redeten miteinander in einer Sprache, die ich nicht verstand - lebhaft, mit Gesten, wie zwei Männer, die versuchen, ein kniffliges Rätsel zu lösen.

Ich dachte, sie würden mir gleich den richtigen Weg zeigen, aber eine klare Antwort kam nicht. Nach einer Weile rollte ich die Karte wieder ein und bedankte mich. Erst später begriff ich: Das war wahrscheinlich das erste Mal, dass sie überhaupt eine Straßenkarte sahen. Und vermutlich konnten sie - wie so viele hier - weder lesen noch schreiben. Für sie war es wohl nur ein buntes Bild gewesen.

Einer der Läufer hatte ebenfalls Halt gemacht. Ich fragte, wie lange er schon unterwegs war. Das wusste er nicht genau. Er musste in ein Dorf zwanzig Kilometer weiter, um einem Verwandten eine Nachricht zu überbringen.

„Und ihr macht das laufend?“ fragte ich.

„Ja“, sagte er lachend.

Ich ging weiter. Die Sonne sank langsam. In einem kleinen Dorf fragte ich, ob ich irgendwo schlafen konnte. Allein in der Wildnis zu liegen erschien mir keine gute Idee -

lieber in der Nähe von Menschen. Der Mann, den ich ansprach, war gedanklich woanders. Etwas weiter weg stand eine Frau, gegen die er gerade ein paar scharfe Bemerkungen machte. Als sie außer Sicht war, schenkte er mir seine Aufmerksamkeit. Ich konnte hier schlafen, sagte er, und zeigte auf die Stelle. Andere Reisende schliefen ebenfalls draußen. Ich konnte mich zu ihnen legen.

Am nächsten Morgen ging es kaum voran. Ein paar kurze Mitfahrgelegenheiten, mehr nicht. Ich war auf halber Strecke. Doch gegen Mittag tauchte plötzlich der alte Lastwagen wieder am Horizont auf. Sie hatten eine Lieferung nach Bamako - und ich durfte mit. An den Kontrollposten sprach der Fahrer erneut für mich vor.

Als wir am späten Nachmittag in die Stadt einfuhren, sah ich Kinder auf einem Platz zwischen Bäumen Fußball spielen.

„Die bewohnte Welt“, dachte ich.

Bamako

Mein erster Termin: ein Visum besorgen. Keine schwierigen Fragen - ein Stempel für drei Monate, bezahlen, fertig. Dort erfuhr ich, dass ein niederländischer Pater in einer Missionsstation der katholischen Kirche lebte. Ich bekam die Adresse und beschloss, ihn aufzusuchen.

Das Gebäude lag im Zentrum und war leicht zu finden. Im Innenhof saßen einige Patres. Auf meine Frage wiesen sie mich auf eine Balustrade darüber hin. Dort wohnte er. Als ich klopfte und er öffnete, sah er mich kalt an. Ich wollte fragen, ob ich vielleicht eine Nacht bleiben könne, doch er bremste mich sofort aus.

„Wenn du etwas willst, kannst du unten im Schuppen

schlafen“, fauchte er in unverfälschtem brabantischen Akzent.

Ich war fassungslos. Und wütend. So grob, so abweisend - ich verstand nicht, was ich falsch gemacht hatte. Es entstand ein Wortwechsel, in dem ich nicht schwieg und ihm deutlich sagte, was ich von seiner Haltung hielt.

„Ich habe die Nase voll von all den Leuten, die hier ständig um Unterkunft betteln“, brüllte er. „Ihr seid alle Schmarotzer. Kommt nach Afrika und lebt von der Gastfreundschaft der armen Afrikaner. Ihr solltet euch schämen!“

Bevor ich etwas erwidern konnte, schlug er die Tür zu.

Benommen blieb ich stehen. Als ich wieder klarer denken konnte, dachte ich: *Dann eben dieser Schuppen*.

Unten fragte ich, wo er genau sei. Der Mann, den ich ansprach, war vorsichtig - unser Streit war nicht unbemerkt geblieben - aber er zeigte mir dennoch den Weg. Es war ein Unterstand, an einer Seite offen, darunter etwas Gartengerät. Kein richtiger Schuppen - aber auch kein Hotel.

In Ordnung.

Auch auf etwas anderes war ich nicht vorbereitet: Malariatabletten. Im trockenen Norden gab es kaum Mücken. Aber hier, am Ufer des Niger, war es eine ganz andere Geschichte. In dieser Nacht wurde ich völlig zerstoichen. Ich wickelte Kleidung um meinen Körper: Socken um die Hände, ein T-Shirt über den Kopf. Alles, um mich zu schützen. Aber es war zu warm. Ich schwitzte wie verrückt, an Schlaf war nicht zu denken.

Ich lief etwas umher und sah zwei Arbeiter, die draußen auf Feldbetten schliefen.

„Hatten die denn keine Probleme mit Mücken?“

Ich sah genauer hin - auch sie waren völlig zerstoichen, aber sie schliefen einfach weiter.

„Unglaublich“, dachte ich.

In dieser Nacht habe ich kein Auge zugemacht.

Ein Geschenk des Himmels

Am nächsten Tag streifte ich durch die Stadt. Die Hitze hing wie eine Decke über den Straßen, auf denen Mopeds, Minibusse und Taxis zwischen Marktständen, Fußgängern und Handkarren hindurchschlängelten.

Am Straßenrand standen Frauen in leuchtenden Tüchern, suchten Schatten unter Sonnenschirmen und trugen große Schalen auf dem Kopf - Bananen, Mangos, Wasserbeutel. Männer saßen auf Plastikstühlen im Schatten bröckelnder Mauern, spielten Karten, lachten, warteten.

Rund um den Bahnhof und am Rand des Niger staute sich der Verkehr zu einem langsam kriechenden, lärmenden Organismus.

Am Ufer des Flusses wurde gewaschen, gebetet, gefischt und geschlafen. Ich saß auf einer kleinen Mauer und beobachtete, wie die Welt von selbst an mir vorbeizog - ein Bauer, der seine Kühe im fetten Gras am Wasser grasen ließ, Frauen mit Krügen auf dem Kopf, deren Hüften in einer unbewussten Kadenz schwangen, Kinder mit schüchternen Blicken, Staub an den Knöcheln, Finger im Mund.

Ich ging über die große Brücke über den Niger, ließ die Stadt hinter mir und lief weiter in Richtung der Außenbezirke. Ohne klares Ziel lief ich einfach weiter.

Entlang der Straße wimmelte es von Autowerkstätten. Jungen im Grundschulalter lagen unter verrosteten Autos, schraubten an Motorblöcken und hielten Teile hoch, als wären es Trophäen. Wenn ich vorbeiging, hoben sie den Kopf. Manchmal blieb ich stehen, um ihnen zuzuschauen. Alles schien verwendbar. Was bei uns längst auf dem

Schrottplatz gelandet wäre, wurde hier mit Stolz repariert. Das meiste geschah draußen, unter freiem Himmel. Hinter den Werkstätten begann ein Wohnviertel. Niedrige Bauten mit Flachdächern.

Ich verließ die Hauptstraße und folgte den unbefestigten Pfaden, die sich zwischen den Häusern hindurchschlängelten. Oft waren es kleine Höfe: einfache Steinhäuser, zu einem Quadrat angeordnet, mit einem offenen Innenhof in der Mitte.

Der Geruch von gebratenem Fleisch lag in der Luft. Kinderstimmen hallten zwischen den Wänden wider, vermischt mit den kratzigen Klängen alter Transistorradios: Koramusik, Afropop, manchmal Reggae.

Ich hatte längst die Orientierung verloren. Es war ein Labyrinth, aber ich ließ mich neugierig treiben. Manchmal sprach mich jemand an und begleitete mich ein Stück, in der Hoffnung auf ein Almosen. Ich empfand es nicht als aufdringlich - eher als freundliche Geste, ein Versuch, Kontakt zu machen in einer Welt, durch die ich mich gern überraschen ließ.

Schließlich kam ich auf eine große Sandfläche zwischen den Häusern. Vereinzelt standen ein paar Marktstände. Ich ging hinüber. Auf der Veranda eines kleinen Betongebäudes saß eine Gruppe Männer in meinem Alter. Sie riefen mich, wollten wissen, wer ich sei, und luden mich ein, mich zu ihnen zu setzen. Mein Französisch war dürftig, aber sie hatten Geduld.

Ich erzählte von meiner Reise und davon, wie ich schließlich hier gelandet war. Die Bezahlung für das Visum hatte mein restliches Geld verschlungen. Ich war praktisch pleite. Alles, was ich noch hatte, waren fünfzig Gulden - mein letztes niederländisches Geld - das ich für Notfälle zurückhalten wollte. Ich fragte, ob es vielleicht Arbeit gäbe.

Das schien schwierig. Doch einer von ihnen, Karim - klein, kräftig gebaut, mit offenem Lachen - sagte, er würde jemanden fragen.

Den Rest des Tages blieb ich bei ihnen. Es herrschte eine entspannte Atmosphäre; sie waren freundlich und hatten Humor. Am Abend kam ein großer, breitschultriger Mann auf uns zu: Boubacar, selbstbewusst, mit tiefer Stimme und nachdenklichem Blick. Er sagte, er habe Arbeit für mich in seiner Druckerei. Er bot mir auch ein Zimmer an, etwas weiter weg, in einem Compound, in dem eine seiner Frauen lebte.

Ich konnte es kaum glauben. Es war wie ein Geschenk des Himmels. Karim hatte das für mich eingefädelt. Er war zu Boubacar gegangen und hatte ihm meine Lage erklärt. Boubacar war Christ. Karim, selbst Muslim, dachte, dass sie sich als Glaubensbrüder gegenseitig helfen würden.

Die Euphorie trug mich durch die ersten Tage, doch bald zeigte sich, dass meine Erwartungen nicht zu ihrer Realität passten.

Lektionen in Zeit, Arbeit und Erwartung

Was ich von einem Job gewohnt war: feste Arbeitszeiten und einen garantierten Lohn. Doch das galt hier nicht. Manchmal holte mich Boubacar mit seinem Auto ab und wir fuhren ins Zentrum zu seinem kleinen Betrieb. Aber meistens musste ich selbst sehen, wie - und ob - ich hinkam.

In der Druckerei arbeiteten noch zwei andere Jungen. Unsere Aufgabe war es, Stapel aus den bedruckten Bögen zu machen, die aus der Presse kamen. Sie waren viel geschickter darin als ich. So sehr ich mich auch bemühte, ich konnte nicht mithalten. Am Ende waren ihre Stapel immer höher.

Fast jeden Tag lief ich etwa fünf Kilometer, um zu sehen, ob es Arbeit gab. Manchmal hatte ich Glück und konnte helfen. Oft aber stand ich vor einer verschlossenen Tür. Dann streifte ich durch die Stadt.

Bezahlung lief nach Gefühl. Es gab keinen Stundenlohn, keine Abmachung. An guten Tagen steckte mir Boubacar etwas zu; an anderen Tagen musste ich danach fragen, und es blieb bei einem Nicken - oder bei nichts. Geld war knapp, wie bei den meisten hier.

Es gab aber auch Sicherheiten: Ich hatte kostenlos ein Dach über dem Kopf und jeden Tag etwas zu essen bei Karim auf der Veranda.

Um mein Budget etwas aufzubessern, dachte ich daran, Englischunterricht zu geben. In der Stadt lernte ich einige Geldwechsler kennen, meist Nigerianer. Bei ihnen konnte man westliche Währungen zu einem besseren Kurs tauschen als bei der Bank. Ich erzählte ihnen von meiner Idee, und sie kannten ein paar Händler, die besser Englisch lernen wollten. So kam ich mit zwei Geschäftsleuten in Kontakt. Sie hatten schon eine Weile selbst mit englischen Büchlein geübt, aber es kam nicht recht voran. Das Lehrmaterial hatten sie bereits - praktisch. Wir verabredeten zwei Stunden pro Woche pro Mann, zu einem festen Preis.

Die ersten Stunden liefen gut. Sie kamen pünktlich, und wir konnten in einer Stunde einiges schaffen. Ich ließ sie Sätze vorlesen und prüfte, ob sie die Bedeutung verstanden. Die Übersetzung stand daneben. Ich wollte, dass sie so viel Englisch sprachen wie möglich. Auch mit mir sprachen sie nur Englisch. Nebenbei lernte ich so selbst besser Französisch.

Doch nach ein paar Wochen wurde es schwieriger. Sie kamen oft zu spät - eine Stunde, manchmal noch viel später - oder gar nicht. Und wenn sie dann auftauchten, taten sie,

als wäre nichts gewesen. Das konnte ich schlecht ertragen. Das Zeitgefühl hier war anders. Flexibel, aber schwierig, wenn man versuchte, etwas zu verabreden. Ich konnte mich nicht daran gewöhnen. Schließlich sagte ich beiden ab. Extra in die Stadt zu fahren, um dann stundenlang zu warten, ob sie überhaupt erscheinen würden - das war nichts für mich.

Auf der Veranda

Karim war Fotograf; sein Studio befand sich in dem kleinen Gebäude an der Veranda. Er verbrachte dort seine Tage und wartete auf Kundschaft. Neben ihm, im selben Raum, arbeitete Juma, der Schneider, der am meisten Zulauf hatte - vor allem von Frauen. Auf dem freien Feld fand ein paar Mal pro Woche ein Markt mit Gemüse und Gebrauchsartikeln statt; außerdem standen dort täglich ein paar feste Stände.

Wenn ich nicht in der Stadt war, saß ich meist bei Karim. Sein Freund Mamadou - alle nannten ihn Momo - war die meiste Zeit ebenfalls da: ein großer, ruhiger Mann, der ein Zimmer im selben Compound mietete wie ich. Regelmäßig kamen andere Freunde vorbei, und dann saßen wir dort zu fünft oder sechst stundenlang herum und redeten.

Einer von ihnen, ein schwächlicher Mann mit scharfem Mundwerk, trug den Spitznamen „Blanc“, weil er immer so sehr über die Weißen schwärmte. Er fand, dass sie alles besser machten. Eines Tages fragten sie ihn, was daran denn so großartig sei, und zeigten auf mich. Ich war schließlich schon eine Weile dort, und abgesehen von meiner Hautfarbe sahen Karim und die anderen kaum einen Unterschied. Blanc wusste nicht recht, was er sagen sollte, und gab schließlich zu, dass das Bild, das er von „dem Weißen“

hatte, nicht wirklich zu mir passte. Die anderen brüllten vor Lachen.

Die Frau des Schneiders kochte jeden Mittag und Abend einen großen Topf Reis für uns. Ich versuchte, mit den Händen zu essen. Zur großen Belustigung der anderen. Karim reichte mir eines Tages einen Löffel, aber den lehnte ich ab. Das war mein Stolz. Ich wollte um alles in der Welt lernen zu essen wie sie.

Mein Französisch wurde immer besser. Es half, dass man hier eine einfache Variante sprach, mit begrenztem Wortschatz. Das kam mir entgegen. Untereinander sprachen sie Bambara, aber wenn ich dabei war, wechselten sie. Reden war hier eine Form der Zeitvertreibung. Es musste um nichts Bestimmtes gehen - Hauptsache, es war gesellig. Das konnten sie den ganzen Tag durchhalten. Jeden einzelnen Tag.

Gegen sechs Uhr abends kam der Fernseher hervor - ein tragbares Schwarz-Weiß-Gerät mit Antenne. Sie stellten es draußen auf ein Tischchen und schauten eines der beiden Programme: die Seifenoper *Dynastie* oder alte Wiederholungen französischer Fußballspiele. Gegen acht Uhr war der Sender wieder aus der Luft. Manchmal blieb ich dabeisitzen, manchmal streifte ich durch die Nachbarschaft oder ging in mein Zimmer.

Das Zimmer

Mein Zimmer war klein, etwa sechs Quadratmeter. Auf dem Boden lag eine Strohmatte, auf der ich schlief. Sonst gab es nichts. Zur Straßenseite hin befand sich auf Augenhöhe eine kleine rechteckige Öffnung. Draußen darunter stand eine Mahlmaschine, mit der Getreide gemahlen wurde. Der Besitzer hatte die unselige Angewohnheit, dieses Gerät

abends anzuschmeißen. Es erzeugte einen Höllenlärm. Mit seinen Freunden setzte er sich daneben und schrie, weil sie gegen den Krach anreden mussten.

Wenn das Mahlen vorbei war, redeten sie genauso laut weiter. Sie hätten genauso gut in meinem Zimmer sitzen können - es hätte keinen Unterschied gemacht. Einmal hatte ich ihn gebeten, vielleicht ein Stück weiter weg zu gehen, aber er war von meiner kolonialen Einstellung wenig begeistert. Er fand, dass ich als Weißer ihm nicht zu sagen hatte, was er in seinem eigenen Land tun durfte. Boubacar mischte sich ein und erreichte, dass sie ein Stück weitergingen. Das hielt einen Abend. Am nächsten Tag saßen sie wieder dort. Ich dachte: Lass gut sein. Vielleicht hatte er auch recht. Was mischte ich mich da eigentlich ein?

Andere Versuche

Um dennoch eine zusätzliche Einnahmequelle zu finden, fragte ich Karim, ob ich vielleicht in den Gärten arbeiten könnte. Am Niger gab es viele kleine Gemüsegärten. Auch sie holten dort ihr frisches Gemüse. Vielleicht könnte ich dort ein kleines Stück Land mieten.

„Das ist nichts für dich. Die arbeiten hart“, sagte er. „Du? Du bist dafür nicht stark genug.“

Ich glaubte ihm nicht.

„Dann komm schauen“, sagte er.

An einem Nachmittag gingen wir zusammen zu den Gärten. Junge Männer, nur mit einer kurzen Hose bekleidet, liefen mit Eimern zur Flussböschung. Sie schütteten das Wasser über ihre Pflanzen und rannten zurück, um eine neue Ladung zu holen. Das ging den ganzen Nachmittag so weiter. Die Pflanzen sahen fantastisch aus - tiefgrün und voller Blätter. Sie bauten viel Salat und andere Blattgemüse

an. Als ich das sah, begann ich zu verstehen, dass Karim vielleicht doch recht hatte. Das würde ich keinen Tag durchhalten. Und dann noch die Hitze.

Es ging nicht nur um die Arbeit. Ein Stück Land zu bekommen, es vorzubereiten, zu säen, in Material zu investieren - das würde Zeit und Geld kosten. Jeder arbeitete hier für seinen eigenen Lebensunterhalt. Mithelfen gegen Bezahlung? Keine Chance. Dann stellten sie lieber jemanden aus der Familie ein.

Es war eine schöne Idee, aber die konnte ich abhaken. Es blieb bei der Druckerei.

Unbequeme Wahrheit

Eines tat Boubacar jedoch konsequent: In meinem Zimmer lag stets ein Vorrat an Mückenspiralen – grüne Räuchercoils, die, einmal angezündet, die ganze Nacht glimzten. Sie verbreiteten einen durchdringenden Geruch, gegen den die Mücken keine Chance hatten. Eigentlich giftiges Zeug. Ich schlief auf dem Boden; der Rauch stieg nach oben und verschwand durch die Öffnung. Ich hatte kaum Beschwerden.

Eines Tages nahm mich Boubacar auf eine Fahrt mit, die eine andere Seite seiner Arbeit zeigte. Er hatte ausdrücklich darum gebeten, dass ich mitkam. Über eine lange Treppe gelangten wir in einen Raum, in dem drei Männer in Uniform saßen - offensichtlich Zollbeamte. Boubacar stellte mich vor, und ich gab jedem die Hand. Dann holte er Formulare hervor, die sie miteinander zu vergleichen begannen. Sie diskutierten, machten Notizen, und nach und nach dämmerte es mir: Das waren keine offiziellen Dokumente. Wir befanden uns nicht in einem Zollbüro, sondern in einem unauffälligen Raum über einem

Laden, bei Beamten, die offenbar etwas nebenher verdienen wollten.

Unsere Druckerei stellte illegale Unterlagen her.

Eine unangenehme Entdeckung. Ich schwieg. Auch auf der Rückfahrt sagte ich nichts. Ich musste das erst einmal verdauen.

Doch es waren nicht nur solche dubiosen Geschäfte, die mich trafen - auch die alltägliche Rauheit des Lebens zeigte sich.

Einige Tage später sah ich, wie eine Frau gebar - mitten auf der Straße, im Sand. Ich stand wie angewurzelt. Andere Frauen eilten herbei, spannten ein Tuch um sie und schirmten sie ab. Ich blieb stehen, immer noch wie im Schock, bis ein Mann mich an den Schultern fasste und freundlich, aber bestimmt sagte:

„Das ist nichts für Männer.“

Ich kam wieder zu mir, drehte mich um und ging.

Bezahlung in natura

Inzwischen war ich immer stärker in das Leben rund um die Veranda eingebettet und bekam mit, wat sich dort so alles abspielte. Karim war ein attraktiver Mann. Er hatte leicht Kontakt zu Frauen. Seine Ehe war beschädigt worden, nachdem seine Frau fremdgegangen war. Seitdem hatte er losgelassen. Neue Freundinnen kamen und gingen.

Der Nachbar - der Schneider - setzte dem Ganzen die Krone auf. In seinem Atelier herrschte ein ständiges Kommen und Gehen von Frauen, und wenn über den Preis verhandelt werden musste, war Geld nicht immer nötig. Bezahlung in natura genügte oft. Momo's Zimmer wurde dann vorübergehend in Beschlag genommen. Er musste sich solange anderswo herumtreiben. Fast täglich war etwas

los. Seine Frau, die übrigens ausgesprochen hübsch war, schien es nicht zu kümmern. Oder sie wusste es nicht - aber das bezweifelte ich.

Momo, ein großer, kräftiger Mann, hatte ebenfalls eine Freundin, mit der er später heiraten wollte. Sie kam ab und zu vorbei, doch er war nie wirklich freundlich oder zärtlich zu ihr. Sie war ein junges Mädchen, das offensichtlich in ihn verliebt war. Momo hielt sie jedoch eher auf Abstand und hatte nebenbei seine Affären.

„Wenn ich heirate, werde ich ein guter Muslim sein“, sagte er. „Dann gehe ich jede Woche in die Moschee und Sorge für meine Frau und Kinder. Bis dahin will ich Spaß haben.“

Einmal fragte ich Boubacar, warum er zwei Frauen hatte, obwohl sein christlicher Glaube das eigentlich nicht erlaubte.

„Ich bin offiziell katholisch“, sagte er. „Aber ich glaube an nichts.“

Über seine Frauen sagte er: „Mit der ersten lief es nicht mehr. Statt mich scheiden zu lassen und meine Frau und Kinder im Stich zu lassen, habe ich beschlossen, eine zweite Frau zu nehmen: Eine Hälfte der Woche wohne ich hier, die andere dort.“

„Und? Wie ist das - zwei Frauen?“

„Je mehr Frauen, desto mehr Probleme“, sagte er trocken.

Familie als Pflicht

Boubacar erzählte auch, dass Erfolg in der Familie wie ein Magnet wirkte. Wer Geld hatte, wurde für alle anderen verantwortlich gemacht. Cousins, Cousinen, entfernte Verwandte - sie konnten einfach vor deiner Tür stehen,

wenn sie Schwierigkeiten hatten. Und du konntest sie nicht abweisen. Es war Familie.

Sein Vater hatte früher ein Geschäft in Frankreich gehabt, etwas Geld zurückgelegt und fuhr nun mit einem kleinen Lastwagen voller Reis durchs Land, um diesen an die Familie auszuliefern. Kostenlos, aus Pflichtgefühl.

Es erinnerte mich an den Jungen im Bus in Mauretanien, der diese Tradition gründlich satt hatte.

Bäume in der Stadt

Am wohlsten fühlte ich mich bei Karim und Momo. Wir konnten über alles reden: Frauen, Religion, Fußball, Afrika, Europa, Armut, Politik, Ökologie. Obwohl sie kaum lesen oder schreiben konnten - Karim ein wenig - waren sie gut informiert und dachten viel nach. Sie besaßen eine natürliche Intelligenz, auf die sie stolz waren.

„Ihr basiert auf Wissen“, sagte Karim einmal. „Wir folgen unserer Intuition.“

Sie waren sich bewusst, welchen Schaden wir der Natur zufügen. Daher müssten ihrer Meinung nach mehr Bäume in die Stadt. Sie hatten selbst Geld gesammelt, um vor der Veranda ein paar Bäume zu pflanzen. Doch jedes Mal, wenn ein Bäumchen ein neues Triebchen hervorbrachte, das eine richtige Zweig werden sollte, kam ein alter Mann vorbei und riss diese frischen grünen Sprossen ab. Karim explodierte jedes Mal, wenn es wieder passiert war.

Sie wussten, wer es tat, und hatten ihm schon mehrfach versucht klarzumachen, dass die Bäume wachsen sollten. Anfangs ignorierte er es, doch schließlich gab er nach. Karim erzählte, dass nicht nur sie, sondern auch seine Familie mit ihm gesprochen hatten.

Solche kleinen Siege gaben Karim und Momo Mut, dass

Veränderung möglich war - sogar am Rand dieser großen Stadt.

Wer ist Salif Keita?

Im Stadtzentrum hatte ich den berühmten malischen Musiker Salif Keita in seinem Mercedes fahren sehen. Keita war ein Albino mit heller Haut. Zurück bei Karim und den Jungs beschloss ich, sie ein bisschen zu ärgern.

„Ist Salif Keita nun weiß oder schwarz?“ fragte ich.

Karim schaute mich an, als sei ich nicht ganz bei Trost. „Schwarz, natürlich.“

Ich widersprach: „Du siehst doch, dass er weiß ist.“

Das führte zu einer hitzigen Diskussion, an der sich alle beteiligten. Karim war am leidenschaftlichsten. Er weigerte sich zu akzeptieren, dass ein nationaler Held dem „anderen Lager“ zugerechnet wurde. Doch auch die anderen ließen sich nicht von äußeren Merkmalen täuschen. Keita war schwarz, Punkt.

Studieren auf der Straße

Ich lernte Roger kennen, einen Nigerianer in meinem Alter. Er hatte eine Zeit lang in Amsterdam gelebt und erzählte oft von dieser Periode. Wir hingen oft zusammen rum. Er wechselte Geld und studierte nebenbei Jura - nicht an der Universität, sondern auf der Straße, mit Büchern aus der Bibliothek.

Die Idee von „Recht“ faszinierte mich. Während er sich auf Französisch durch die Gesetze arbeitete, begann ich ebenfalls darüber nachzudenken. Ich fragte mich, wer entscheidet, was gut oder schlecht ist, wer die Autorität erhält und warum. Wer bestimmt, ob ich verhaftet werde,

wenn ich auf der Straße Musik mache, meine Papiere zeigen muss, mich rechtfertigen oder sogar an der Grenze ausgezogen werde?

In unseren Gesprächen ging es oft um solche Fragen. Es wuchs etwas. Noch klein, aber lebendig - wie die Bäumchen, die Karim vor der Veranda gepflanzt hatte.

Abwertung

Dann brach plötzlich Panik aus. Frankreich hatte beschlossen, den CFA-Franc von einem Tag auf den anderen abzuwerten - über Nacht wurde er halbiert. Menschen kamen auf mich zu mit Fragen. Sie hatten im Radio gehört, es sei gut für den Export, aber sie verstanden nicht, was es für sie bedeutete. Sie hofften, dass ich es wüsste.

Ich verstand nichts von Wirtschaft, aber das Exportargument erschien mir unsinnig. Mali exportierte kaum, und was exportiert wurde, ging nach Frankreich. Handel mit anderen Ländern lief ebenfalls über Frankreich. Am Abend vor Inkrafttreten der Maßnahme bildeten sich lange Schlangen an den Tankstellen: Morgen würde Treibstoff doppelt so teuer sein.

Karim hatte Vertrauen. Frankreich war für ihn der große Bruder.

„Die helfen uns schon“, sagte er.

Ich sah das anders.

„Frankreich denkt nur an sich selbst und kümmert sich nicht um euer Schicksal. So funktioniert eine Kolonialmacht nicht. Schlag dir das lieber aus dem Kopf“, sagte ich.

Die Unsicherheit in den Straßen von Bamako spiegelte sich in meinem eigenen Körper wider. Während die Menschen rechneten, wie sie den nächsten Tag überstehen würden, begann auch mein Körper Signale zu senden. Die

Krise spielte sich nicht nur draußen ab, sondern auch in mir.

Malaria

Meine Nachlässigkeit mit den Malariatabletten kam mich teuer zu stehen. Ich wurde krank. Ich hatte es schon eine Weile kommen sehen. In der Stadt traf ich ein Mädchen, eine Apothekerin, die in München aufgewachsen war und fließend Deutsch sprach. Von ihr hatte ich eine Schachtel Tabletten gekauft, aber es war bereits zu spät.

Beim Essen nahm Karim eines Tages mein Gesicht in die Hände, hob ein Augenlid an und sah, dass das Augenweiß gelb war. Kein Zweifel. Er warnte Boubacar, den er als meinen Verantwortlichen betrachtete. Boubacar kam und bestätigte Karims Verdacht: *Malaria*.

Danach ging es schnell bergab. Mein Appetit verschwand; jeder Bissen wurde zur Anstrengung. Meine Kleider hingen lose, der Gürtel konnte zwei Löcher enger. Schultern und Hüftknochen traten hervor. Sitzen tat am Hintern weh; liegen war noch das Beste. Nach hundert Metern Gehen stand ich zitternd auf den Beinen und musste mich stundenlang erholen. Der Kopf wurde leicht, die Welt schwarz an den Rändern. Nachts lag ich wach: Schüttelfrost, dann wieder Schweiß, der Atem hoch, das Herz hörbar in meinen Ohren.

Karim und Momo kamen vorbei und brachten Reis oder Brühe; meist blieb es bei ein paar Happen. Sie stellten Wasser hin, Tee mit viel Zucker. Ich nahm kleine Schlucke und schloss die Augen wieder. Die Stimmen auf der Straße klangen gedämpft, die Tage flossen ineinander. Jeder Besuch wurde kürzer, die Blicke besorgter. Man fürchtete das Schlimmste.

Irgendwann dachte ich: Diese Menschen leben seit Jahrhunderten mit Malaria - sie müssen doch etwas dagegen haben? Ich fragte Karim, ob er kein traditionelles Mittel kenne. Er sah mich skeptisch an. Das Vertrauen in die moderne Medizin war so groß geworden, dass man kaum noch an eigene Heilmittel glaubte. Karim nahm auch ständig irgendwelche Pillen, nicht für etwas Bestimmtes, sondern weil er dachte, dass sie gesund seien.

„Es gibt da schon etwas“, sagte er schließlich. „Willst du das wirklich nehmen?“

„Gerne.“

Auf dem Markt vor unserer Tür kaufte er für ein paar Münzen ein Bündel einer bestimmten Pflanze. Eine Frau, die mit ihrem Mann hinter dem Fotogeschäft wohnte, bekam den Auftrag, daraus Tee zu machen. Jeden Tag bekam ich ein Glas. Es war so bitter, dass ich fast zwanzig Minuten brauchte, um es auszutrinken.

Doch nach ein paar Wochen begann ich mich besser zu fühlen. Mein Appetit kehrte zurück, ich ging zum Markt, um Bananen und andere Leckereien zu kaufen. Auch mein Stuhlgang normalisierte sich - obwohl ich damit seit meiner Ankunft regelmäßig Probleme gehabt hatte. Das Klima, das Essen, das Wasser - wer weiß? Oft hatte ich mit Verstopfung zu kämpfen.

Der Weg nach oben war jedenfalls eingeschlagen, auch wenn es sicher zwei Monate dauerte, bis ich wieder ganz hergestellt war. Dann gratulierte mir Karim und sagte: *„Jetzt bist du ein echter Afrikaner.“*

Oumou Sangaré

Im Viertel war ein kostenloses Konzert von Oumou Sangaré angekündigt, der weltberühmten Sängerin und Vorkämp-

ferin für Frauenrechte in Afrika. Sie war hier aufgewachsen, eine Tochter des Viertels, und alle freuten sich darauf.

Als sie die Bühne betrat, in einem langen, prächtigen Gewand, ging ein Beben durch die Menge. Ihre Präsenz war magnetisch - kraftvoll, aber ohne Pose. Zwischen den Liedern richtete sie kurze Botschaften im Bambara an das Publikum, die jedes Mal mit lautem Jubel beantwortet wurden.

Die Musik schlug wie Wellen über die Menschen, hob sie hoch und nahm sie mit in einen Strom aus Rhythmus und Emotion. Auf dem Platz wurde getanzt, gesungen, gerufen. Die Leute rasteten aus, aber mit Respekt. Einige kletterten auf die Bühne, tanzten einen Moment mit ihr oder neben ihr und verschwanden dann wieder in der Masse. Ein Tänzer mit weißer Farbe im Gesicht heizte das Publikum mit wilden, fast tranceartigen Bewegungen zusätzlich an.

Das Konzert fühlte sich an wie ein kollektives Ausatmen. Für einen Moment vergaß man das harte Leben, den Mangel, die Unsicherheit. Hier stand jemand, die es geschafft hatte, ohne sich von ihrem Volk abzuwenden.

Einbruch

Noch berauscht von der Energie des Konzerts ging ich zurück zu meinem Zimmer. Die Stimmen und Trommeln hallten in meinem Kopf nach. Die Tür stand offen. Es war eingebrochen worden.

Ich sah mich schnell um, aber auf den ersten Blick fehlte nichts. Wertvolle Dinge hatte ich nicht zurückgelassen; Geld und Pass trug ich immer in einer Tasche um die Hüfte.

Niemand im Compound hatte etwas gesehen oder gehört - alle waren beim Konzert gewesen.

Es war unangenehm, aber ich beschloss, es dabei zu belassen. Es fehlte nichts. Der Dieb hatte sich geirrt.

Abreise

Karim hatte in einem anderen Viertel ein neues Geschäft eröffnet, ungefähr sieben Kilometer entfernt. Er kam nur noch selten zur Veranda. Ich hatte das Gefühl, dass ich in letzter Zeit vielleicht etwas zu viel von ihm erwartet hatte. Ein leichtes Schuldgefühl blieb. Vor allem störte es mich, dass ich ihn kaum noch sah. Zu ihm hatte ich die beste Beziehung.

Vielleicht hatte sich etwas zwischen uns verändert, ohne dass wir es ausgesprochen hatten. In Rollen, Erwartungen, Nähe. Aber wie auch immer - ich spürte, dass es Zeit war, weiterzuziehen. Ich war wieder gesund, fühlte mich stark. Aber ich hatte kaum noch Geld. Der Großteil der letzten fünfzig Gulden war für die Verlängerung meines Visums draufgegangen.

Es dauerte ein paar Tage, bis ich den Entschluss fasste. Dann erzählte ich es den anderen. Boubacar war vor allem froh, dass ich wieder auf den Beinen war. Er gab mir etwas Geld für die Reise. Momo war zurückhaltender. Er warnte mich.

„Mali ist ein ruhiges Land“, sagte er, „mit entspannten Leuten. Aber das ist nicht überall so in Afrika.“

Er fragte nicht genau, wohin ich wollte - und ehrlich gesagt wusste ich es selbst nicht. Aber ich verstand, was er meinte. Keine Unruhe suchen. Nicht in den Süden. Also beschloss ich, nach Osten zu gehen, Richtung Niger. Das schien ihm die bessere Wahl.

Am Tag meiner Abreise gingen Momo und ich zu Karims neuem Laden, um uns zu verabschieden. Wir

redeten ein wenig. Dann folgte eine kurze Umarmung. Keine sentimentalen Worte.

Wir gingen auseinander wie Männer. Ohne Emotion.

Mit dem bisschen Geld, das ich noch hatte, und dem, was ich von Boubacar bekam, kaufte ich ein Busticket nach Gao, etwa 1.150 Kilometer entfernt. Was danach kommen würde, würde ich sehen. Wieder hatte ich kein Visum, aber auch das würde sich irgendwie lösen.

Nach Osten

Momo brachte mich früh zum Busbahnhof. Überall Bewegung und Geschäftigkeit; in der Luft hingen Diesel, Staub und gebratene Bananen. Händler verzurrten Ballen auf dem Dach des Busses; eine Mutter band ihr Kind auf den Rücken. Momo steckte mir noch Geld zu - von ihm und von Karim - und nahm mich mit seinen großen, kräftigen Armen ein letztes Mal fest in den Arm, und das war's dann.

Nach einem halben Jahr verließ ich Bamako. Ich fühlte mich leicht, bereit für etwas Neues, ohne zu ahnen, wie schnell sich alles ändern würde. Der Fahrer zählte abgegriffene Scheine, nickte, startete den Motor. Wir rollten los.

Die Stadt verfloss hinter mir: niedrige Häuser, dann Felder, dann Savanne. Im Bus Kassettentapes: Oumou, Salif, Jimi Hendrix, Led Zeppelin. Der Lautsprecher vibrierte bei jedem Loch im Asphalt. Der Mann neben mir teilte eine Tüte Erdnüsse und fragte, wohin ich wolle.

„Gao.“

Er tippte auf mein Ticket und lachte: „C'est loin.“

Erster Halt Ségou. Verkäufer streckten Arme durch die Fenster: Mangostapel, Wasserbeutel, Brochettes auf einem Eisengestell. Der Motor lief währenddessen weiter. Das Asphaltband war stellenweise neu, scharf und dunkel; dann

endete es abrupt, und die Waschbrettstufe begann. Der Bus schlingerte an einem Lastwagen mit Jutesäcken vorbei. In der Ferne ein Hirte mit Vieh.

In Sévaré, nahe Mopti, begann das Gebiet der Tuareg. Es war bereits dunkel, als wir ankamen. Wir hielten auf einem Feld voller Militärfahrzeuge. Der Fahrer stieg aus und sprach mit einem Soldaten. Wir warteten gelassen; niemand stellte Fragen. Ich trank warmes Wasser aus meiner Flasche und sah mich um. Männer mit automatischen Waffen und ausdruckslosen Gesichtern.

Um weiterfahren zu können, musste erst eine Kolonne gebildet werden, wie in der Westsahara. Seit einiger Zeit war nichts passiert, aber in der Vergangenheit waren Reisende hier überfallen worden. Also wählte man die sichere Variante.

Am nächsten Tag sollten wir uns sammeln. Der Busfahrer führte uns zum Marktplatz, wo wir alle gemeinsam im Freien schlafen konnten.

Secrets

Im Bus traf ich einen Mann aus Burkina Faso. Wir suchten uns einen Platz nebeneinander, legten unsere Sachen ab und redeten unter dem Sternenhimmel noch etwas nach. Seine Stimme war ruhig und gedämpft, offenkundig nicht für andere Ohren bestimmt. Er blickte in die Ferne, wo Gebäude vom Mondlicht sanft beleuchtet wurden.

Das Gespräch kam auf die *secrets* - die verborgenen Kräfte, die Machtstrukturen aufrechterhalten. Er erzählte, wie viele afrikanische Politiker Kontakt zu Heilern und Geisterbeschwörern suchten, die durch Rituale Wohlstand herbeiführen sollten.

Er nickte langsam, beinahe feierlich, als sähe er es vor sich.

„Wir können Christen sein, Muslime, was auch immer“, sagte er und sah mich direkt an. „Aber am Ende glauben wir alle an die Geister.“

Seine Augen funkelten kurz im Mondlicht. Kein Hauch von Zweifel.

Auch innerhalb von Familien, sagte er, würden solche Kräfte eingesetzt. In hierarchischen Strukturen, in denen Ältere das letzte Wort hatten und Frauen kaum Einfluss besaßen, zog man bei Konflikten manchmal einen Magier zu Rate. Mit einer Haarlocke, einem Kleidungsstück oder einem persönlichen Gegenstand wurde ein Ritual durchgeführt, um unsichtbare Kräfte gegen jemanden in Bewegung zu setzen.

Ich hörte zu. Fand es faszinierend, aber auch kaum vorstellbar. Obwohl ich in Bamako etwas erlebt hatte, das nun plötzlich in einem anderen Licht stand.

Ich kannte dort einen Mann, einen Lehrer an einer kleinen Schule. Er war etwas aufdringlich, ein wenig manipulativ. Er wollte, dass ich ihm half, Geld aus Europa für seine Schule zu bekommen. Ich hatte ihm mehrmals erklärt, dass ich das nicht einfach arrangieren konnte, aber er kam immer wieder darauf zurück. Ich hatte allmählich genug und machte ihm auf weniger diplomatische Weise klar, dass ich ihm nicht helfen konnte.

Kurz vor meiner Abreise trafen wir uns noch einmal. Er war sehr freundlich. Kein Wort mehr über Geld. Stattdessen bat er mich, mich zu ihm zu setzen. Wir redeten etwas, und plötzlich fragte er mich nach einer Haarlocke - als Andenken, sagte er. Weil gute Freunde so etwas füreinander tun.

Ich fand es merkwürdig, sah aber nichts Böses darin. Ich schnitt eine kleine Haarsträhne ab und gab sie ihm.

Jetzt, dort im Sand neben meinem Reisegefährten aus Burkina Faso, dachte ich: *Hmm... da steckte wohl mehr dahinter, als ich begriffen hatte.*

In Kolonne nach Gao

Am nächsten Morgen bildeten wir einen Konvoi. Langsam setzten wir uns in Bewegung. Richtung Douentza wurde die Savanne kahler, trockener, stiller. Keine Dörfer mehr; nur ab und zu ein Schatten unter einem Baum. In der Ferne flimmerte der Sand in der Hitze, wie Wasser, das nicht da war.

Stundenlang gab es nur Weite, bis Hombori plötzlich auftauchte. Felsplateaus und Türme stapelten sich am Horizont wie Burgen; die Kanten schwarz vor Schatten, das Licht zäh gelb am Nachmittag. Für einen Moment glaubte ich, in Arizona zu sein, im Land der verschwitzten Western, mit seinen gewaltigen Mesas und rotbraunen Steinwänden.

In Gossi hielt die Kolonne kurz an. Wir nutzten die Pause zum Pinkeln und Beinevertreten. Der Fahrer kroch unter die Haube, prüfte Motor und Kühler. Eine Jerrykanne erschien; auffüllen, wo nötig. Dann rollten wir weiter, den letzten Kilometern entgegen.

Am Nachmittag erreichten wir Gao. Der Bus rollte in den Bahnhof ein. Alle streckten sich, klopfen Staub von ihren Kleidern, suchten ihre Taschen auf dem Dach. Ich stieg aus - mit trockenem Hals und einer Blase, die kurz vorm Platzen war.

Zwei Tage und ein Bus voller Geduld

Von Gao aus fuhren Busse nach Niamey, und das wenige Geld, das ich noch hatte, reichte gerade für ein Ticket. Danach war ich völlig pleite.

Wir mussten warten. Wie lange, wusste niemand; Abfahrtszeiten waren ein vages Konzept. Was mir auffiel, war die Gelassenheit aller. Kein Murren, selbst wenn es bis zum nächsten Tag dauerte. Jeder fügte sich seinem Schicksal und machte das Beste daraus.

Ich war dem schon öfter begegnet - mit meiner westlichen Effizienz und meinem Planungsdrang - doch in diesem Licht hatte es auch seine Schönheit. Gelassenheit als Überlebenskunst.

Die meisten Busse erinnerten an jene in Europa: etwas älter, aber meist in gutem Zustand. Nur waren sie alle voll.

Vor dem gare routiére stand ein alter, heruntergekommener Schulbus aus den vierziger Jahren, der in der Sonne tickte. Dort gab es noch Platz. Ein französischer Junge und ich waren die einzigen Weißen. Wir tauschten einen Blick aus; der Zustand des Gefährts sagte alles. Abgeblätterter Lack, durchgesessene Sitze, glatte Reifen ohne Profil, Fenster, die sich nicht öffnen ließen. Und - wie sich noch zeigen sollte - ein Motor am Ende seiner Kräfte.

Die anderen störte es nicht. Säcke Hirse wurden aufs Dach geschnallt, eine Ziege wanderte in den Bauch des Busses, Kinder landeten auf irgendwelchen Schößen. Binnen kurzer Zeit war alles voll. Der Fahrer prüfte, ob alles gut befestigt war; Schlüsselbund in der Hand, Öl an den Fingern. Er piffte, gab ein kurzes Zeichen. Wir fuhren los.

Wir folgten dem Niger Richtung Ansongo. Roter Staub fegte über die Scheiben. An der ersten Kontrolle ging das Fenster herunter: Papiere, ein kurzer Plausch, „un petit

cadeau?“ Ein paar schlaffe Scheine, ein Nicken, weiter. Zehn Kilometer später stand der Bus zischend still. Der Fahrer legte einen Lappen über den Kühlerdeckel; Dampf, leere Kanister. Wir suchten Schatten unter einer Akazie, gaben einen kräftigen Schubs, und der Motor sprang wieder an.

In Labbezenga folgte die Grenzkontrolle. Alles musste aus dem Bus und in den Sand. Vier Zöllner gingen langsam an den Gepäckstücken entlang: schauen, tasten, suchen nach allem, worauf sich Einfuhrgebühren erheben ließen. Koffer auf, Taschen durchsucht, da und dort etwas auseinandergebaut. Einige wurden einzeln ins Büro gerufen, um „abzurechnen“.

Dann kam die Kasse für alle: 500 CFA für die Einreise. Keine Quittung, keine Erklärung. Ich hatte noch nie Eintritt für ein Land bezahlt - das war eindeutig keine offizielle Regelung. Vor dem Büro standen vier identische weiße Peugeot 504 Spalier, glänzende Statussymbole. Wie bezahlt man so etwas mit einem Beamtengehalt? Ich dachte an die gefälschten Zolldokumente bei Boubacar. Wir hatten keine Wahl. Alle zahlten.

Nur ich nicht. Mein Geld war aufgebraucht.

Der Franzose bemerkte es. Ohne ein Wort schob er mir die 500 CFA zu. Wir standen alle in einer Reihe vor dem Büro. Drinnen lehnte der Kommandant in seinem Stuhl wie ein Fürst auf seinem Thron. Nach jedem Vorgang bellte er ein barsches „Nächster!“.

Das sah nicht gut aus, aber ich versuchte ruhig zu bleiben.

Als ich an der Reihe war, kam ich ihm zuvor:

„Ich habe kein Visum“, sagte ich sofort. „Ich besorge es in Niamey. Hier ist mein Busticket.“

Ich gab ihm meinen Pass und das Geld. Er blätterte, schwieg. Aus seinem wohlgenährten Bauch kam ein kleines

Grollen. Er sah mich noch einmal an, machte eine kurze Armbewegung: verschwinden.

Weiter nach Ayorou: Waschbrett, Schlaglöcher. Der Motor war in so schlechtem Zustand, dass wir alle paar Kilometer anhalten mussten. Dampf quoll unter der Haube hervor; wir warteten, bis er wieder abgekühlt war. Manchmal stand die gesamte Besatzung draußen, unsicher, ob wir unser Ziel überhaupt erreichen würden, während der Fahrer uns Mut machte und behauptete, es sei alles in Ordnung.

An jeder Kontrolle - und davon gab es viele - musste unser Fahrer Schmiergeld zahlen, um weiterfahren zu dürfen. Denn selbst nach afrikanischen Maßstäben war der Bus nicht mehr verkehrstüchtig.

Der Nachmittag sank, der Himmel wurde kupferfarben. Was normalerweise eine halbtägige Fahrt war, dauerte bei uns schließlich zwei volle Tage.

Doch niemand beschwerte sich. Jeder nahm es, wie es kam.

Am Abend hielten wir irgendwo am Straßenrand. Alle suchten sich einen Platz zum Schlafen. Essen wurde geteilt, man sprach und lachte. Auch der Fahrer, ein fröhlicher Mann mit Humor, trug zur Stimmung bei. Er konnte über die Scherze über seinen Bus lachen.

„Ich bin nicht schuld“, sagte er. „Ihr baut diese Wagen!“ - und zeigte auf mich und den Franzosen.

„Ja“, sagte ich, „aber wenn sie bei uns in diesem Zustand sind, kommen sie auf den Schrott.“

„Non non non non!“, rief er theatralisch, als ginge es um seine Geliebte.

Alle lachten schallend.

Der zweite Tag brachte das gleiche Ritual. Checkpoints mit Gendarmen, die die Hand aufhielten. Der Fahrer

grinste kurz, zählte ab, zahlte. Wieder blieben wir regelmäßig stehen: Überhitzung, ein loses Kabel, ein platter Reifen. Die Sonne stieg und sank. Tillabéri glitt als staubige Verheißung vorbei. Nun war es nicht mehr weit.

Inzwischen hatte der Fahrer so viel Schmiergeld gezahlt, dass er kein Geld mehr hatte. Er ging durch den Bus und fragte, ob die Passagiere etwas beisteuern könnten. Man lachte, aber es war kaum jemand bereit. Alle fanden, das sei seine Sache.

Und doch schaffte er es jedes Mal irgendwie. Gegen Abend ratterten wir nach Niamey hinein - taumelnd, qualmend, aber angekommen.

Niamey

Die erste Nacht schlief ich am Busbahnhof, wie so viele andere Reisende. Auf dem Boden, zwischen Taschen, Beinen und schlafenden Körpern.

Am nächsten Tag traf ich einen jungen Mann aus Gambia. Er war mit seiner Frau und zwei Kindern hierher gereist, über denselben Weg wie ich. Sie waren gläubige Christen, freundlich und offen. Als er merkte, dass ich völlig pleite war, lud er mich ein, gemeinsam etwas zu essen.

Entlang der Straßen standen überall kleine Essensstände - improvisierte Küchen unter Vordächern, mit dampfenden Töpfen und Schalen voller Gemüse, das mich sofort an Bamako erinnerte und an die Gartenstücke entlang des Niger, der auch hier durch die Stadt floss.

Während wir aßen, erzählte er von seinem Leben in Gambia. Er hatte viel Zeit mit weißen Touristen verbracht und schilderte, was ihm an ihnen aufgefallen war.

„Weiße unternehmen etwas mit ihren Kindern“, sagte er. „Sie nehmen sie mit zum Strand, in einen Freizeitpark oder in den Zoo. Afrikaner tun das nicht. Die bleiben zu Hause und lassen die Kinder machen, was sie wollen.“

In seiner Glaubensgemeinschaft versuchten sie, daran etwas zu ändern. Sie organisierten besondere Tage für die Kleinen: Ausflüge, Sport und Spiele, Thementage rund um den Glauben.

In seinen Worten lag Hingabe, aber auch ein Sehnen. Nach Veränderung, nach Aufmerksamkeit, nach etwas, das er gesehen hatte und nicht mehr losließ.

Wir verbrachten den ganzen Tag zusammen. Er sah es offenbar als seine christliche Pflicht, sich um mich zu kümmern - als um seinen Nächsten. Das rührte mich, aber es machte mich auch unruhig. Er hatte selbst kaum Geld, und ich wollte nicht, dass seine Familie für mich verzichten musste.

Ich musste etwas finden. Etwas Eigenes. Aber was?

Ein Visum hatte ich immer noch nicht - nicht aus Unwillen, sondern weil ich es einfach nicht bezahlen konnte.

Sozialhilfe?

Da kam mir eine Idee. In der Stadt gab es ein niederländisches Konsulat. Man hatte mir einmal erzählt, dass man auch aus dem Ausland eine niederländische Sozialhilfeleistung beantragen könne. Vielleicht war das eine Möglichkeit. Ich beschloss, es zu versuchen.

Auf dem Weg zum Konsulat kam ich durch einen der besseren Stadtteile Niameys. Breite Alleen, auf beiden Seiten große Bäume, die etwas Schatten spendeten. Villen

mit ummauerten Gärten und schweren schmiedeeisernen Toren.

Ein scharfer Kontrast zum Rest der Stadt. Hier wohnten die Reichen. Botschaften, Büros internationaler Organisationen, Hilfsinstitutionen.

In einem der Gebäude stand die Tür offen. Drinnen saßen ein paar Weiße an Laptops. Es waren Niederländer, die für eine Hilfsorganisation arbeiteten. Ich trat ein und versuchte, ein Gespräch anzuknüpfen.

Ich hoffte auf ein freundliches Wort, vielleicht einen Moment der Verbundenheit - es war schon so lange her, dass ich Landsleute gesehen hatte. Doch sie waren nicht besonders interessiert. Kurz angebunden, distanziert. Wahrscheinlich einfach beschäftigt.

Schade.

Der Konsul

Im Konsulat traf ich den Konsul - einen großen, stattlichen Mann mit würdevoller, aber auffallend freundlicher Ausstrahlung.

Ich schilderte ihm meine Situation und fragte, ob es möglich sei, aus dem Ausland Sozialhilfe zu beantragen. Er hörte zu, nickte bedächtig, bat aber zuerst um meinen Pass. Damit verschwand er in einen Raum im hinteren Teil des Gebäudes.

Ich blieb allein zurück, in einem gemütlichen, hellen Raum. Überall standen Blumen und Pflanzen. Die Wände waren sanft weiß, und durch das Fenster sah ich in einen Garten mit einem Swimmingpool. Auch wenn dieser Pool offenbar seit langer Zeit nicht mehr gepflegt worden war - das Wasser war trüb und mit Blättern bedeckt.

In der Mitte des Raums stand ein großer Vogelkäfig mit einem Papagei. Alle paar Minuten durchbrach er die Stille mit einem schrillen Schrei. Eine Klimaanlage summte leise; die Luft war angenehm kühl.

Der Papagei und ich waren die einzigen Lebewesen im Raum. Aus Neugier ging ich zu seinem Käfig. Ich sprach leise, versuchte, ihn mit ein paar Worten und Geräuschen zu reizen. Er sah mich an, schiefen Kopfes, als wüsste er genau, wer ich war. Aber er erwiderte nichts.

Irgendwann streckte ich - fast automatisch - den Finger durch die Gitterstäbe, als Geste der Freundschaft.

Er biss sofort zu. Hart. So hart, dass ich einen Moment dachte, mein Finger sei gebrochen.

Ich konnte einen Schrei kaum unterdrücken. Vor Schmerz krümmte ich mich zusammen, presste die Hand zwischen meine Knie und drückte fest zu, um das brennende Gefühl zu dämpfen.

Was für ein Mistvieh.

Als der Konsul nach etwa fünfzehn Minuten zurückkam, war mein Finger noch heiß vor Schmerz. Er lächelte freundlich und sagte: „Alles ist in Ordnung.“

Ich fragte, was er damit meinte.

Er hatte meine Daten überprüft - um sicherzugehen, dass ich nicht von der Polizei gesucht wurde. Das überraschte mich kurz, aber ich verstand, dass es zu seinem Amt gehörte.

Dann erklärte er, dass man tatsächlich Sozialhilfe beantragen könne, dass es jedoch mindestens sechs Wochen dauern würde. Außerdem bräuchte ich eine Aufenthaltsgenehmigung, eine offizielle Adresse und diverse Unterlagen - alles Dinge, die ich ohne Geld oder Netzwerk unmöglich organisieren konnte.

Er sah die Enttäuschung in meinem Gesicht.

Da sagte er: „Warum rufen Sie nicht Ihre Eltern an und bitten sie, Geld für einen Flug nach Hause zu schicken?“

Es traf mich unerwartet. Zum ersten Mal in all diesen Monaten nannte jemand das Wort *zu Hause*. Daran hatte ich nicht einmal gedacht. Zurückkehren? Ich wollte meine Reise beenden. Nicht jetzt. Nicht so.

Der Konsul sah mich an und sagte dann: „Denken Sie in Ruhe darüber nach. Und wenn Sie Ihre Eltern anrufen wollen, kann ich Ihnen Geld für die Telefonkosten leihen.“

Damit hatte ich nicht gerechnet. Es kam wie ein Schlag aus heiterem Himmel.

Der Konsul sah mich als jemanden, der Hilfe brauchte - und helfen wollte. Aber ich sah mich nicht als hilfsbedürftig. Ich war jemand, der seinen eigenen Weg finden musste. Und er, der Konsul, war nur eine Station auf diesem Weg.

Der Gedanke, meine Eltern um Geld zu bitten, fühlte sich an wie eine Niederlage. Eine Kapitulation. Was blieb dann übrig von meinem Plan? Von meinem Entschluss, weiterzugehen, bis es wirklich nicht mehr weiterging?

War das wirklich das Ende?

Frei und einsam

Zurück in der Stadt lief ich gedankenversunken umher. Auf einer harten Sandfläche sah ich eine Gruppe Jungen Fußball spielen. In Bamako hatte ich manchmal mitgemacht. Dort ging es ziemlich rau zu. Aber wenn ich den Ball hatte, hielten sie sich zurück. Sie wollten mich nicht verletzen.

Diesmal blieb ich am Rand stehen. Ich hatte keine Lust.

Der Film lief in meinem Kopf ab. Der Grund, warum ich überhaupt hierher gekommen war. Meine Suche nach einer

Gesellschaft, in der man füreinander sorgte. Wo der Gemeinschaftsgeist noch lebte.

Und jetzt, hier, schien es sich direkt vor meinen Augen abzuspielden. Alle sorgten füreinander. Sogar für mich. Niemand wurde zurückgelassen. Es wirkte wie meine ideale Gesellschaft - und doch war sie es nicht.

Möglichkeiten, sich als Individuum zu entfalten, waren hier selten. Bildung oder Ausbildung gab es kaum. Was man lernte, kam aus der Familie - vom Vater zum Sohn, von der Mutter zur Tochter. Nur wenn ein ausländisches Unternehmen oder eine Hilfsorganisation sich niederließ und Personal für ein bestimmtes Projekt brauchte, wurde etwas angeboten, das an Unterricht erinnerte.

So sah ich einmal eine Gruppe Frauen in einem Gebäude neben Boubacars Druckerei, die Computerunterricht bekamen - organisiert von jemandem einer ausländischen Firma.

Langsam begriff ich: Wenn ich etwas aus meinem Leben machen wollte, wenn ich Ambitionen hatte, die über das Hier und Jetzt hinausgingen, dann war dies nicht der Ort.

In meinem eigenen Land lagen die Möglichkeiten bereit. Hier lebte man nach traditionellen Normen. Jeder kannte seinen Platz, fügte sich in die Hierarchie, wich nicht vom vorgegebenen Weg ab. Individuelle Freiheit war dem Kollektiv untergeordnet. Man gehörte zur Gemeinschaft, ob man wollte oder nicht.

Doch gerade deshalb war man nie allein. Es gab immer Kontakt, immer Nähe. Einsamkeit kannten sie nicht.

Einmal versuchte ich es zu erklären, dort auf der Veranda bei Karim. Was es bedeutete, völlig allein zu sein.

Heimzukommen in ein stilles Haus. Keine Stimmen.

Keine Berührung. Tage, an denen dich niemand wirklich sieht. Wochen, in denen du niemandem erklären musst, wie es dir geht - weil niemand fragt. Selbst wenn du unter Menschen bist, ist die Distanz oft so groß, so kalt, dass du schließlich freiwillig wählst, allein zu bleiben.

Sie sahen mich an mit halb fragenden Blicken, einem Lächeln voller Unverständnis. Ich erzählte von etwas, das in ihrer Welt nicht existierte - einer Krankheit, die nur in anderen Welten vorkommt. Sie konnten es sich nicht vorstellen.

Da fragte ich mich: Ist das der Kern des Unterschieds?

Entweder du bist frei und einsam.

Oder du bist verbunden, aber weniger frei.

Nach einer Nacht Schlaf wusste ich es.

Ich entschied mich für das Erste.

Nach Hause

Am nächsten Tag ging ich zurück zum Konsul und sagte ihm, dass ich meine Eltern anrufen wolle. Ich war bereits in einem Reisebüro gewesen, um Informationen einzuholen: Ein Flug nach Amsterdam würde etwa tausend Gulden kosten.

Er gab mir eine Handvoll Münzen für die Telefonkabinen am Bahnhof und eine Kontonummer, auf die das Geld überwiesen werden konnte.

Ich erreichte meinen Vater. Meine Mutter war so aufgeregt, dass er sie ständig zurückhalten musste, weil sie unbedingt mit mir sprechen wollte. Es wurde ein chaotisches Gespräch - meine Mutter voller Emotionen, mein Vater bemühte sich, ruhig zu bleiben.

Aber die Botschaft kam an. Er sagte, dass er den geforderten Betrag von 1200 Gulden sofort überweisen würde.

Danach dauerte es noch drei Tage, bis das Geld hier bei der Bank war. Als ich es endlich abgehoben hatte, ging ich zum Konsulat, um dem Konsul das geliehene Geld zurückzugeben.

Als Dank für seine Hilfe hatte ich einen Beerenstrauch für seinen Garten gekauft. Er nahm ihn lächelnd an, wünschte mir eine gute Reise und ließ mich seine Grüße an meine Eltern ausrichten.

In der Zwischenzeit suchte ich noch nach meinem Freund aus Gambia. Ich wollte ihm gern etwas Geld geben, als Dank für alles, was er für mich getan hatte.

Aber ich fand ihn nicht wieder. Wahrscheinlich waren sie schon weitergereist. Das tat mir leid.

Über Bamako und Casablanca flog ich nach Hause zurück. In Casablanca gab es noch ein Problem: Ich hatte kein Visum für Marokko. Der Mann im Reisebüro hatte mir versichert, dass es nicht nötig sei - es handle sich ja nur um einen Transit. Die Grenzbeamten sahen das anders. Ohne Visum würde ich offiziell nicht ins Land dürfen, selbst nicht für eine Zwischenlandung. Die Zeit drängte, das Flugzeug sollte bald starten. Ein Beamter, der meine Situation verstand, blätterte kurz in meinem Pass, nickte und setzte schließlich einen Stempel hinein.

„So ist es gut“, sagte er.

Am Flughafen Schiphol standen meine Eltern und meine älteste Schwester. Wenige Stunden später war ich wieder zu Hause.

Diesmal hatte ich mir vorgenommen, alles anders zu machen und das Leben nicht länger Tag für Tag an mir vorbeiziehen zu lassen. Ich hatte nie etwas zu Ende gebracht. Das wollte ich ändern. Der Samen, den Roger

einst in Bamako in mir gepflanzt hatte, war in fruchtbaren Boden gefallen.

Ich begann ein Jurastudium.

EPILOG

DREISSIG JAHRE SPÄTER

Noch ein Drittel zu gehen

Manchmal überkam es mich plötzlich: eine Erinnerung, ein Detail, das mich innehalten ließ und mich zurückbrachte auf den Weg, der hinter mir lag. Ich hatte mein Jurastudium abgeschlossen. Danach arbeitete ich in dem Beruf, auf den ich mich jahrelang zubewegt hatte. Zehn Jahre lang war ich Anwalt, streng im Anzug, in einer Welt voller Akten, Verfahren und Gerichtstermine. Von außen sah es so aus, als hätte ich es geschafft. Innerlich wusste ich, dass das nicht stimmte.

Gegen Ende meines Studiums wurde mein Sohn geboren. Das hätte ein Wendepunkt sein sollen, eine Quelle der Freude und Verbundenheit. Und das war es in gewisser Weise auch - doch zugleich begann damals die schwerste Zeit meines Lebens. Die Beziehung zerbrach, und was folgte, war keine Trennung wie im Film, nicht mit Erleichterung oder einer gewissen Würde, sondern ein Schlachtfeld. Zwölf Jahre lang begegnete ich dem Hass meiner Ex-Partnerin und ihrer Mutter. Als wäre ich nicht nur ihr

Partner gewesen, sondern der Feind des ganzen Haushalts. Ich taugte nichts, ich war kein Vater, kein Mensch in ihren Augen. Jeder Versuch, Kontakt zu meinem Sohn zu halten, wurde begleitet von Misstrauen, Widerstand, Kontrolle, Vorwürfen. Diese Jahre brachen etwas in mir. Ich lernte, wie es sich anfühlt, systematisch ausgegrenzt zu werden, während man nichts lieber will, als bei seinem Kind zu sein.

Der Anwaltsberuf bot keinen Trost. Im Gegenteil: Es war kein Ort für mich. Ich verlor meine Nähe zu mir selbst, mein Gefühl, meine Intuition. Meine Persönlichkeit veränderte sich. Alles lief über den Kopf. Ich wollte mich nicht verlieren; das war es mir nicht wert. Außerdem geriet ich immer wieder mit dem Finanzamt aneinander. Die herrische Art, die strenge, unnachgiebige Haltung. Es wirkte, als würde ich eher für sie arbeiten als für mich selbst. Immer wieder Strafen, Streit, Ärger. Ich hatte genug.

Nach zehn Jahren zog ich den Stecker. Es fühlte sich an wie Befreiung. Und dann tat ich etwas, das viele seltsam fanden, das für mich aber so natürlich war, dass ich kaum darüber nachdenken musste: Ich nahm meine Gitarre und ging wieder auf die Straße.

Diesmal nicht in den belebten Straßen von Stockholm oder Rom, sondern in Oldenburg, gleich hinter der deutschen Grenze, nicht weit von Groningen, wo ich wohnte. Jedes Wochenende fuhr ich dorthin. Tagsüber schlief ich oder streifte durch die Stadt, doch sobald der Abend kam und die Kneipen ihre Türen öffneten, setzte ich mich mitten in den Strom des Nachtlebens. Menschen blieben stehen, lachten, hörten zu und warfen etwas Kleingeld in den Gitarrenkoffer. Manchmal waren es kurze Begegnungen; manchmal bildete sich ein Kreis um mich und es entstanden wunderbare Momente. Gemeinsam singen,

jemand übernimmt die Gitarre, jemand stimmt ein Lied an - und gemeinsam genießen, bis tief in die Nacht.

Zehn Jahre lang lebte ich in diesem Rhythmus. Unter der Woche machte ich Freiwilligenarbeit in der Gartenanlage, wo ich mein kleines Häuschen hatte, und am Wochenende überschritt ich die Grenze und wurde wieder Musiker. Es lag eine Freiheit darin, die ich in der Anwaltswelt nie gespürt hatte: der direkte Austausch, die Spontaneität, der Applaus, der nicht durch Worte erkaufte war, sondern durch Klang, durch Gefühl.

Dann kam der Stillstand der Welt. Covid. Leere Straßen, geschlossene Kneipen, geschlossene Grenzen. Plötzlich gab es kein Nachtleben mehr, kein Publikum, keinen Grund, die Gitarre aus dem Koffer zu holen. Es war, als hätte jemand abrupt das Licht ausgeschaltet.

Da klingelte das Telefon: mein Vater. Seine Stimme klang entschlossen, doch ich hörte auch die Verzweiflung darunter. Meine Schwestern hatten beschlossen, dass es Zeit sei, unsere Eltern in ein Pflegeheim zu bringen. Alles war schon organisiert, als wäre es nur eine Frage einer Unterschrift und eines Umzugswagens. Aber meine Eltern wollten nicht.

Mein Vater sagte: „Wir wollen in unserem eigenen Haus bleiben. Wir wollen nicht weg.“

Ich hörte zu und wusste sofort, dass er mich um eine Entscheidung bat. Eigentlich bat er mich gar nicht - es lag schon in seinen Worten. Er wusste, dass ich kommen würde. Und so geschah es: Ich zog bei meinen Eltern ein. Nicht weil es leicht war, nicht ohne Opfer, sondern weil es der einzig richtige Weg war.

Meine Schwestern waren wütend. Sie fühlten sich übergangen, als hätte ich mit einem einzigen Entschluss all ihre Mühe zunichte gemacht. Was folgte, war eine neue Hass-

kampagne. Zuerst gegen mich, bald auch gegen meine Eltern, als hätten sie selbst Schuld an ihrer Entscheidung, im eigenen Haus zu bleiben. Sie wurden als unverantwortlich, stur, undankbar dargestellt. Und ich? Ich war der Verräter, der ihre Pläne zerstört hatte.

Manchmal frage ich mich, ob es ein Muster in meinem Leben gibt. Ob sich immer wieder Lager bilden, in denen ich automatisch auf der „falschen“ Seite lande. Erst in meiner Beziehung, dann im Beruf, später in meiner eigenen Familie. Aber was heißt falsch? Für mich fühlte es sich stets so an, als würde ich einfach versuchen, der Wahrheit treu zu bleiben - als Vater, als Mensch, als Sohn.

Das Leben mit meinen Eltern brachte neue Rhythmen. Keine Kneipen, kein Nachtleben mehr, sondern gemeinsam frühstücken, kochen, Wäsche waschen, kleine Spaziergänge. Manchmal fiel eine Stille, die ich früher unangenehm gefunden hätte, die jetzt eine sanfte Selbstverständlichkeit hatte. Mein Vater saß im Sessel und sah fern, meine Mutter schaute mit oder blätterte in einer Zeitschrift. Ich spürte, wie kostbar das war. Wie viele Menschen bekommen noch die Chance, die letzten Jahre ihrer Eltern so nah zu erleben?

Doch es gab auch Rückschläge. Ich hatte gehofft, dass sich das Verhältnis zu meinem Vater verbessern würde und er dankbar wäre, dass ich sie gerettet hatte aus dem Griff meiner Schwestern. Das Gegenteil war der Fall. Ich durchlebte meine Kindheit erneut, mit all dem Unverständnis, dem Ringen um Anerkennung und Wertschätzung, nach der ich mein ganzes Leben gehungert hatte. In all den Jahren hatte sich nichts verändert. Bis ich begriff, dass es keinen Sinn hatte, recht zu behalten. Er lebte in seiner Version der Geschichte und ich in meiner; eine Brücke dazwischen gab es nicht. Also ließ ich los. Ein unbefriedi-

gendes Ende: keine Versöhnung, keine Erleichterung, keine Linderung des Schmerzes.

Es folgte: Akzeptanz. Mein Vater war nur ein Mann innerhalb seiner Möglichkeiten; böse Absichten hatte er nie. Keine Erwartungen mehr - und mit ihnen schwand auch der Schmerz. Eine Lektion in Demut: lieben ohne Recht zu bekommen, sorgen ohne Applaus, nah sein ohne gesehen zu werden - und trotzdem treu bleiben.

Gleichzeitig blieb der äußere Druck spürbar. Meine Schwestern hatten jeden Kontakt abgebrochen, auch die Enkelkinder kamen nicht mehr. Sie waren hart, manchmal gnadenlos. Aber ich hatte gelernt, nicht mehr alles zu gewinnen. Ich hatte meine Kämpfe geführt - vor Gericht, in meiner Beziehung, auf der Straße. Dieses Mal entschied ich mich für Standhaftigkeit ohne Kampf. Ich blieb einfach. Ich war da.

Während ich längst wieder mit der Mutter meines Sohnes und ihrer Mutter durch eine Tür konnte, zweifelte ich, ob es zwischen meinen Schwestern und mir jemals wieder gut werden würde.

Drei Jahre nachdem ich bei meinen Eltern eingezogen war, starb mein Vater mit 91 Jahren. Kurz zuvor war meine Mutter wegen Demenz in ein Pflegeheim gekommen. Das Haus wurde verkauft, und ich stand wieder auf der Straße. Alles, was einmal meine Basis gewesen war, verschwand in kurzer Zeit: kein Elternhaus mehr, das mich auffangen konnte.

Nichts band mich noch hier. Freunde hatte ich aus meinem bisherigen Leben kaum behalten. Mein Sohn war mein einziger Kontakt - und für ihn musste ich nicht bleiben, er führte sein eigenes Leben. Auch nicht für meine Mutter; sie wusste längst nicht mehr, wer ich war.

Mit einem kleinen Camper und dem Gedanken, dass -

gemessen an meinen Eltern - noch ein Drittel meines Lebens vor mir lag, fuhr ich durch Europa. Ich wählte den Süden und hielt mich längere Zeit in der Schweiz, auf Sardinien und in Spanien auf. Manchmal glaubte ich, einen Ort gefunden zu haben, an dem ich mich niederlassen könnte, doch jedes Mal zerrann mir die Vorstellung zwischen den Fingern. Das kleine Erbe, das ich bekommen hatte, hätte für ein bescheidenes Haus im Süden ausgereicht. Ich sah mich schon in einem weiß getünchten Häuschen am Meer, mit einem kleinen Gemüsegarten und einem ruhigen Leben.

Es kam anders. Es gab kein Haus, sondern wieder ein Leben unterwegs. Leben von Tag zu Tag - wie früher, nur dass ich diesmal die Mittel hatte, nicht ständig ums Überleben kämpfen zu müssen. Kein täglicher Kampf um eine Mahlzeit oder ein Dach über dem Kopf, sondern die Freiheit zu reisen und dennoch Ruhe zu finden. Manchmal blieb ich länger bei Menschen, hütete ihre Häuser oder arbeitete in ihren Gärten gegen Kost und Logis.

Und währenddessen schrieb ich. An diesem Buch, aber vor allem in Gedanken. Immer wieder kehrte ich zu der Frage zurück: Wo bin ich eigentlich gelandet? Habe ich wirklich Fortschritte gemacht? Bin ich ein besserer Mensch geworden? Oder wiederholte ich nur alte Muster, als würde sich der Kreis schließen, ohne dass sich etwas Wesentliches veränderte? Und noch wichtiger: *Wartete das Kindsein Gottes auf mich?* Denn irgendwo tief in mir brannte die Frage: Ist das nicht der Sinn dieses Lebens?

Eine endgültige Antwort fand ich nicht. Es blieb beim Glauben, bei einer Überzeugung, die mich manchmal ins Wanken brachte und mir manchmal neue Kraft gab. Sicher war nur: In all diesen Jahren hatte ich mich selbst besser kennengelernt - vor allem meine schwierigen Seiten. Meine Ungeduld, meine Eigenwilligkeit, mein Hochmut, meine

aufbrausenden Reaktionen, um nur einige zu nennen. Hartnäckige Eigenschaften, die einfach nicht weichen wollen.

Es gab auch Licht am Ende des Tunnels. Eine Einsicht, die langsam, aber sicher Gestalt angenommen hatte. *Gott über alles zu lieben und den Nächsten wie sich selbst* - das war die Richtung, die ich einzuschlagen versuchte. Wie einfach die Worte auch klingen, die Umsetzung bleibt eine große Herausforderung. Und dennoch gibt es Hoffnung.

Die Liebe zu Gott ist im Grunde Liebe zum Guten, zum Wahren und zum Reinen. Ich richte mich nach einem moralischen Nordstern, der über meinen eigenen Launen und Ängsten steht. Indem ich etwas liebe, das größer ist als ich selbst, entsteht innere Standfestigkeit. Je höher die Quelle ist, aus der ich liebe, desto freier und bedingungsloser kann ich in meinen Beziehungen zu anderen sein. Ich muss meinen Wert dann nicht aus Arbeit, Erfolg, Aussehen oder der Meinung anderer schöpfen.

Nicht alles dreht sich um mich. Menschen verstricken sich oft in Angst, Eifersucht, Stolz und Unsicherheit, aber Liebe zu etwas, das über all dem steht, schafft Raum und Freiheit. Durch die Liebe zu Gott erhält auch das Leiden Sinn; es wird erträglicher, weil es Teil eines größeren Ganzen ist.

Um Gott lieben zu können, muss Er für mich eine Person sein - ein Mensch, keine abstrakte Idee. Nach seinem Ebenbild sind wir geschaffen, Mann und Frau. Eine Person, die sich in Christus als der Erlöser unseres Leidens offenbart hat. Jemand, an den ich mich wirklich wenden kann, mit dem ich durch Vertrauen eine persönliche Beziehung aufbauen kann. Jemand, den ich um etwas bitten kann und bei dem ich meine Sorgen ablegen darf.

Um meinen Nächsten zu lieben wie mich selbst, hilft es mir, mir bewusst zu machen, dass wir freie Wesen in einem

zeitlichen Dasein sind. Wir sind alle auf dem Weg zu derselben geistigen Bestimmung: *dem Kindsein Gottes*. In diesem Leben müssen wir uns zu dem verhalten, was wir sind, und zu den Entscheidungen, die wir treffen. Deshalb zählt im Grunde nur eines: lernen, nicht zu urteilen. Der Schlüssel liegt in der Selbsterkenntnis. Wer sich selbst ehrlich ins Auge sieht, erkennt seine eigenen Mängel immer deutlicher - oft mehr, als ihm lieb ist. Doch gerade diese Mängel und Schwächen bilden den Nährboden für inneres Wachstum. Und daraus entsteht ganz von selbst mehr Milde gegenüber den Schwächen und Eigenarten anderer.

Ich denke, dass derjenige, der einen anderen liebt - mit seinen Fehlern, Entscheidungen und Verwundbarkeiten - zugleich etwas in sich selbst vergibt. Dann entsteht Frieden. Die Liebe bekommt Raum. Heilung beginnt. Und so wirst du Schritt für Schritt der Mensch, der du wirklich bist: ein Kind Gottes.

Dualität

Eine weitere Einsicht, die mir viel bedeutet, ist, dass die Dualität des Lebens uns nicht lähmen muss. Besonders nicht in unserer Angst vor dem Bösen. Ich begann zu erkennen, dass das Böse nicht nur Gegner ist, sondern auch notwendige Gegenkraft. Ohne Widerstand kein Wachstum. Ohne Schmerz keine Erkenntnis.

Das Böse fordert uns heraus. Es stellt uns immer wieder vor Entscheidungen, wie ein Kreis, in der sich gegensätzliche Kräfte stets erneut begegnen. Und jedes Mal, nach Kampf und Verwirrung, kann die Liebe den Ausschlag geben. So zeigt sich, dass die Dunkelheit nur der Hintergrund ist, vor dem das Licht strahlen kann. Vielleicht sollten wir deshalb sogar dankbar sein, dass das Böse uns immer

wieder herausfordert, stärker zu werden und es zu übersteigen.

Jetzt, dreißig Jahre später, sehe ich dieselbe Dynamik im weltweiten Maßstab. Ich spreche mit Menschen, die besorgt sind. Sie reden über globale Verschwörungen, über unsichtbare Kräfte, die die Menschheit beherrschen wollen. Es heißt, seit Jahrhunderten liege ein Plan bereit, der nun Gestalt annimmt: eine Welt, in der Technologie den Menschen unterwirft und Freiheit zur Illusion wird.

Die Angst ist spürbar. Manche sehen überall Anzeichen von Kontrolle: digitale Währungen, künstliche Intelligenz, genetische Eingriffe. Als würde sich ein Netz langsam um uns zusammenziehen.

Aber wenn solche Gespräche in Gang kommen, versuche ich, eine andere Perspektive einzubringen. Ich sage: Ja, es gibt eine Gegenkraft - und sie existiert nicht ohne Grund.

So wie das Böse für das persönliche Wachstum nötig ist, gilt das auch für die Menschheit als Ganzes. Ohne Widerstand bleiben wir schläfrig. Gerade die Bedrohung zwingt uns, wach zu werden, Verantwortung zu übernehmen und unsere Seele zu vertiefen.

Es fühlt sich an, als stünde alles unter Spannung, als befände sich die Welt an einem Kipppunkt zwischen Licht und Dunkel. Die Spannung ist überall - nah und global.

Aber ich glaube, dass der Ausgang feststeht. Die Dunkelheit kann das Licht nicht auslöschen. Wie tief die Nacht auch ist, die Morgendämmerung bricht immer wieder an. Das Böse mag uns Angst machen und herausfordern, doch unbeabsichtigt führt es uns näher zusammen - so wie der Gute Hirte seine Herde sammelt.

Er kommt. *Versprochen ist versprochen.* Und Versprechen dieser Art werden nicht gebrochen.

Aus diesem Vertrauen heraus forme ich meine Gedanken und lebe meine Tage. Es ist keine große Reise, kein heroischer Weg, sondern ein einfaches Leben, in dem ich jeden Tag ein wenig mehr loslassen lerne.

Denn das Leben hier auf Erden ist nichts, woran man sich festklammern sollte. Es ist da, um zu lernen. Um zu lernen, dass nicht die Materie, sondern der Geist das wahre Leben trägt. Deshalb kann das Böse mich nicht brechen. Es lädt mich nur ein, tiefer zu lieben. Und darin, so glaube ich, liegt die Antwort, nach der ich so lange gesucht habe - nicht in Perfektion, nicht in einem geraden Weg nach oben, sondern in der Bereitschaft, den Kreis von Licht und Dunkel immer wieder zu durchschreiten, bis die Liebe den letzten Ton anschlägt.